

Deutscher Reporterpreis 2018

Die Sieger

Beste Reportage	04
Claas Relotius mit „Ein Kinderspiel“	
Investigation	22
Jana Simon, Annabel Wahba, Christian Fuchs, Nadine Ahr, Anne Kunze, Khue Pham, Amrai Coen und Götz Hamann mit der „Wedel-Recherche“	
Beste Lokalreportage	94
Verena Friederike Hasel mit „Der Aufnahmeleiter“	
Bestes Interview (2x)	
Alexander Gorkow mit „„Der Aktivist“	101
Sven Michaelsen mit „Die haben nur feste sich selber gesehen“	118
Beste Sportreportage	136
Moritz Herrmann mit „Alles auf Nichts“	
Beste Wissenschaftsreportage	144
Moritz Aisslinger mit „Seine Experimente sollten helfen, Parkinson und Demenz zu heilen“	
Bester freier Reporter	164
Jenni Roth mit „Eine Stadt sucht einen Mörder“	

Beste Kulturkritik 183

Marie Schmidt mit „Droht uns die Sprachzensur? Nein!“

Bester Essay 190

Daniel Schulz mit „Wir waren wie Brüder“

Hauptstadt-Preis 208

Marc Neller mit „Die Zuckerkrieger“

Multimedia

Petra Boberg, Sabine Mieder, Christina Sianides, Stefan Ehlert, Heike Borufka, Daniela Klein, Christine Rütten, Dominik Nourney, Frederik von Castell, Klaudija Schnödewind und Bettina Emmerich mit „Opfer ohne Stimme - wie wir unsere Kinder vor Gewalt schützen“

Bestes Web-Video

Patrick Stegemann und Rayk Anders mit „Lösch Dich! So organisiert ist der Hate im Netz, Dokuüber Hater und Trolle“

Datenjournalismus

Fabian Altenried, Andreas Baum, Michael Gegg, Jakob Kluge, Hendrik Lehmann, David Meidinger, Hannes Soltau und Helena Wittlich mit „Radmesser“

Ein Kinderspiel

Mouawiya Syasneh ist 13 Jahre alt, als er Baschar al-Assad mit einem Graffito beleidigt. Er wird als Held gefeiert, später verteufelt als derjenige, der den Syrienkrieg auslöste. Jetzt, eingeschlossen in seiner Heimatstadt, wartet er auf das Ende.

Von Claas Relotius, Der Spiegel, 23.06.2018

In Daraa, einer syrischen Stadt an der Grenze zu Jordanien, 3000 Kilometer Luftlinie von Deutschland entfernt, schaltet ein junger Mann, sein Name ist Mouawiya Syasneh, die Kamera seines Mobiltelefons ein, damit man ihn am anderen Ende der Verbindung sehen kann, er hebt seine rechte Hand, er winkt und fragt:

»Könnt ihr mich sehen?«

Das Kamerabild rauscht und wackelt im Rhythmus seiner Schritte, man kann ihn trotzdem gut erkennen. Er bewegt sich durch eine Landschaft aus Ruinen, von der Sonne grell beschienen, kein Mensch ist zu erkennen außer ihm. Es ist ganz still, nur Vögel singen, ein Morgen im April, der 2601. Tag im Krieg. Im Norden Daraas rücken Truppen mit Raketenwerfern von Baschar al-Assad näher, im Osten sprengen sich Selbstmordattentäter des »Islamischen Staates« in die Luft, im Westen versperren Panzer die letzten Auswege zur Flucht, und Mouawiya Syasneh, vor 20 Jahren geboren im Süden Daraas und nun gefangen in den Mauern der Stadt, sagt in die Kamera:

»Jalla, kommt mit. Ich zeige euch, wo alles begonnen hat.«

Er hält sein Handy in die Luft und läuft, geduckt, weil ihn Kugeln treffen könnten von überallher, durch verlassene Wohnviertel, er filmt die letzten Straßen, die Assads Truppen noch von ihm und den letzten Rebellen trennen, er zeigt die Häuserschluchten links, wo sie die Bomben des Regimes erwarten, und die ausgehobenen Erdlöcher

rechts, wo sie ihre Toten begraben, Frauen und Kinder zuerst. Nach ein paar Hundert Schritten hockt sich Mouawiya in den Staub vor einer alten, halb zerstörten Mauer.

Es war diese Mauer, sagt Mouawiya, auf die er vor sieben Jahren arabische Buchstaben gesprüht hat. Sie sind nicht mehr zu erkennen. Wo sie einst standen, sind heute nur noch Einschusslöcher. Die Buchstaben, schon vor langer Zeit weggesprengt von den Kugeln irgendwelcher Waffen, ergaben den Satz: »Du bist als Nächster dran, Doktor!«

Mouawiya hockt neben der Mauer, man hört ihn atmen, er sagt:

»Bei Gott, ich hätte das nie schreiben dürfen.«

Der Doktor, dem Mouawiya damals drohte, war Baschar al-Assad. Es waren nur Worte, flüchtig hingesprühte Zeichen, der Streich eines Kindes. Aber es gab damals Menschen, Tausende, in Daraa und überall im Land, die schworen, diese Worte machten ihn, Mouawiya Syasneh, zur Legende, zu Syriens Befreier. Und es gibt heute, immer noch, Tausende, die sagen, er allein, Mouawiya Syasneh, habe mit diesem Graffito den Krieg entfacht, er sei verantwortlich für all die Massaker und Bomben, für 14 Millionen Vertriebene, für 500 000 Tote.

Mouawiya, ein junger Mann mit breiten Schultern und einem weichen Gesicht, aus dem Barthaare wachsen, kann den Blick in die Kamera nicht halten. Er dreht sich weg, sieht zu den Ruinen hinter sich und sagt mit leiser Stimme:

»Ich war 13 Jahre alt. Ich habe mir nichts dabei gedacht.«

Es ist heute nicht mehr mit Gewissheit zu sagen, welche Rolle das Graffito für die Geschichte dieses Krieges gespielt hat. Sicher ist, dass Mouawiya Syasneh, der in diesem Krieg zu einem Erwachsenen wurde, damit leben muss, dass es eine Rolle gespielt haben könnte. Sicher ist, dass er seit sieben Jahren, seitdem aus einer Revolution beinahe ein Weltkrieg wurde, um Sühne kämpft und um sein Überleben. Er kämpft jetzt auch, als einer der wenigen Übriggebliebenen, gegen den Fall seiner Heimatstadt Daraa, von der alles ausgegangen ist und in der Assad nun, als Zeichen an das ganze Land, den letzten Widerstand endgültig brechen will.

Als Journalist kommt man nicht mehr nach Daraa hinein, man kann Mouawiya nicht mehr persönlich treffen. Aber man kann an die Grenze zu Syrien fahren, man kann von der Wüste Jordaniens aus, nur fünf Kilometer entfernt von der Front, die zerstörten Häuser Daraas sehen. Und man kann mit Mouawiya über Wochen hinweg per WhatsApp telefonieren, mit und ohne Kamera. Man kann ihn, wie durch ein Schlüsselloch, durch die letzten Tage dieses Krieges begleiten und versuchen, seine Lebensgeschichte zu rekonstruieren, die eng vernäht ist mit der Geschichte Syriens.

Er hat sein Handy Tag und Nacht eingeschaltet. Er schläft jetzt, da einschlagende Mörsergranaten den Sturm auf die Stadt ankündigen, fast nie. Nicht alles, was er sagt, lässt sich verlässlich überprüfen. Aber man kann das, was er über sein Graffito und den Ausbruch der Gewalt erzählt, mit dem vergleichen, was andere darüber berichten, die längst aus Daraa geflüchtet sind und heute in Jordanien oder Europa leben. Es deckt sich mit geheimen Dokumenten des syrischen Militärs, mit Berichten der Vereinten Nationen und mit dem, was Forscher über die Entstehung des Krieges wissen.

Mouawiya hält sein Handy vor sein Gesicht wie ein Tourist, der sich selbst fotografiert, er hockt im Schatten eines Orangenbaumes, ein paar Meter neben der Mauer, auf die er einst das Graffito gesprüht hatte. Er trägt keine Uniform, nur ein weißes T-Shirt und über der Schulter eine Kalaschnikow. Er sagt, er schaltet die Kamera jetzt aus. Vielleicht will er die Verbindung entlasten, damit man ihn besser hören kann. Vielleicht möchte er beim Sprechen nicht beobachtet werden. Er redet langsam, meist auf Arabisch, durchsetzt mit ein paar Worten Englisch.

»Ich ging gerade erst in die siebte Klasse. Ich war gut in der Schule. Ich wollte, wenn ich groß bin, Wirtschaft studieren, als Erster in meiner Familie. Ich interessierte mich nicht für Waffen. Ich wusste nicht, wie man Panzer sprengt oder auf Menschen schießt. Ich kannte den Krieg nur aus dem Koran oder aus Märchen.«

Es ist das Jahr 2011, Mouawiya ist fast noch ein Kind. Bilder, die er aus dieser Zeit schickt, zeigen ihn als schwächigen Jungen, der auf den Straßen Daraas Fußball spielt. Er trägt fast immer ein Ronaldo-Trikot. Er wohnt mit seinen Eltern, Weizenbauern, und zwei älteren Brüdern in Daraa, am südwestlichen Rand Syriens, wo

seit Monaten kaum Regen fällt. Die schlimmste Dürre seit Jahrzehnten lässt die Bewohner verarmen, während die Regierung, die über Saatgut und Steuern bestimmt, sich bereichert.

Als in Syrien der Winter endet, zieht im Norden Afrikas der Arabische Frühling auf. Jeden Abend, wenn in ihrem Wohnzimmer der Fernseher läuft, erzählt Mouawiya, sehen er und seine Brüder, wie in nahen Ländern Hunderttausende auf die Straßen ziehen, gegen Korruption und Unterdrückung protestieren. Auch auf syrischen Facebook-Seiten, die Mouawiya und seine Brüder illegal nutzen, kursieren Hashtags gegen die Regierung. Auch in Syrien fordern Studenten, die Präsidentenfamilie, die schon seit 40 Jahren herrscht, zu stürzen. Auch Mouawiya hört seinen Vater heimlich auf Baschar al-Assad und dessen Vetternwirtschaft schimpfen. Aber auf den Straßen von Damaskus und Aleppo protestiert fast niemand, noch nicht.

Es ist der 16. Februar 2011, einen Monat nachdem Tunesiens Herrscher Ben Ali aus seinem Palast geflohen ist, drei Tage nachdem das Militär in Ägypten das Kriegsrecht verhängt hat, nur einen Tag bevor Aufständische in Gaddafis Libyen den »Tag des Zorns« ausrufen werden, und Mouawiya Syasneh, so erzählt er in sein Handy, ist langweilig.

»Ich kam mit ein paar Freunden vom Fußballtraining. Wir liefen durch unser Viertel, kamen vorbei an unserer Schule. Wir hatten eine Spraydose dabei, wie immer. Es war der erste warme Abend, es war schon lange dunkel. Auf einmal hatte einer von uns die Idee, etwas auf die Schulmauer zu schreiben, etwas streng Verbotenes.«

Es war wie eine Mutprobe, sagt Mouawiya: Wer würde es wagen, Assad, den lispelnden Präsidenten, der nicht wie die anderen Diktatoren aussieht, sondern eher wie ein Filialleiter, öffentlich zu verspotten?

»Ich war der Kleinste von allen, ich wollte vor den anderen mutig sein.«

Mouawiya steht damals vor jener Mauer, neben der er heute mit seinem Handy sitzt und mit schnellen Sätzen davon erzählt. Er macht sich keine Gedanken darüber, dass das jetzt Folgen haben könnte. Womöglich ist es der kleine Moment, den große Geschichte manchmal braucht.

»Ich nahm die Spraydose, ich habe wirklich an nichts gedacht. Ich schrieb in roter Farbe: »Du bist als Nächster dran, Doktor!«

Der Satz, den er schreibt, klingt wie eine Drohung, aber er ist, noch schlimmer, eine Verhöhnung. Baschar al-Assad hat in London studiert und war eigentlich nicht vorgesehen, über Syrien zu herrschen. Wäre sein älterer Bruder Basil nicht vor Jahren bei einem Autounfall gestorben, er selbst wäre kein Autokrat, vielleicht nur Augenarzt geworden.

Mouawiya erzählt, er schläft an jenem Abend ruhig ein. Um vier Uhr in der Nacht stehen fremde Männer an seinem Bett, Polizisten aus Latakia, der Heimat der Assad-Familie.

»Ich dachte, es wäre ein Albtraum, ich wollte aufwachen, aber sie standen wirklich in meinem Zimmer. Sie trugen graue Uniformen und schwarze Mützen. Ich erkannte sofort, sie sind vom Muchabarat, dem syrischen Geheimdienst. Ich hatte Angst, ich habe versprochen, das Graffito wieder abzuwaschen. Sie zerrten mich aus unserem Haus, mitten auf die Straße. Dann schlugen sie mit Gewehrkolben auf meinen Kopf. Unsere Nachbarn sahen zu, meine Eltern und meine Brüder schrien, aber sie konnten mir nicht helfen. Ein Mann zog mein T-Shirt hoch, zwei andere peitschten mich mit Stromkabeln aus. Irgendwann habe ich nichts mehr gefühlt. Ich war wie tot.«

Als Mouawiya erwacht, liegt er nackt in einem Kerker außerhalb der Stadt, in einem unterirdischen Gefängnis. Seine Zelle ist ein Hundezwinger, am Gitter hängt ein Schild: »Die hier eintreten sind vermisst. Die hinausgehen sind wie neugeboren.«

»Alles war nass und dunkel. Ich sah vier Wochen lang kein Tageslicht. Sie hängten mich jeden Tag an Viehhaken auf, an nur einer Hand. Sie lachten laut, als wäre es ein Spiel. Sie nannten es »Die lange Hand«. Sie steckten mich in Autoreifen und gaben mir Elektroschocks. Sie wetteten, dass ich nach meiner Mutter rief. Ich konnte kaum schlafen, ich dachte, sie holen mich wieder. Ich hörte ständig andere Jungen schreien.«

Mouawiya weiß damals nicht, dass Männer in den Zellen nebenan auch seine Mitschüler quälen, alle 22 Jungen seiner Klasse. Auch sie sind verschleppt worden, auch sie werden jede Nacht gefoltert.

Ihre Eltern, so erzählen es die Menschen in Daraa bis heute, flehen, ihre Jungen freizulassen, ihre Väter belagern das Quartier der Geheimpolizei.

Am 18. März 2011, einen Monat nachdem die Schüler verschwunden sind, rufen die ältesten Prediger Daraas zum Protest. Es gibt Videoaufnahmen, die zeigen, wie ein paar Hundert Menschen vor das Rathaus ziehen, als Sicherheitskräfte plötzlich, aus Helikoptern in der Luft, mit Gewehren auf sie schießen. Die Demonstranten rennen auseinander, aber einige von ihnen fallen zu Boden. Nur Stunden später erscheinen Bilder ihrer Leichen auf Twitter. Noch am selben Abend meldet ein Nachrichtensender aus Damaskus vier Tote in Daraa. Nur zwei Abende darauf, nach 33 Tagen in Gefangenschaft, werden Mouawiya und die anderen Jungen freigelassen.

Vielleicht fürchtet die Regierung noch größere Proteste. Vielleicht ordnet Baschar al-Assad die Freilassung persönlich an. Aber als die Eltern ihre Jungen zurückbekommen, erkennen sie ihre eigenen Kinder kaum. Mouawiyas Körper ist blutig geprügelt, seine Haut übersät mit Brandmalen und Schnittwunden, ihm fehlen alle Fingernägel.

»Meine Mutter weinte. Mein Vater fotografierte mich mit seinem Handy. Er wollte, dass alle sehen, was sie mit mir gemacht haben.«

Mouawiya hat das Foto auf seinem Handy gespeichert, er schickt es heute, gut sieben Jahre später, per WhatsApp. Es zeigt einen erschöpften Jungen mit aufgeplatzttem Gesicht. Dieses Foto, auf Bettlaken und Flugblätter gedruckt, hängt damals bald überall in der Stadt, wie bis dahin nur Präsidentenposter von Assad. Die Bewohner Daraas tragen es durch die Straßen, sie skandieren »Mouawiya huwa al-Salam!«, Mouawiya heißt Frieden!

Als seine Eltern ihn aus dem Krankenhaus nach Hause bringen, jubeln ihm Tausende Menschen zu.

»Es war eine Stimmung wie bei einer Hochzeit. Fremde Frauen warfen Rosen für mich. Erwachsene Männer, die ich gar nicht kannte, klopfen mir auf die Schulter. Sie nannten mich einen Märtyrer. Die Leute dachten, ich hätte Assad, vor dem jeder Angst hatte, absichtlich provoziert.«

Zuerst, sagt Mouawiya heute, habe ihm das gefallen. Zunächst habe er, ein Siebtklässler, dessen Namen sie nun überall in Syrien rufen sollten, sich geehrt gefühlt. Es gab Zeitungen in Damaskus, die bezeichneten ihn als »Ikone der Freiheit«. Es gab den Fernsehsender Al Jazeera, der nannte ihn den »schlimmsten Albtraum der Regierung«. Es gab auch Nachrichtensprecher auf CNN, die behaupteten, er habe sein Leben riskiert, um Assad zu entlarven.

Mouawiya, am Handy, sagt:

»Die Wahrheit ist: Ich wollte das nie. Aber dann, als ich es getan hatte, fühlten sich alle stark. Auf einmal wollten alle, jeder Bäcker und jeder Bauer, Assad beleidigen.«

Während damals sein gefolterter Körper langsam verheilt, während die Despoten anderer Länder wie Märchenfiguren zu verschwinden scheinen, stürzen junge Männer in Daraa eine Statue von Hafis al-Assad, dem verstorbenen Vater des Präsidenten. Es gibt ein YouTube-Video, auf dem zu sehen ist, wie sie ihr lachend den Kopf abschlagen. Es gibt auch Fotos von Familienvätern mit Benzinkanistern, die eines Nachts das Büro von Assads Baath-Partei niederbrennen. Einen Tag später nehmen Schergen der Geheimpolizei, so geht das Gerücht in Daraa, Rache. Sie stürmen die Omari-Moschee im Zentrum, wo sich Demonstranten zum Freitagsgebet treffen, und erschießen 37 Menschen.

Die Lust am Töten, so erinnert sich Mouawiya, so lässt sich die Spur der Gewalt an Nachrichtenmeldungen zurückverfolgen, so steht es heute in Geschichtsbüchern über den Krieg, erfasst ganz Daraa wie ein großes Gesellschaftsspiel. Junge Männer wie Mouawiyas ältere Brüder zünden Autos und Barrikaden an, andere plündern Waffendepots der Polizei, wieder andere besorgen Gewehre aus Jordanien und prügeln Beamte tot, die dem Geheimdienst dienen. Der Statthalter erklärt den Ausnahmezustand,

Soldaten und Regierungspanzer sollen Daraa abriegeln, aber die Panzer stoppen nur die Menschen, nicht die Bilder.

Bald erreichen Fotos der anrückenden Armee auch Protestierende in Homs und in Aleppo, in Damaskus und in Hama. Bald werden Aufständische im ganzen Land getötet.

Die syrische Regierung tritt zurück, aber nicht Assad. Der Präsident verspricht Reformen, doch das hält die Wütenden nicht mehr auf. Am 22. April melden Oppositionelle zwei Massaker an 72 Demonstranten in Daraa und in einem Vorort von Damaskus. Am 6. Juni laufen Soldaten in der nördlichen Stadt Dschisr al-Schughur zu den Aufständischen, die sie erschießen sollen, über. Am 29. Juli 2011, fünfeinhalb Monate nachdem Mouawiya das Graffiti gesprüht hat, gründen Deserteure in der Türkei die Freie Syrische Armee und erklären allen, die in Assads Namen Zivilisten ermorden, den Krieg.

Sieben Jahre später spricht Mouawiya in seine Kamera:

»Salam aleikum, Friede sei mit euch.«

Es ist ein früher Morgen im Mai, ein neues Gespräch mit ihm beginnt. Mouawiya sitzt jetzt nicht mehr unter dem Orangenbaum neben der Mauer. Er steht, in Militärhose und Tarnweste, neben anderen jungen Männern vor einem zerstörten Haus. Sie selbst hätten es gesprengt, sagt er, um die letzte Zufahrtsstraße in ihr Viertel zu blockieren.

»Assads Armee rückt immer näher, die Raketenwerfer sind keine 500 Meter mehr entfernt, nur noch zwei Straßen. Unsere Feinde könnten mit Panzern angreifen, aber wir hören schon ihre Kampffjets fliegen, wahrscheinlich werden wir die Feinde gar nicht sehen, wahrscheinlich werden sie Fassbomben aus der Luft auf uns herabwerfen.«

Manchmal hört man das Grollen, das aus dem Himmel kommt, dann zittert das Handy in Mouawiyas Hand. Wir reden jetzt alle drei Tage miteinander, für ein paar Stunden oder auch nur Minuten, solange die Verbindung hält, solange noch keine Raketen kommen. Manchmal schickt er nur kurze SMS oder Sprachnachrichten, als Zeichen, dass er noch lebt. Manchmal sendet er Fotos, die er auf seinem Handy gespeichert hat und die sieben Jahre seiner Jugend, sieben Jahre im Krieg

dokumentieren. Ein paar dieser Bilder zeigen einen Jungen mit Gelfrisur, der Motorrad fährt und sich zum ersten Mal verliebt. Die meisten zeigen einen Jungen, der ohne Familie aufwächst und der eines Tages, fast noch ein Kind, selbst ein Gewehr in die Hand nimmt.

Die Mauer, auf die Mouawiya damals das Graffito gesprüht hatte, steht heute immer noch in Daraa, aber die Schule, zu der die Mauer gehörte, ist weg. Mouawiya, kein Junge mehr, geht wieder dahin zurück, steigt über ihre Trümmer, filmt Autowracks und Häuser wie Gerippe, kilometerweite Ruinen. Er fährt vorbei an einem ausgebrannten Krankenhaus, an einem zerbombten Kindergarten, an Leichen in einem Flussbett – ein Fremdenführer aus der Unterwelt. Die Gliedmaßen der Toten sind verdreht, ihre Uniformen zerfetzt, manche haben kaum noch Gesichter. Es waren Soldaten von Assad, niemand hat sie begraben wollen, sagt Mouawiya, er verscheucht einen streunenden Hund, »Jalla, imschi!«, dann schwenkt er weg.

Daraa war früher, so erzählt Mouawiya, während er langsam durch zerstörte Straßen geht, eine bunte, jahrtausendealte Stadt, erwähnt im Alten Testament. Heute filmt er die letzten Bewohner, die vor ihren zerschossenen Häusern sitzen, die nicht mehr fliehen können und ihre eigenen Gräber ausheben oder vom Märtyrertod träumen.

Ein paar von ihnen stellt uns Mouawiya über seine Kamera vor; da ist Rabia, 40, eine Frau mit Beinprothese, einem Kleinkind auf dem Arm und zwei weiteren Kindern an der Hand; da ist Mohammed, 80, der sein halbes Leben lang Apotheker gewesen ist und der heute das Krebsgeschwür, das seine Lunge auffrisst, mit Hustensaft behandelt; da ist auch Naef, 33, der nachts mit einem Sprengstoffgürtel um den Bauch einschläft, dessen ganze Familie von der syrischen Armee getötet wurde und der nun, wenn Assads Soldaten kommen, um auch ihn zu töten, mindestens zehn von ihnen mitnehmen will.

Viele, die in Mouawiyas Handy sprechen, verfluchen Assad. Andere verfluchen Putin, oder sie verfluchen die Islamisten, die ihre Revolution gestohlen hätten. Und fast alle in Daraa, die Mouawiya früher als Helden feierten, verfluchen auch ihn heute als Schuldigen.

»Sie sprechen es nicht aus, sie sagen es mir nicht ins Gesicht, aber ich sehe es in ihren Blicken. Ich weiß, dass sie es denken. Ich denke es ja selbst: dass es den Krieg ohne mich, der Assad beleidigte, niemals gegeben hätte.«

Kann ein 13-Jähriger, der ein Graffito sprüht, an einem Krieg schuld sein?

Mouawiya kann nicht mehr glauben, dass es ohne sein Graffito jemals zur Revolution gekommen wäre. Und selbst wenn das alles eine einzige Legende wäre, wie soll er sie vergessen?

Als der Bürgerkrieg beginnt, als die Menschen in Syrien noch seinen Namen rufen, erzählt er, will er der Held, zu dem er im ganzen Land gemacht wird, eigentlich nicht sein.

Er schaltet seine Kamera aus und sagt:

»Ich wollte nur weiter zur Schule gehen. Ich wollte niemanden mehr wegen dem, was ich getan hatte, sterben sehen. Nur ein paar Wochen noch, dachte ich, dann sei die Revolution vorbei, dann lebten wir in Freiheit. Alle in Daraa dachten, Assad würde jeden Tag verhaftet. Alle waren sich sicher, die Bilder aus Daraa, all die Leichen, seien sein Ende.«

In den ersten Wochen glauben viele Syrer, Assads Sturz sei nur eine Frage der Zeit. Die Vereinigten Staaten und die Europäische Union fordern Assad zum Rücktritt auf. Aber dann, aus Wochen der Gefechte werden Monate, ziehen über die jordanische Grenze immer mehr bewaffnete Milizen nach Daraa, um gegen Assad zu kämpfen. Dann schicken Assads Generäle noch mehr Hubschrauber und Panzer der syrischen Armee nach Daraa, dann jagen 5000 Soldaten die Rebellen.

»Unser Vater schrie mich und meine Brüder an, still zu bleiben, nicht bei den Rebellen mitzumachen. Er verbot uns, Waffen anzufassen oder vor anderen Leuten über Assad zu reden. Meine Brüder dachten, er sei ein Feigling. Ich weiß heute, mein Vater war ein kluger Mann.«

Das Haus seiner Familie liegt im Altstadtviertel Daraa al-Balad, in dem bald jeden Abend syrische Soldaten von Haus zu Haus ziehen, in dem ganz normale Väter, die angeblich Verräter sind, einfach so verschwinden.

Auch Mouawiya verschwindet. Seine Eltern verstecken ihn, um ihn zu beschützen, im Keller eines Onkels.

»Ich durfte nicht mehr auf die Straße, ich blieb fast ein Jahr lang im Haus. Das Haus hatte eine kleine Treppe vom Keller zu den Schlafzimmern, ich stieg sie jeden Abend nach oben. Durch das Fenster in der Küche konnte ich nach draußen sehen, überall auf den Dächern lagen Scharfschützen. An einem Morgen sah ich, wie kleine Mädchen, die mit einem Ball spielten, ins Schussfeld rannten. Und an einem Abend, das war schon im Winter, hörte ich Baschar al-Assad über mich sprechen. Er sprach in dem Radio neben meinem Bett. Er sagte, dass Homs und Aleppo nur meinetwegen, wegen eines Dummejungenstreichs, bombardiert würden und brennen.«

Nach einem Jahr, er ist 14 Jahre alt, holt sein Vater ihn aus dem Keller, zurück zu seiner Familie.

»Er sagte, ich müsse keine Angst haben. Europa, Saudi-Arabien, Amerika, alle wollten uns helfen, alle gäben den Rebellen Geld und Waffen. Er sagte, Obama sei ein großer Mann. Obama drohe Assad, und Assad würde auf Obama hören.«

Im Fernsehen sieht Mouawiya, wie Obama von Kriegsverbrechen redet, von Chemiewaffen und einer »roten Linie«. Genau ein Jahr und einen Tag später, am 21. August 2013, Mouawiya ist jetzt 15 Jahre alt, melden Nachrichtensender einen Giftgasanschlag in Ghuta, in den Vororten von Damaskus, es gibt Hunderte Opfer, aber nichts passiert; Obama schickt Inspektoren, keine Raketen. Seine Drohungen sind leer.

»Ich sah die Gesichter von vergifteten Kindern, manche waren fast so alt wie ich. Ich saß in unserem Haus und betete um Vergebung. Ich konnte nachts nicht mehr einschlafen. Ich konnte meine Augen nur noch zumachen, wenn Musik auf meinem Handy lief.«

Mouawiya schickt einen Link zu einem YouTube-Video, zu einem Lied, das er damals jede Nacht gehört habe. Es ist das Lied »Get Lucky« von Daft Punk und Pharrell Williams, der Sommerhit 2013: We're up all night 'til the sun / We're up all night to get some / We're up all night for good fun / We're up all night to get lucky.

Er geht damals, so schreibt Mouawiya, schon seit zwei Jahren nicht mehr zur Schule. Er sieht seine Freunde nur noch auf Facebook, er übt nicht mehr Lesen, Schreiben oder Rechnen. Er zählt nur noch die Toten, die Al Jazeera im ganzen Land meldet. Mouawiya schreibt:

»Ich kam auf mehr als Hunderttausend.«

Während Mouawiya die Toten zählt, Musik hört und um Vergebung betet, während Soldaten und Rebellen einander in Daraa bekämpfen, sitzen deren Anführer in Europa an einem Tisch, um miteinander zu reden. Es sind Delegationen der Regierung und der Opposition, die am Genfer See zusammen mit Diplomaten aus 30 Staaten über den Frieden verhandeln; die das Töten gemeinsam beenden könnten, aber keine Gemeinsamkeiten finden.

Die Opposition, die aus verschiedensten Gruppierungen besteht, will eine neue Regierung, ohne Baschar al-Assad. Die Regierung um Assad nennt die Oppositionsgruppen »Terroristen«. Die Friedenskonferenz endet ohne Ergebnis, der Sondergesandte der Vereinten Nationen entschuldigt sich beim syrischen Volk dafür, versagt zu haben. Auch der Weltsicherheitsrat versagt. Er beschließt Sanktionen und Resolutionen, die Untersuchung von Kriegsverbrechen beschließt er nicht.

Im Sommer 2014, 200 000 Menschen sind bereits getötet worden, der »Islamische Staat« hat die Stadt Rakka besetzt, das »Kalifat« ausgerufen und geschworen, Ungläubigen in aller Welt den Tod zu bringen, erlebt Mouawiya, so erzählt er, die besten Tage seiner Jugend.

Er ist 16 Jahre alt, als in Daraa für ein paar Monate keine Schüsse fallen, als er das Haus seiner Eltern verlassen darf und sein Vater ihm vor dem Ramadan ein altes Motorrad schenkt. Mouawiya fährt damit heimlich aus der Stadt, er fährt über die grünbraunen Hügel auf dem Land, wo Feigenbäume und leuchtend rote Kirschen

wachsen. Hinter ihm auf dem Motorrad sitzt Esma, ein Mädchen aus seinem Viertel, das kein Kopftuch trägt, sondern lackierte Fingernägel hat und lange, lockige Haare.

»Wir kletterten jeden Nachmittag auf Berge und versteckten uns in den Olivenhainen. Wir sahen die Sonne über Daraa untergehen. Ich nahm sie in den Arm. Von Weitem sah unsere Stadt friedlich aus.«

Hast du deinen Eltern von ihr erzählt?

»Ich habe ihnen nichts gesagt. Ich habe ganz normal getan. Nach einem der Ausflüge sah ich mit meinen Eltern die Fußballweltmeisterschaft in Brasilien im Fernsehen. Wir sahen fast alle Spiele. Wir sahen, wie Brasilien gegen Deutschland verlor. Was für ein Spiel! Meine Brüder fluchten, mein Vater lachte.«

Und du?

»Ich konnte nicht an den Krieg und nicht an Fußball denken. Ich dachte die ganze Zeit an Esma.«

Vier Wochen später, an einem Abend nach dem Ramadan, auch daran erinnert sich Mouawiya genau, isst er zum letzten Mal mit seiner Familie. Seine Mutter hat frische Mazza zubereitet, so erzählt er, sein Vater redet über Assad, dessen Armee an immer mehr Fronten gegen immer mehr Feinde zu kämpfen hat, und über die Islamisten, die in der Wüste Menschen köpfen. Eine syrische Familie, versammelt an einem Tisch, während der Waffenruhe, als plötzlich, wie aus dem Nichts, eine Rakete vor ihrem Haus einschlägt.

»Die Explosion riss alles ein, die Erde wackelte, Betonplatten stürzten auf meine Brüder. Meinem Vater schossen Splitter in den Hals, er verblutete im Rauch. Meine Mutter und ich lagen unter Steinen, ich hörte sie atmen und um Hilfe rufen. Mein Vater und meine Brüder hörte ich nicht mehr.«

Seine Mutter und er, so erzählt Mouawiya ganz ruhig, begraben den Vater und beide Brüder auf einem jener Felder, auf denen sie früher den Weizen angebaut hatten. Die Mutter ruft »Allahu akbar«, Gott ist groß.

»Aber wenn Gott groß ist, dachte ich, warum nimmt er mir dann meine Familie? Warum will er, dass meinetwegen Menschen sterben?«

Mouawiya, wie die meisten in Daraa als gläubiger Sunnit erzogen, glaubt an eine Strafe. Er hört Männer, die in Daraa kämpfen, von einem »Heiligen Krieg« reden, und er beginnt zu glauben, so sagt Mouawiya, dass auch er, durch dessen Hand alles begonnen habe, für Syriens Freiheit kämpfen sollte.

Es ist der 30. Oktober 2014, eine Woche vor seinem 17. Geburtstag, in New York spricht der dritte Sondergesandte der Vereinten Nationen vor dem Weltsicherheitsrat, er spricht von »Aktionsplänen«, von »politischen Lösungen«, während Mouawiya mit seinem Motorrad in ein Rebellenlager südlich von Daraa fährt und sich der Freien Syrischen Armee anschließt.

»Ich schwor einen Eid und unterschrieb ein Blatt Papier, mehr nicht. Ich hatte noch keine Ahnung, wie man kämpft. Aber als ein Kommandeur im Lager meinen Namen rief, standen einige Soldaten auf, als könnten sie mit mir den Krieg gewinnen.«

Einen Monat lang übt Mouawiya, zusammen mit anderen Jungen, die noch nicht volljährig sind, den Umgang mit Gewehren. Er schießt auf Zielscheiben und Puppen, lernt, immer auf den Kopf zu zielen. Nach zwei Monaten weisen Befehlshaber ihn einer Truppe zu, die das Viertel, in dem Mouawiya früher zur Schule ging, in dem er das Graffiti sprühte, gegen Assads Armee verteidigt.

»Meine Mutter flehte mich an, nicht zu kämpfen. Auch Esma sagte, ich sei zu jung, ich sollte mit ihr aus Daraa fliehen. Ich sagte, ich kann nicht einfach fliehen. Es sind zu viele meinetwegen gestorben.«

An einem Tag im nächsten Frühling, der »Islamische Staat« zerstört die antike Stadt Palmyra, Baschar al-Assad droht, seine Feinde »mit eiserner Faust auszurotten«, in Den Haag erhält der Internationale Strafgerichtshof Beweise für Verbrechen gegen die Menschlichkeit, tötet Mouawiya zum ersten Mal einen Menschen.

»Ich lag auf einem Häuserdach. Im Fadenkreuz meines Gewehrs sah ich auf einem anderen Dach einen Soldaten der syrischen Armee. Der Soldat sah mich nicht. Er

war, glaube ich, doppelt so alt wie ich, vielleicht genauso alt wie mein Vater. Ich zielte auf seinen Kopf. Dann drückte ich ab.»

Mouawiya sagt heute, er wisse nicht, wie viele Männer er danach getötet habe. Vielleicht stimmt das. Vielleicht will er es nicht wissen.

Was hast du beim ersten Mal gespürt?

Mouawiya schweigt lange, am Handy ist nur sein Atem zu hören. Irgendwann sagt er:

»Nichts.«

Während Mouawiya in seiner Heimat bleibt und kämpft, während immer mehr junge Männer aus Europa ausziehen, um nicht für Freiheit, sondern für den »Islamischen Staat« zu kämpfen, verlassen Millionen ihre Heimat Syrien, Hunderttausende flüchten nach Europa. Als sich Esmā, die mit ihren Eltern flieht, von Mouawiya verabschiedet, macht er ein Foto von ihrer Hand auf seiner linken Brust, auf seinem Herzen. Er behält dieses Foto bis heute als Profilbild bei WhatsApp.

»Sie schickte mir auf der Flucht nur noch zwei Nachrichten, eine aus Ägypten, wo sie mit ihren Eltern durch die Wüste lief, und eine aus Libyen, wo sie mit Schleppern auf ein Boot wartete. Sie wollten über das Mittelmeer fahren, nach Italien. Ich war noch nie am Meer, Esmā schrieb mir: ›Die Wellen sind blau und schön. Bete für uns!‹ Danach schrieb sie nie wieder.«

Im Spätsommer desselben Jahres, im September 2015, fast zwölf Millionen Syrer sind auf der Flucht, sucht Mouawiya im Internet nach Bildern von Flüchtlingsbooten, er sucht immer noch nach Esmā, aber er sieht nur das Foto eines dreijährigen syrischen Jungen am Strand von Bodrum, an der türkischen Küste. Der Junge, sein Name ist Alan Kurdi, war noch nicht geboren, als Mouawiya das Graffito sprühte. Er ist im Meer ertrunken, das Meer hat seine Leiche an Land gespült, das Foto wird zum Schockbild dieser Zeit.

Ein paar Tage später, Regierungen in Europa sprechen von »menschlichen Tragödien« und schließen gleichzeitig ihre Grenzen, stößt Mouawiya auf Bilder, die

eine ganz andere Botschaft senden, Bilder der Menschlichkeit, die er nicht mehr kannte, diese Bilder kommen aus Deutschland.

»Ich sah Syrer wie mich, Tausende, sie stiegen an Bahnhöfen aus Zügen. Da waren auch Deutsche mit Luftballons, sie haben jeden Syrer beklatscht. Da war auch diese deutsche Frau, die alle nach Deutschland einlud. Sie war überall bei Facebook. Jeder hat Bilder von ihr gepostet. Sie war berühmt.«

Mouawiya schweigt einen Moment, dann sagt er:

»Ich weiß ihren Namen nicht mehr.«

Auch Mouawiyas ehemalige Mitschüler, alle 22 Jungen, die einst wie er gefoltert worden waren, ehe die Revolution begann, versuchen damals, nach Deutschland zu gelangen. Bei Facebook verfolgt Mouawiya ihren Weg. Er sieht, dass manche, die Europa erreichen, auf Müllkippen oder in eingezäunten Lagern landen. Und er sieht andere, die es bis nach München, Dortmund oder Berlin schaffen, die Fotos von sich vor deutschen Fußballstadien posten.

Man kann einige dieser Jungen, die mittlerweile junge Männer sind, heute suchen, und man kann sie verteilt über Europa und den Nahen Osten finden. In einer Asylunterkunft in Darmstadt. In einer McDonald's-Filiale in Wien. In der jordanischen Zeltstadt Saatari, einem der größten Flüchtlingslager der Welt. Fast alle von ihnen waren einmal mit Mouawiya befreundet. Fast alle sagen heute, er, der Assad beleidigte, habe ihr Leben und ihr Land zerstört.

Nachdem Mouawiyas Freunde aus Syrien geflüchtet sind, kämpft er noch drei weitere Jahre lang in Daraa, aber er weiß von Jahr zu Jahr weniger, so sagt Mouawiya, wofür.

Einen Tag bevor er 18 Jahre alt wird, wird Donald Trump zum Präsidenten der USA gewählt. Trump nennt Assad nicht länger Amerikas Feind, sondern »Verbündeten« gegen den Terror. Mouawiyas Verbündete, mit denen er seinen Geburtstag feiert, sind junge Männer, die er kaum kennt.

»Sie kämpften mit der Freien Syrischen Armee, aber sie trugen lange Bärte und redeten vom Kalifat. Manchmal, wenn sie Soldaten von Assad gefangen nahmen, schlachteten sie die Gefangenen ab wie Ziegen.«

Mouawiya schickt ein Foto, darauf stehen Geländewagen und ein paar Dutzend Männer im Kreis. Ein Mann filmt mit einer Videokamera, zwei andere führen einen Gefangenen in ihre Mitte, mit einem Sack über dem Kopf.

»Manchmal, wenn ich ihnen beim Schlachten zusah, wusste ich nicht mehr: Wer ist böser, Assad oder die Männer mit den Bärten, meine eigenen Kameraden?«

Es ist im Winter 2016, im Nordirak verliert der »Islamische Staat« den Kampf um Mossul, im kasachischen Astana bereiten die Vereinten Nationen die vierte Syrien-Konferenz vor, als Assads Armee im Kessel von Aleppo die vielleicht entscheidende Schlacht des Krieges gewinnt. Fünf Monate später, vor genau einem Jahr, versucht das Regime, auch Daraa zu erobern. In nur zwei Wochen im Juni, in Deutschland wird so gut wie nicht darüber berichtet, aber Weißhelme des Syrischen Zivilschutzes werden noch lange davon erzählen, fallen 645 Fassbomben, 91 Napalmraketen und 645 Mörsergranaten auf Daraa.

»Überall war Feuer, überall brannten Menschen. Ich sah Kinder, die im offenen Feuer Spatzen grillten, um nicht zu verhungern. Ich sah Familien, die erhängten sich vor ihren Häusern, nur aus Angst. Das Schlimmste war das Warten auf die nächste Bombe, das Geräusch, wenn sie vom Himmel fiel.«

Seine Mutter und er, so erzählt Mouawiya, überleben; glauben fest, die ganze Welt blicke auf Daraa, sehe einfach zu, wie Assad alles vernichte. Wie sollen sie sich vorstellen können, dass bis heute, nach sieben Jahren Krieg, nach Tausenden Bomben und Gefechten, kaum jemand da draußen jemals den Namen Daraa gehört hat?

An einem Abend Ende Mai springt Mouawiyas Kamera nicht mehr an. Er reagiert auch nicht mehr auf Anrufe. Die Verbindung ist zu schlecht, schreibt er per SMS, der Angriff auf den Süden der Stadt hat begonnen, die zweite Großoffensive der syrischen Armee steht bevor. Er schickt ein Foto von einem Flugblatt, das Hubschrauber über Daraa abgeworfen haben, darauf steht: »Ergebt euch, oder ihr werdet alle sterben.«

Es ist der 2642. Tag des Krieges und die letzten tausend Kämpfer in Daraa, einer der letzten Rebellenhochburgen in Syrien, können sich kaum noch wehren. Mouawiya schickt eine Sprachnachricht, seine Stimme klingt erschöpft:

»Hier ist Mouawiya, könnt ihr mich hören? Sie beschießen uns mit Mörsern und Raketen. Wir haben fast keine Munition mehr, aus dem Ausland kommen kaum noch Waffen. Eigentlich sollten die Amerikaner uns beschützen, aber sie haben uns aufgegeben. Wir sitzen in einem Steinbunker. Wir können nur beten.«

Einen Tag später schreibt Mouawiya, per WhatsApp-Nachricht:

»Ich habe keine Angst mehr vor dem Tod.«

Eine Woche danach, mittlerweile melden Rebellen und Dschihadisten in Daraa jeden Abend Raketeneinschläge, schreibt Mouawiya mitten in der Nacht:

»Vielleicht können meine Mutter und ich noch fliehen, vielleicht gibt es einen Weg. Es gibt einen Schlepper, er kann uns nach Jordanien bringen.«

Zwei Nächte darauf, es ist seine vorerst letzte Nachricht, für Tage das letzte Lebenszeichen, schreibt er nur:

»Ich habe Daraa in meinem ganzen Leben noch nie verlassen.«

Vielleicht ist die Legende von dem Jungen, der den Krieg auslöste, wie ein Fluch. Vielleicht ist sie auch alles, was Mouawiya noch hat.

An einem frühen Morgen im Juni, über Daraa steht schwarzer Rauch, umarmt eine Mutter irgendwo außerhalb der Stadt, auf einem Wüstenstreifen vor der jordanischen Grenze, ihren jüngsten Sohn. Die Mutter, so werden es Geflüchtete beschreiben, die mit ihr über die Grenze kommen, weint und schlägt ihrem Sohn gegen die Brust, dann küsst sie ihn. Der Sohn geht nicht mit ihr weiter, er flieht nicht nach Jordanien, er geht nicht fort aus Syrien. Er bleibt.

Drei Texte aus der ZEIT/ZEITmagazin, die sich mit den Vorwürfen gegen den Regisseur Dieter Wedel befassen. Die erste Geschichte „Im Zwielight“ von Jana Simon und Annabel Wahba erschien im ZEITmagazin. Da sich nach der Veröffentlichung immer mehr Frauen bei den beiden Autorinnen meldeten, entstand daraus das Dossier „Der Schattenmann“ unter Beteiligung weiterer Autoren und anschließend der dritte Text „Das System“.

Im Zwielight

Mehrere Frauen beschuldigen den Regisseur Dieter Wedel. Es geht um Übergriffe bis hin zur sexuellen Nötigung und um Machtstrukturen in der Filmbranche. Wedel weist alle Vorwürfe zurück

Von Annabel Wahba und Jana Simon , ZEITmagazin, 04.01.2018

Vor wenigen Wochen stand eine Meldung in vielen deutschen Zeitungen. Unter der Überschrift »sexuelle Belästigung« meldete sich der bekannte Regisseur Dieter Wedel zu Wort: »Auch Männer sind Übergriffen ausgesetzt«, sagte er. »Als ich ans Theater kam, wurde ich immer für schwul gehalten. Homosexuelle Regisseure und Schauspieler haben mich mächtig unter Druck gesetzt. Aber ich habe nicht nachgegeben. Und ich bin auch nicht gebrochen worden.«

Dieter Wedel drehte bis vor ein paar Jahren erfolgreiche Fernsehmehrteiler wie etwa *Die Affäre Semmeling*, *Der Schattenmann* und *Gier*. Mitte November feierte er seinen 75. Geburtstag, auch darüber berichteten die Medien. Jene jüngste Meldung hätte eine unter vielen in der derzeitigen Debatte über sexuelle Belästigung bleiben können. Für drei Frauen war diese Wortmeldung Wedels eine zu viel. Sie fühlten sich verhöhnt: Ausgerechnet Dieter Wedel stellt sich als Opfer von sexuellen Übergriffen dar. Deshalb

rangen sich die ehemaligen Schauspielerinnen Jany Tempel und Patricia Thielemann nach langem Zögern dazu durch, öffentlich über ihre Erinnerungen an den Regisseur zu sprechen. Sie gaben eidesstattliche Versicherungen zu ihren Schilderungen ab. Eine weitere Frau berichtet hier anonym.

Auch drei ehemalige Mitarbeiter von Dieter Wedel sprechen, unabhängig von den Frauen, darüber, wie sie seinen Umgang mit Schauspielerinnen erlebt haben. Es ist das erste Mal in der Debatte um sexuelle Übergriffe, dass in Deutschland Frauen öffentlich einen Namen nennen. Ihre Schilderungen sind sehr unterschiedlich, in einem Fall reicht der Vorwurf bis zum erzwungenen Sex. Alle drei Frauen waren, als sie auf Wedel trafen, junge Schauspielerinnen, die noch am Anfang ihres Berufslebens standen. Und alle beschäftigen ihre Erinnerungen bis heute.

Dieter Wedel selbst lehnte ein Treffen mit dem *ZEITmagazin* ab. Mit den Vorwürfen schriftlich konfrontiert, gab er schließlich eine umfangreiche Erklärung in Form einer eidesstattlichen Versicherung ab. Er habe Frauen nicht physisch bedrängt oder belästigt oder gar versucht, sie in irgendeiner Form zu sexuellen Handlungen zu zwingen, schreibt er. Sein Anwalt droht dem *ZEITmagazin*, falls es über die Vorwürfe der Frauen berichten werde, mit einer Klage und Schadensersatzforderungen in Millionenhöhe.

Dieter Wedel leitet seit drei Jahren ein erfolgreiches Theaterfestival in Bad Hersfeld. Er hat sechs Kinder mit sechs verschiedenen Frauen. In der Öffentlichkeit spricht er gern über seine erotischen Abenteuer mit Darstellerinnen und gibt Einblicke in die einstige Dreiecksbeziehung mit seiner langjährigen »Hauptfrau« und seiner 34 Jahre jüngeren Freundin. Auch das Ende dieser Ménage-à-trois 2012 wurde von ihm in Interviews kommentiert. Dass er ein Opfer von Übergriffen männlicher Kollegen sein soll, ist eine überraschende Wendung.

Und nicht nur das, in einem Gespräch mit dem Radiosender Hitradio FFH am 22. November letzten Jahres sagt er: »Schauspielerinnen sind unter einem großen Druck. Sie können die Julia nicht mit 30 spielen, die müssen sie mit 25 spielen. Und plötzlich ist da

einer, und der kann ihnen die Julia geben. Aber sie müssen ein bisschen lieb sein. Furchtbar. Widerlich. Schrecklich.«

»Wie absurd«, dachte Jany Tempel, als sie die Meldung über Dieter Wedel las. Tempel war Anfang der neunziger Jahre Moderatorin beim Jugendmagazin *Telewischen* des DFF, des Nachfolgers des DDR-Fernsehens, später hat sie einige größere und kleinere Rollen in Fernsehserien gespielt, mit 30 wurde sie kurzzeitig Kommissarin im Frankfurter *Tatort*.

Wenn sie in ihrer Berliner Wohnung von jenem Tag mit Wedel erzählt, zieht sie die langen Ärmel ihres Wollpullovers über ihre Hände, als sei ihr kalt. Tempel wuchs bei Adoptiveltern im Voralpenland auf. Sie ist jetzt 48 und hat lange dunkle Locken. In ihrer Wohnküche steht Foto-Equipment an der Wand, heute arbeitet sie hinter der Kamera, sie ist Fotografin, schreibt Drehbücher und wurde für ihren Debütfilm als Regisseurin beim Max-Ophüls-Festival in Saarbrücken mit einem Preis ausgezeichnet. Vor Kurzem hat sie zusätzlich eine Ausbildung zur Beratung und Begleitung von Psychiatrie-Patienten gemacht. Dass sie vor vielen Jahren mit der Schauspielerei aufgehört habe, liege unter anderem an jenem Tag mit Dieter Wedel, sagt sie.

Als er sie über ihre Agentin 1996 zu einem Vorsprechen einlud, war das für die damals 27-Jährige der Augenblick, auf den sie lange gewartet hatte. Wedel suchte Darsteller für seinen Fernsehreihe *Der König von St. Pauli*, die fiktive Geschichte über ein Striplokal an der Hamburger Herbertstraße. Jany Tempel hatte Gerüchte über Wedels sexuelle Annäherungsversuche gegenüber Schauspielerinnen gehört, aber ihre Hoffnung, besetzt zu werden, überwog. »In einer Produktion des berühmten Regisseurs mitzuspielen, das klang für mich nach der Erfüllung eines Traums.« Die Bavaria Filmproduktion habe ihr das Drehbuch geschickt und sie nach München eingeladen. »Es hieß, es gehe um eine größere Rolle«, erinnert sich Jany Tempel.

Wedel galt damals als einer der besten TV-Regisseure Deutschlands. »Verehrter Hexenmeister der Fernseherzählung« nannte ihn der frühere ZDF-Intendant Markus Schächter einmal. Wedel hatte für das ZDF erfolgreiche Mehrteiler gedreht, oft mit Mario

Adorf in der Hauptrolle. Kaum einem Regisseur gewährten die Sender derart hohe Budgets wie ihm. Daran änderten die zahlreichen Plagiatsvorwürfe nichts, die es gegen ihn gab. Auch über seine berüchtigten cholerischen Anfälle am Set sah man bereitwillig hinweg. Die meisten Darsteller nahmen sie hin, weil sie mit Wedel arbeiten wollten. »Sein Erfolg schützte ihn in jeder Hinsicht«, sagt eine Schauspielagentin, die öfter mit ihm gearbeitet hat, dem *ZEITmagazin*. Ab Ende der neunziger Jahre rieten sie und eine weitere Agentin ihren Schauspielerinnen davon ab, mit Wedel zu arbeiten – wegen seines Rufs. Die bekannte Schauspielerin Corinna Harfouch sagt dazu: »Viele haben gewusst, dass Wedel Schauspielerinnen schlecht behandelt und demütigt. Das war ein von allen gestütztes System.«

Jany Tempel sagt, sie erinnere sich noch, wie sie über den roten Teppich des Hotels Vier Jahreszeiten lief, in dem Wedel während seines Aufenthalts in München gewohnt habe. Ein Treffen im Hotel sei ihr nicht ungewöhnlich vorgekommen. Sie ging davon aus, dass noch andere bei dem Vorsprechen dabei seien, etwa Produzenten oder Assistenten des Regisseurs. »Ich klopfte an die Zimmertür, die mir genannt worden war«, sagt Tempel. Dann habe Dieter Wedel im Bademantel vor ihr gestanden. Sie erinnert sich, dass sie eine Entschuldigung stammelte, sie komme später wieder. Wedel habe ihr geantwortet, sie solle ruhig hereinkommen, beim Film seien doch alle eher locker. Er bat sie, sich schon mal aufs Sofa zu setzen und eine bestimmte Szene zu lesen, er sei gleich fertig im Bad.

Nach den Enthüllungen über den Produzenten Harvey Weinstein und andere Männer aus der Film- und Medienbranche in den USA kommt einem diese Szene wie ein Klischee vor: der mächtige Mann im Bademantel. Jany Tempel hat den Vorfall im Hotel, den sie dem *ZEITmagazin* schildert, aber schon einmal aufgeschrieben, 2003, in einem Buchmanuskript, das von ihrem Leben handelt. Das Manuskript, das dem *ZEITmagazin* vorliegt, war von einem bekannten Berliner Agenten interessierten Verlagen angeboten worden. Zu einer Veröffentlichung kam es nicht, unter anderem weil man Klagen der beschriebenen Männer befürchtete, wie Jany Tempel und ihr damaliger Agent heute sagen.

Während Wedel im Bad gewesen sei, sagt Jany Tempel, habe sie angefangen, im Drehbuch zu lesen. »Ich fand mich in einer erotischen Szene wieder«, sagt sie. Da sei sie schon ein wenig beunruhigt gewesen, dann sei Wedel ins Zimmer zurückgekommen, noch immer im Bademantel. Er habe sich neben sie gesetzt und sie gebeten, den Text zu lesen. »Ich zögerte, da griff er sich einen Satz aus dem Dialog raus und rückte ganz nah an mich heran«, erinnert sich Jany Tempel. Sie wollte aufspringen, er habe sie aber an der Schulter zurück auf das Sofa gedrückt. Dann habe sie so etwas gerufen wie »Lassen Sie mich!«, habe sich losgerissen und sei zur Tür gestürzt, Wedel ihr hinterher. »Ich riss die Tür auf, aber ich schaffte es nicht mehr hinaus.« Jany Tempel sagt, sie erinnere sich noch genau an seinen festen Griff an ihrem linken Arm und wie sich der Knoten von seinem Bademantelgürtel in ihren Bauch gebohrt habe. »Er hat mich mit Wucht gepackt und gegen die Wand gepresst. Er hat mich angeschrien, ich wisse doch, wer er sei. Wer eine Rolle bei ihm wolle, müsse auch etwas dafür tun.« Wedel habe auf Tempel wie ein erregtes Tier gewirkt.

Wedel habe sie dann so festgehalten, dass sie keine Chance gehabt habe, ihm zu entfliehen. »Ich hätte schon Karate können müssen, um da wieder rauszukommen.« Sie habe »Bitte nicht!« gerufen, er habe sie aufs Bett geworfen und gesagt, je mehr sie sich wehre, umso aufregender sei es. »Ich weiß nicht mehr, wie meine Kleidung von mir kam, ich weiß nur noch, dass ich wimmerte und es so schmerzfrei wie möglich über mich ergehen lassen wollte. Ich riss mich zusammen. An einen absurden Satz von mir erinnere ich mich noch: »Bitte machen Sie mir kein Kind.«« Zu Hause in Berlin warteten ihr damaliger Freund und ihr einige Monate altes Baby.

Tempel sagt, sie könne sich sehr genau an den Vorfall in dem Hotelzimmer erinnern, könne ihn aber zeitlich nicht exakt zuordnen. Alles, was sie zu verdrängen versucht habe, sei ihr immer wieder in ungewollten Flashbacks erschienen. Die Mutter ihres damaligen Lebensgefährten erinnert sich hingegen auf Anhieb daran, dass der Übergriff im Sommer 1996 gewesen sei. Tempel hatte ihr nach ihrer Rückkehr aus München den Vorfall angedeutet. Die Mutter hat den Kalender jenes Jahres aufbewahrt. Darin hatte sie notiert, dass Tempel sich mit Wedel in München traf, weil sie selbst an

diesen Tagen in Berlin auf das Baby aufpasste. Laut Kalender, der dem *ZEITmagazin* in Auszügen vorliegt, gab es im August 1996 drei Treffen zwischen Wedel und Tempel in München. Tempel hat von weiteren Begegnungen mit Wedel nur einzelne, dafür aber sehr deutliche Bilder im Gedächtnis behalten, etwa dass sie mit Wedel in einer Hotellobby saß. An welchem der drei Treffen der Übergriff stattgefunden haben soll, kann Tempel nicht mit Sicherheit rekonstruieren. Sie habe ihre eigenen Kalender aus jenen Jahren als »Akt des Vergessens« vernichtet.

Jany Tempel sagt, sie habe Wedel selbst dann noch gesiezt, als er sie zum Sex gezwungen habe. Als er fertig gewesen sei und von ihr abgelassen habe, habe sie sich schnell angezogen und das Zimmer verlassen. »Ich stolperte durch das Foyer und versuchte, die Contenance zu bewahren. Mir kam es so vor, als würden mich alle anstarren«, sagt sie, »als würde jeder sofort sehen, was gerade passiert ist.«

Wenn alles sich so zugetragen hat, wie Jany Tempel es darstellt, würde das zumindest den Tatbestand der sexuellen Nötigung erfüllen, Sexualstraftaten verjähren jedoch spätestens nach 20 Jahren. Tempels Vorwürfe sind schwerwiegend. Aber ihre Schilderungen, wie sie zu Wedel ins Hotelzimmer gelangt sei, dass es um ein Treffen mit ihm allein wegen einer Rolle gegangen sei und er sie dort bedrängt habe, ähneln den Berichten der anderen Frauen gegenüber dem *ZEITmagazin*.

Dieter Wedel schreibt in seiner Stellungnahme zu den Vorwürfen, er könne sich an Jany Tempel erinnern, er wisse inzwischen auch, dass sie eine Rolle im *König von St. Pauli* gehabt habe. »Ich erinnere mich, dass ich Frau Tempel mochte und mit ihr auch eine kurze Affäre hatte.« Ihre schauspielerische Leistung beim Dreh habe ihm gefallen, und er habe sie einer Vertreterin der Bavaria Film weiterempfohlen. Ausschließen könne er aber, dass er jemals in irgendeiner Form gewalttätig gewesen sei. Ebenso könne er ausschließen, dass er sie oder eine andere Schauspielerin für ein Vorsprechen im Bademantel empfangen habe. Die Zitate, die Tempel ihm in den Mund lege, entsprächen nicht seiner Diktion. »Ich bin sicher, mich nicht so geäußert zu haben.« Dies gelte erst recht für das angebliche Zitat, je mehr sie sich wehre, umso aufregender sei es. Eine

derartige Äußerung finde er widerlich. »Frau Tempel gegenüber war ich definitiv nie gewalttätig, ich habe sie nicht ›gepackt‹, ›an die Wand gepresst‹ und auch nicht ›mit Gewalt zum Geschlechtsverkehr‹ gezwungen. Ein solches Verhalten ist mir gänzlich fremd, und ich finde jegliche Form von sexueller Gewalt abstoßend.«

Jany Tempel ist entrüstet über Wedels Behauptung, sie hätten eine Affäre gehabt. »Das ist nicht wahr. Wie perfide, dass er das jetzt behauptet.«

Tempel sagt, sie habe lange darüber nachgedacht, warum dieser Übergriff ausgerechnet sie getroffen habe. Sie will nicht zu viele Details aus ihrem Privatleben in der Öffentlichkeit ausbreiten, nur, dass sie schon als Kind Missbrauchserfahrungen und später eine Therapie gemacht habe. Für das *ZEITmagazin* hat sie ihre Psychotherapeutin, bei der sie von 2010 an wegen wiederkehrender Depressionen fünf Jahre lang in Behandlung war, von der Schweigepflicht entbunden. Auch der Therapeutin hat Jany Tempel von dem Übergriff durch Dieter Wedel erzählt. »Sie hat berichtet, dass er sie zum Sex gezwungen hat, und konnte sich an einzelne Details sehr genau erinnern. Ich habe keine Zweifel an ihrer Darstellung.« Das Ekelgefühl, das sie nach diesem sexuellen Übergriff gehabt habe, sei der Patientin noch sehr präsent gewesen. Auch dass sie einen Aids-Test gemacht habe, aus Angst vor einer möglichen Infektion.

Tempel sagt, ihr sei im Laufe der Therapie klar geworden, dass ihr Verhalten Männern gegenüber wie eine Programmierung sei: »Mir wurde Gefälligkeit anezogen, das ist wie Gehirnwäsche. Das kleine, hübsche Mädchen zu sein, das immer nett ist – das ist die Thematik meines Lebens. Auch das Schweigen, das Nicht-darüber-Sprechen.«

Jany Tempel ging, so sagt sie, in das Hotelzimmer in München, um für einen Film vorzusprechen. Einen, der im Rotlichtmilieu spielt, die meisten Frauenrollen darin waren auf Stripteasetänzerinnen und Prostituierte beschränkt, das wusste sie. »Im Nachhinein kann man sich natürlich fragen, ob das klug war von mir«, sagt Jany Tempel. »Ich war naiv, ja. Und ich wollte eine Rolle in dieser großen TV-Produktion, aber das gibt niemandem das Recht, mich zum Sex zu zwingen.«

Tempel sagt, sie habe den Beruf der Schauspielerin erst später kritisch gesehen. »Man wird Schauspieler, weil man gesehen und geliebt werden will. Das ist einem erst mal nicht bewusst, aber das ist ein Teil dieses Berufes.«

Die meisten Schauspieler, es sei denn, sie sind sehr bekannt, sind bei jedem neuen Projekt abhängig von der Gunst der jeweiligen Produzenten, des Senders und des Regisseurs. Jeder Job könnte der letzte sein. So entsteht ein Machtgefüge, in dem ein hohes Maß an Zudringlichkeit auf ein hohes Maß an Willigkeit trifft. »Dazu kommt, dass dieser Beruf das Privatleben beeinflusst. Man ist wochenlang an einem Filmset mit denselben Leuten zusammen, man wird fast zu einer Familie«, sagt Tempel.

Gleichzeitig ist die Arbeit als Schauspieler eine hochemotionale. »Der Seelenstriptease geht schon in der Schauspielschule los«, sagt sie. Immer gehe es darum, auf der Bühne oder vor der Kamera möglichst weit zu gehen.

Wedels langjährige Casterin Sabine Schroth, die fast alle seine Filme seit Anfang der neunziger Jahre besetzt hat, sagt, ihr gegenüber habe sich nie eine Schauspielerin offenbart. »Die Mädchen haben mir das nie erzählt.« Sie habe zahlreiche Vorsprechen in Hotellobbys für Dieter Wedel organisiert, bei vielen sei sie dabei gewesen, da habe er sich stets korrekt verhalten. »Ich wusste auch, dass er ab und zu Schauspielerinnen mit aufs Hotelzimmer nahm.« Sie habe aber alle jungen Darstellerinnen stets davor gewarnt, mit einem Regisseur aufs Hotelzimmer zu gehen. Sie kannte die Gerüchte um Wedels sexuelle Annäherungsversuche Schauspielerinnen gegenüber. Die Frauen seien unter Druck gewesen. »Sie wollten arbeiten.« Aus Angst, nicht mehr besetzt zu werden und dass die Männer untereinander redeten, hätten sie vermutlich geschwiegen. »Wenn sie es mir gesagt hätten, hätte ich das an die Produktionsleitung weitergeben müssen. Wie schnell ist man raus aus dem Beruf – auch ich«, sagt sie. Früher habe keiner über sexuelle Nötigung und Machtmissbrauch gesprochen, heute sei der Umgang damit ein ganz anderer.

Die Berliner Schauspielagentin Antje Kronacher hält die #MeToo-Debatte für sehr wichtig, weil über das Thema endlich diskutiert werden müsse. Aber sie sagt über das

Machtgefüge in der Filmbranche auch: »Ich kenne einige wenige Schauspielerinnen, die sich freiwillig in solche sexuellen Situationen begeben, um einen Vorteil davon zu haben.«

Beim Film gebe es ein Überangebot an Sex, sagt auch Jany Tempel. Sie selbst war mit mächtigen Männern aus der Branche zusammen und gibt zu, dass sie manchmal nicht so genau unterscheiden konnte, ob sie einen Mann einfach attraktiv fand oder ob sie der Attraktion der Macht erlag und sie sich eine Rolle versprach. Genau hier verläuft sie, die Grenze: zwischen einvernehmlichem Sex auf der einen Seite – auch wenn er ein Mittel sein mag, um eine Rolle zu bekommen – und erzwungenem Sex auf der anderen Seite.

Damals habe sie als Erstes ihrer Agentin erzählt, was passiert sei, sagt Jany Tempel. Sie sei direkt aus dem Hotel zu ihr ins Büro gegangen, das ebenfalls in München lag. Die Agentin habe zu ihr gesagt, es sei doch klar gewesen, dass der Regisseur mit ihr Sex haben wollte. »Dann zeigte sie mir auf, welche Wahl ich hätte: ›Entweder du machst ein Fass auf und gehst zur Polizei, dann steht Aussage gegen Aussage. Die Zeitungen berichten darüber, und du kannst deine Karriere als Schauspielerin vergessen. Oder du kommst damit klar und hältst die Klappe.« Tempel hat seit Jahren keinen Kontakt mehr zu ihrer früheren Agentin. Als das *ZEITmagazin* sie für diese Geschichte kontaktieren will, stellt sich heraus: Die Agentin ist einen Monat zuvor gestorben.

Tempel entschied sich dann sehr schnell dafür, lieber den Mund zu halten. Ihr damaliger Lebensgefährte, der Kameramann Tilman Büttner, erinnert sich noch, wie seine Freundin von dem Casting in München in ihre Kreuzberger Wohnung zurückkehrte. »Sie wirkte aufgelöst und gleichzeitig verschlossen«, sagt Tilman Büttner. Tempel habe ihm zunächst nicht gesagt, was los sei. Später am Abend erzählte sie Büttner dann eine abgeschwächte Version des Übergriffs – genau wie später seiner Mutter: dass der Regisseur ihr im Bademantel die Tür geöffnet und sie bedrängt habe. Sie erzählte ihm weiterhin, dass Wedel sie an die Tür gedrückt und seinen Bademantel geöffnet habe, um sich ihr nackt zu zeigen. Und dass sie sich mit aller Kraft losreißen konnte, ihn wegstieß und floh. »Ich war außer mir, was für ein kranker Typ der Mann ist«, erinnert sich Tilman

Büttner. »Ich konnte mir einfach nicht vorstellen, dass das wirklich so passiert ist, wie man es immer hört von unserer Branche. Jedenfalls habe ich nie gedacht, dass auch ich mal mit so etwas konfrontiert werden würde.«

Büttner sagt, er wäre am liebsten direkt nach München gefahren, um sich Wedel »vorzuknöpfen«. Aber seine Freundin Jany habe ihn gebeten, es sein zu lassen. »Sie werde damit schon allein fertig. Ich gab nach – leider«, sagt Tilman Büttner.

Gegenüber dem Mann, mit dem sie das Bett teilte, verharmloste sie den Übergriff, weil sie sich schämte, wie sie sagt. Einige Monate später vertraute sie sich aber einem engen Freund an, dem Autor Christoph Silber. Er hat zahlreiche bekannte Kino- und Fernsehdrehbücher geschrieben, heute lebt er in Los Angeles. Jany Tempel und Silber haben sich 1997 bei einem Filmprojekt kennengelernt und angefreundet. Ihm erzählte sie, dass Wedel sie in München zum Sex gezwungen habe. »Als ich sagte, man müsse doch etwas tun, winkte sie schnell ab, ich hätte davon keine Ahnung, das würde ihre Karriere restlos zerstören.« Damals, er war selbst Mitte 20 und neu in der Branche, glaubte er das. »Wedel kam uns vor wie ein Gigant, der den Sendern Ansagen machte, der nur die Hand zu heben brauchte, und dann waren Schauspieler am Ende.«

Später, zum Teil erst Jahre später, erzählte Jany Tempel weiteren Freunden davon, mit sechs von ihnen hat das *ZEITmagazin* gesprochen. Dass Tempel hier ihre Geschichte offenbart, hat auch mit diesen Freunden zu tun. Sie – und ihre beiden inzwischen erwachsenen Kinder – haben ihr zugeraten, jetzt an die Öffentlichkeit zu gehen, weil so viele für das Thema sensibilisiert sind.

»Ich kann es nicht mehr ändern, dass ich nicht zur Polizei gegangen bin«, sagt Jany Tempel. »Die Jany von heute würde sich anders verhalten.« Damals sei ihre Angst zu groß gewesen, ihre Karriere und, wie sie sagt, damit ihre Existenz aufs Spiel zu setzen. Erst jetzt, sagt Jany Tempel, fühle sie sich durch die #MeToo-Enthüllungen und die Beratung und Unterstützung durch einen Anwalt stark genug, ihre eigenen Erfahrungen öffentlich zu machen. »Ich will dazu beitragen, die Branche zu verändern, indem ich die kranken Machtdynamiken beschreibe«, sagt sie. Und sie sieht durch den Beginn der

Debatte auch erste Erfolge: Der Bundesverband Regie hat jüngst eine Beschwerdestelle eingerichtet, der sich auch andere Branchenverbände anschließen wollen. Die Deutsche Filmakademie schrieb Anfang Dezember an ihre Mitglieder und lud sie zu einem »Arbeitsdiskurs« zu dem Thema ein: »Es ist gut, zu spüren, wie die Branche bei diesem Thema zusammenrückt.« Die Münchner Produzentin Gabriela Sperl, die seit Jahrzehnten Filme macht, sagt: »#MeToo ist eine Befreiung für all diejenigen, die über Jahre aus Angst und Scham geschwiegen haben, und es ist für die Zukunft ein wichtiges Signal: Steht auf und wehrt euch! Habt keine Angst! Durchbrecht das Schweigen! Nur dann wird der Machtmissbrauch, den es überall und immer wieder geben wird, keine Chance haben.«

Einige Monate nachdem sie Wedel im Hotel getroffen habe, sagt Jany Tempel, habe sie über ihre Agentin einen Vertrag von der Bavaria Filmproduktion für einen Drehtag beim *König von St. Pauli* bekommen. Das Dokument hat Tempel noch, darin ist eine Tagesgage von 2800 Mark vermerkt. Wie es dazu kam, dass sie doch noch auf der Besetzungsliste landete, weiß Jany Tempel nicht. Sie erinnert sich aber an eine Diskussion mit ihrer Agentin. Tempel sagte, sie wolle nicht mit Wedel drehen, sie könnte sich doch krankmelden. Die Agentin habe geantwortet, jetzt müsse sie erst recht mitmachen, immerhin habe sie einen Drehtag in einer der größten Filmproduktionen Deutschlands. Eine Absage sei ein Affront. Also fuhr Jany Tempel hin.

Sie hatte nur eine sehr kleine Rolle, und sie habe sich gefühlt wie das Kaninchen vor der Schlange, sagt Tempel heute. Die Dreharbeiten hätten nicht lange gedauert, Wedel habe sie kaum beachtet.

Wedel schreibt dazu in seiner Stellungnahme, er sei enttäuscht gewesen, dass sich Jany Tempel nach dem Dreh nicht mehr bei ihm gemeldet habe. »Dass sie unsere Begegnung in so völlig anderer Erinnerung hat als ich, tut mir ganz außerordentlich leid.«

Im Nachhinein ist vielleicht schwer nachvollziehbar, warum sie nach dem von ihr geschilderten Übergriff im Hotel Vier Jahreszeiten überhaupt noch mit Wedel gearbeitet hat. Auch dass sie ihn offenbar zuvor noch einmal zu einer Drehbuchbesprechung in

einem Berliner Hotel traf. Die Angst, die Jany Tempel vor diesem Termin hatte, ist Christoph Silber gut im Gedächtnis geblieben. Tempel selbst erinnert sich nur noch schemenhaft an eine Begegnung mit dem Regisseur im Hotelgarten. Sie erklärt ihr Verhalten heute so: »Das ist ja das Verrückte am Beruf der Schauspielerin, dass man so etwas mitmacht und damit das ganze System toleriert und aufrechterhält.« Oft hat sie sich nach ihrer »Mitschuld« an dem Übergriff gefragt. »Die Mitschuld, so etwas wie den berühmten Minirock, den die Frau trägt und damit selbst schuld ist, dass der Mann über sie herfällt, gibt es die wirklich?«, fragt Tempel.

Etwa drei Jahre nach dem Vorfall mit Wedel brach Jany Tempel bei Dreharbeiten für einen *Tatort* psychisch zusammen. Sie habe danach versucht, sich das Leben zu nehmen, sagt Tempel. Kurz darauf beendete sie ihre Schauspielkarriere und gab ihren Lebensraum auf. Fortan trat sie nur noch ab und zu in kleinen Produktionen von Freunden auf.

Heute glaubt Jany Tempel, dass Wedel einen untrüglichen Instinkt dafür gehabt habe, wie naiv sie gewesen sei. Viele Schauspielerinnen, vor allem die erfahreneren und bereits erfolgreichen, hat er hofiert oder – abgesehen von seinen Wutausbrüchen, die auch Männer trafen – korrekt behandelt. Heike Makatsch schrieb in einem Beitrag für Wedels Autobiografie 2010 über ihn: »Man fühlt sich (endlich) entdeckt, gefordert und gefördert zugleich. Dieses Geschenk hat Herr Wedel mir gemacht.« Jasmin Tabatabai sagte in einem Interview, das in Wedels Memoiren abgedruckt ist, er sei immer »hochkonzentriert« bei der Arbeit und »hochintelligent«. Wedel »ist ja ein Siezer. Man siezt ihn, und er siezt einen.«

Er selbst schildert in seiner Biografie private Details über Schauspielerinnen, bis hin zu Sexszenen. Hannelore Elsner, die auch die Mutter eines von Wedels Kindern ist, klagte deshalb gegen Wedel und setzte eine Geldentschädigung durch. Ihr Anwalt Christian Schertz bezeichnete die beanstandeten Passagen damals als »unerträgliche Melange aus Unwahrheiten und Indiskretionen«.

Eine ehemalige Schauspielerin, die anonym bleiben möchte, lernte Wedel 1995 bei einer Veranstaltung in Berlin kennen. Sie erinnert sich, wie er ihr einmal sein System am Set erklärt habe: Frauen, mit denen man ins Bett wolle, würden gesiezt. Frauen, mit denen man schon im Bett gewesen sei, würden geduzt. Die Frauen, mit denen man keinen Sex haben möchte, würden herablassend und nicht zuvorkommend behandelt. Auch ihr habe Wedel ein Vorsprechen für den *König von St. Pauli* angeboten, zu dem er sie einladen wollte. Dieses Vorsprechen habe aber nie stattgefunden, weil er immer wieder gesagt habe, es sei etwas dazwischengekommen. Aber sie könnten sich doch auch so treffen.

Bei ihrer ersten Begegnung nach dem Kennenlernen hätten sie in einer Berliner Hotelbar miteinander getanzt, sagt die ehemalige Schauspielerin. Dabei habe sie sich sehr unwohl gefühlt, weil ihr der Tanz zu eng vorkam. Sie habe das klargestellt und sei einen Schritt zurückgewichen. Anschließend habe sie gedacht, die Fronten seien nun geklärt, warum solle sie ihn nicht weiter treffen. Heute sagt sie, ihr sei damals nicht klar gewesen, dass Wedel dies vielleicht als Doppelbotschaft aufgenommen haben könnte: Sie habe ihn zwar abgewiesen, sei aber trotzdem weiter mit ihm ausgegangen. Für Wedel sei das vermutlich ein interessanter Auftakt zur Jagd gewesen.

Wedel und sie hätten sich noch mehrmals getroffen, sagt die ehemalige Schauspielerin. Sie hätten fortan ein kumpelhaftes Verhältnis gehabt. Sie habe Wedel als intelligenten Mann erlebt, sie sprachen übers Theater, über Literatur. Bis Wedel sie eines Abends nach einem gemeinsamen Essen gebeten habe, ihn in sein Hotelzimmer zu begleiten. »Er nannte irgendeinen Vorwand, er habe etwas vergessen oder so ähnlich«, sagt sie. Die ehemalige Schauspielerin sagt, sie sei ihm ohne Bedenken gefolgt. Wedel habe sich dann umgezogen und sei auf einmal im Bademantel ins Zimmer zurückgekehrt und habe sich zu ihr aufs Sofa gesetzt. Dann habe er ihr gesagt, er brauche ihre Nähe, er fühle sich so einsam, ob sie ihn nicht am Unterarm oder am Nacken kraulen und bei ihm bleiben könne. »Ich sagte ihm, dass ich nach Hause müsse, ihm aber, wenn er so einsam sei, noch etwas vorlesen könnte.« Wedel habe sich dann ins Bett gelegt, und sie habe ihm aus einem Buch vorgelesen, an dessen Titel sie sich nicht mehr entsinne. Wedel sei währenddessen eingeschlafen. Erst bei diesem Annäherungsversuch im Hotelzimmer

habe sie begriffen, dass Wedel ihr anfängliches Nein doch nicht akzeptiert habe. Sie sahen sich nie wieder.

Dieter Wedel sagt dazu in seiner Stellungnahme, er habe die Aussage, er duze Frauen oder sieze sie, abhängig davon, ob er mit ihnen bereits im Bett gewesen sei oder nicht, nicht getätigt, sie entspreche auch nicht seinem Sprachgebrauch. Er könne sich an die ehemalige Schauspielerin nicht erinnern. »Durchaus möglich ist aber, dass eine Schauspielerin privat bereit war, mit mir auf das Hotelzimmer zu gehen und dann dort ablehnte, mit mir schlafen zu wollen. Das habe ich ja offenbar akzeptiert. Möglich ist auch, dass sie mir etwas vorgelesen hat – sicherlich nicht aus einem meiner Drehbücher –, wobei ich eingeschlafen bin.«

Wie Wedel Schauspielerinnen am Set behandelte, davon berichten zwei Männer, die bei dem Mehrteiler *Die Affäre Semmeling* Anfang der 2000er Jahre mit Dieter Wedel zusammengearbeitet haben. Der Kameramann Jules van den Steenhoven, ein Niederländer, erinnert sich daran, wie Dieter Wedel eine Schauspielerin vor der gesamten Crew anbrüllte. Diese Schauspielerin habe ihm damals erzählt, sagt van den Steenhoven, dass sie zuvor Wedels sexuelle Annäherungsversuche abgewehrt habe. »Die Schauspielerin, die nicht mit ihm schlafen wollte, hat er fertiggemacht.« Er habe so etwas nie wieder in seiner beruflichen Laufbahn erlebt. Die Art und Weise, wie Wedel mit seinen Darstellern umging, nennt er »extrem«. Van den Steenhoven sieht einen Unterschied in der Arbeitsweise zwischen den Niederlanden und Deutschland, die Hierarchie spiele hier eine größere Rolle. Am Set hätten die meisten Schauspieler den Regisseur mit »Doktor Wedel« angeredet. Van den Steenhoven sagt, er sei damals nach sechs Monaten aus dem Filmprojekt ausgestiegen.

Auch ein weiterer, führender Kollege aus dem Filmteam erzählt, wie Wedel diese Schauspielerin über Monate schikaniert habe. Er habe sie zum Beispiel eine simple Szene an die siebzig Mal wiederholen lassen: Sie sollte in ein Zimmer gehen und einen einfachen Satz sagen. Mal um Mal habe Wedel die Szene aufnehmen lassen, weil angeblich die Schrittfolge der Darstellerin nicht gestimmt habe. Das sei Wedels Methode

gewesen, glaubt der Mann: Frauen am Set so lange mies zu behandeln, bis sie nachgeben und ihm willfährig ins Bett fallen.

Die Frau selbst bestätigt die Berichte der beiden Männer gegenüber dem *ZEITmagazin*, will ihre Geschichte aber nicht unter ihrem Namen veröffentlicht sehen, weil sie glaubt, dass Wedel noch immer mächtige Fürsprecher habe, die bereitwillig bestätigen würden, dass er sicher niemals Frauen bedrängt habe, schon allein, weil zu jeder Zeit so viele Frauen um ihn herumgeschwirrt und ihm freiwillig zur Verfügung gestanden hätten.

Für die Schauspielerinnen war es sehr schwer, sich zu wehren, weil es im künstlerischen Bereich kaum objektive Bewertungskriterien gibt und ein Regisseur immer behaupten kann, sie wären eben nicht gut genug.

In seiner Stellungnahme schreibt Dieter Wedel, es sei für ihn schwierig, angebliche Vorfälle einzuordnen, zu denen die Betroffenen nicht benannt werden. Nicht ausschließen könne er, dass er die Darstellerin vor versammelter Crew lautstark kritisiert, möglicherweise auch angeschrien habe. »Es ist sehr naheliegend, dass eine Schauspielerin meine Verärgerung über ihre Leistung damit begründet hat, dass sie mir eben privat nicht entgegengekommen sei.« Dass diese Kritik manchmal auch verletzend oder grob ausgefallen sei, tue ihm heute leid. »Grundsätzlich habe ich im beruflichen Bereich ein überbordendes, manchmal auch grenzüberschreitendes Temperament, dabei habe ich vermutlich auch oft Schauspieler und Schauspielerinnen in ihrem Stolz und Selbstwertgefühl verletzt.«

Auch Patricia Thielemann war zu Beginn ihrer Karriere als Schauspielerin unsicher. Thielemann ist eine Erscheinung, sehr groß, sehr schlank, sehr durchtrainiert. An einem grauen Novembertag wartet sie an einem hinteren Tisch in einem Berliner Café. Ihre kurzen platinblonden Haare trägt sie streng zurückgekämmt. Sie ist 50 und eine der bekanntesten Yoga-Lehrerinnen des Landes. In Berlin betreibt sie die drei Studios »Spirit Yoga«, führt 200 Mitarbeiter, vertreibt Yoga-CDs und -Videos, sie hat zwei Kinder und gibt Interviews darüber, wie man Körper und Geist in Einklang bringt oder seine »innere

Mitte« findet. Ihr Buch, eine Mischung aus Autobiografie und Yoga-Manifest, trägt den Untertitel *Aufrecht, stark und klar im Leben*. Die Geschichte, die sie über Dieter Wedel erzählen wird, wirkt wie ein Überbleibsel aus einer anderen Zeit. »Sie steht im Widerspruch zu allem, was ich heute mache«, sagt Thielemann. Sie ist schon lange keine Schauspielerin mehr. Und sie braucht auch nicht die Aufmerksamkeit, die eine Offenbarung in der Öffentlichkeit bewirkt. Eher im Gegenteil.

1991 lebte Patricia Thielemann in Hamburg, damals schrieb sie einen Brief an Dieter Wedel. Sie habe von dem Filmprojekt *Der große Bellheim* gehört und würde gern für eine Rolle darin vorsprechen. Als Antwort lud Wedel sie zu einem ersten Kennenlernen in seine Hamburger Wohnung ein. Es sei ein sehr angenehmes Treffen gewesen, erinnert sich Thielemann, auch Wedels Ehefrau sei kurz dabei gewesen. »Er hat gesagt, er könne sich eine Zusammenarbeit mit mir durchaus vorstellen.«

Dieter Wedel schreibt dazu in seiner Stellungnahme, er könne sich nicht an Patricia Thielemann erinnern. Seine Frau könne sich ebenso wie er nicht entsinnen, dass Thielemann sie zu Hause besucht habe. »Es ist aber durchaus möglich, dass ich Schauspielerinnen zu einem ersten Kennenlernen, allerdings nicht zu einem Vorsprechen, zu mir nach Hamburg eingeladen habe.«

Ein paar Wochen später, sagt Patricia Thielemann, habe sich Wedel tatsächlich bei ihr gemeldet und sie zu einem Casting bestellt. Thielemann solle ihn im Bremer Parkhotel besuchen. Nach Drehschluss werde er sich für sie Zeit nehmen. Thielemanns damaliger Freund Götz Bühler, ein Musikjournalist, erinnert sich heute daran, dass er und Patricia darüber diskutiert hätten, ob sie überhaupt dorthin fahren solle. Kollegen hätten abgeraten. »Es war klar, das ist ein schlimmer Finger. Aber dass er übergriffig wird, das wussten wir nicht.« Es geschah häufiger, dass Regisseure seine junge und attraktive Freundin ausführten oder zum Essen einluden. Und Thielemann hoffte, ihre Karriere voranzutreiben.

Seit ihrer Jugend spielte sie Theater, das erste Mal mit 13 einen Geist im *Faust* am Thalia-Theater. Ihre Eltern hatten sich getrennt, als sie vier war. Thielemanns

Großmutter, bei der sie aufwuchs, feierte die Enkelin für ihre Rollen oder schlug sie »grün und blau«, wenn sie einmal nicht so gut war. In ihrem Buch schreibt Thielemann: »Es war nicht die große Bühne, die ich suchte, sondern der Einklang, der entsteht, wenn eine Inszenierung aufgeht, dieses einzigartige Gefühl des Getragenseins.« Später studierte sie in New York zwei Jahre lang Schauspiel, in Deutschland übernahm sie Anfang der neunziger Jahre kleinere Rollen in der *Lindenstraße* oder mal in einem *Tatort*. Sie galt als deutsche Antwort auf Brigitte Nielsen und schlug sich so durch. »Es war auch ein wenig Verzweiflung dabei. Es musste endlich mal was passieren«, sagt Götz Böhler. Beide dachten, das Treffen mit Wedel könnte eine echte Chance sein, vielleicht den Durchbruch für Patricia Thielemann bedeuten.

Um der Rolle, für die sie vorsprechen sollte, eine attraktive Frau, gerecht zu werden, habe sie sich zurechtgemacht: hohe Schuhe, kurzer Rock, Bluse. Dann sei sie nach Bremen aufgebrochen, erzählt sie. Wedel habe sie nach längerem Warten in der Lobby des Parkhotels empfangen. Er sei sehr nett und zuvorkommend gewesen, sagt Thielemann, und habe sich noch nach einem Raum für das Vorsprechen erkundigt. Aber alle Konferenzräume seien belegt gewesen. Darauf folgte Wedels Frage, ähnlich wie bei Jany Tempel und der anderen Schauspielerin, ob es für sie in Ordnung sei, wenn sie in seiner Suite für die Rolle vorspreche. »Ich fand das ein bisschen komisch, aber ich dachte: Ach, sei kein Spießler! So sind eben die Umstände«, sagt Thielemann, dann sei sie mitgegangen.

»Sobald die Tür hinter mir zufiel, veränderte sich Wedels Gesicht vollkommen.« Das Charmante sei verschwunden gewesen. Ohne Vorwarnung habe er sie bedrängt, ihre Bluse aufgerissen und versucht, sie rückwärts auf die Couch zu werfen, erzählt Thielemann. Sie wehrte sich und schrie ihn an, er solle sofort damit aufhören. Stell dich doch nicht so an, habe er gesagt. Sie habe geantwortet: »So habe ich es mir nicht vorgestellt. Ich gehe lieber.« Da habe ihr Wedel den Hals zugeedrückt und gebrüllt: wie doof sie eigentlich sei. Er könne ihre Karriere starten oder sie zerstören. Sie sei ja schließlich mitgekommen. »Ich bekam große Angst und wehrte mich mit aller Kraft«, sagt Thielemann. Es sei ihr gelungen, ihn im Gesicht zu kratzen und sich ihm zu

entziehen. Thielemann ist sehr groß und Wedel offenbar physisch überlegen. Heute sagt sie, das sei ihre Rettung gewesen. Sie wisse nicht, wie der Abend ausgegangen wäre, wenn sie kleiner und schwächer gewesen wäre. So schaffte sie es, aus der Suite zu fliehen. »Ich bin wie eine Furie aus dem Zimmer gerannt.« Noch in der Nacht fuhr sie mit dem Auto zurück nach Hamburg. Dort erzählte sie alles ihrem damaligen Freund Götz Bühler.

In seiner Stellungnahme schreibt Dieter Wedel, er wisse nicht mehr, ob er 1991 im Bremer Parkhotel gewohnt habe, könne dies aber nicht ausschließen, da er vielleicht zu einer Talkshow bei Radio Bremen eingeladen gewesen sei. Er schließe aber aus, dass er Patricia Thielemann in sein Hotelzimmer gebeten, sich auf sie gestürzt, ihr die Bluse zerrissen und sie auf die Couch geworfen habe. »Die dazu angeblich von mir getätigten Äußerungen stammen definitiv nicht von mir, so etwas habe ich nie gesagt und würde es auch nicht tun.« Er sei Thielemann nie an die Gurgel gegangen oder habe sonst in irgendeiner Form Gewalt gegen sie verübt.

Thielemanns Freund Götz Bühler erinnert sich noch genau an jene Nacht. »Patricia kam völlig verheult zurück. Ihre Bluse hing in Fetzen, alle Knöpfe fehlten.« Sie berichtete ihm, was in der Hotelsuite geschehen sei. Bühlers erste Reaktion ähnelt der von Jany Tempels Mann, obwohl sich die beiden und auch Patricia Thielemann und Jany Tempel nie begegnet sind: »Ich fahre hin und poliere dem die Fresse!«

Bühler dachte auch an eine Anzeige. Aber wie Jany Tempel hielt Thielemann ihren Freund zurück. Sie stritten. Patricia Thielemann fürchtete, der bekannte und mächtige Regisseur würde sie fertigmachen. »Dann hätte sie sich gleich einen neuen Job suchen können«, sagt Bühler. Dann wäre sie nicht mehr die junge, hoffnungsvolle Schauspielerin gewesen, sondern die junge, unbekannte Schauspielerin, die den großen Dieter Wedel angezeigt hat, die sich womöglich auf seine Kosten aufspielen will. Thielemann und Bühler hatten Angst vor den öffentlichen Reaktionen, vor Fragen wie diesen: Was zieht sie auch einen kurzen Rock an? Warum ist sie überhaupt mit in die Suite gegangen?

Warum begibt sie sich in eine solche Situation? Dass vielleicht sogar Thielemanns Mutter, eine Immobilienmaklerin, sagen würde: Du bist doch selbst schuld!

Also blieb Götz Bühler in jener Nacht zu Hause. Heute fragt er sich, ob die Bitte seiner Freundin, nicht zu Wedel zu fahren, damals eigentlich bedeutete: Bitte fahr doch! Ende der neunziger Jahre trennten sich Thielemann und Bühler. Er hat all die Jahre mit niemandem darüber gesprochen. »Endlich kommt es raus«, sagt er heute.

Und auch Patricia Thielemann schwieg. Erst die Weinstein-Debatte in den USA führte dazu, dass sie mit Freunden darüber redete. Damals sei ihr Schamgefühl zu groß gewesen, um etwas gegen Dieter Wedel zu unternehmen. »Ich fühlte mich schuldig, dachte, ich hätte ihn dazu eingeladen.« Thielemann geht hart mit sich selbst ins Gericht, auch heute noch in dem Berliner Café: »Warum habe ich mich hübsch gemacht und bin mit ihm in die Suite gegangen? Zu einem, der als Schürzenjäger bekannt war?« Sie gibt sich die Antwort sogleich selbst: »Weil ich so dringend mitspielen wollte.«

Warum betrachten die Frauen ihre Rolle selbst als ambivalent? Sie agieren in einem extrem hierarchischen Umfeld, in dem meist Männer Rollen vergeben, darüber bestimmen, ob sie wahrgenommen werden oder eben nicht. Deshalb zögern die Frauen, an die Öffentlichkeit zu gehen. Auch bei Wedel, von dem es in der Branche heißt, er sei »ein Grapscher«. Alle drei Frauen haben sich gefragt, ob es sinnvoll ist, sich jetzt, Jahre später, zu Wort zu melden. Sie betonen, dass es ihnen nicht darum gehe, einen prominenten Mann wie Dieter Wedel nachträglich in Verruf zu bringen, sondern den Machtmissbrauch offenzulegen und damit die Mechanismen der Filmbranche zu verändern.

Im Rückblick sieht Thielemann sich als Teil eines Systems. »Das mit Wedel war für mich ein Schlüsselerlebnis, darauf zu schauen, was ich in der Schauspielerei suche.« Heute wertet sie ihr einstiges Verhalten als übersteigerte Suche nach Bestätigung, nach Liebe und Anerkennung, die sie am Ende in eine Hotelsuite führte.

Damals habe ihr Schauspielagent oder vielleicht auch sie selbst, genau wisse sie das nicht mehr, nach ein paar Wochen in Wedels Produktionsbüro nachgefragt, erzählt Thielemann. Da hieß es, die Rolle, für die Thielemann angeblich hatte vorsprechen sollen, sei längst vergeben gewesen. »Da war klar, Wedel hat mich unter einem Vorwand zu sich gelockt. Um zu schauen, ob ich *fuckable* bin«, sagt Thielemann. Gegenüber ihrem Agenten habe sie den Übergriff verharmlost. Gern würde man mit diesem Agenten sprechen. Am Telefon sagt er, er könne sich dunkel an etwas mit Wedel und Thielemann erinnern. Danach bricht er das Gespräch ab und ist nicht mehr erreichbar.

Patricia Thielemann ist Dieter Wedel nie wieder begegnet. Etwas Vergleichbares ist ihr nie wieder passiert: »Dass jemand so aggressiv wird, dass ich Angst bekomme, nicht aus der Situation herauszukommen, weil ein Nein kein Nein ist.«

Ein paar Jahre später, 1997, zog Thielemann nach Los Angeles. Sie wollte es in Hollywood schaffen. In den USA ging es weiter wie in Deutschland, Patricia Thielemann bekam ein paar Episodenrollen in TV-Serien. Nicht klein, aber auch nichts Großes. Im Nachhinein schreibt sie über diese Zeit: »Ich war ein ambivalentes Fabelwesen mit wunderschön geschminkten Lippen und fantastischen High Heels. Um endlich als Frau, die jemand lieben könnte, gesehen zu werden, war ich bereit, mich ganz schön zu verbiegen.« Nebenbei entdeckte Thielemann Yoga für sich, begann zu lehren. Schließlich gab sie die Schauspielerei auf. »Die Begegnung mit Wedel war eines der Erlebnisse, die mitverantwortlich dafür sind, dass ich aus dieser kranken Branche raus bin«, sagt sie heute. 2004 kehrte Thielemann nach Berlin zurück und eröffnete ihr erstes Yoga-Studio am Hackeschen Markt.

In ihrem Buch erwähnt Patricia Thielemann Dieter Wedel nicht, er sei es nicht wert, genannt zu werden, sagt sie. Thielemann will ihm keine zu große Bedeutung in ihrem Leben einräumen. Auch für dieses Gespräch mit dem *ZEITmagazin* sagt sie erst zu, dann ab, will zunächst anonym bleiben. Am Ende entscheidet sich Thielemann doch dafür, ihren Namen preiszugeben. Zu der Klarheit zu stehen, über die sie in ihrem Buch schreibt. Es ist keine Geschichte, die man gern über sich selbst in der Öffentlichkeit liest. Und sie

fürchtet nach wie vor, dieser Vorfall könne nun alles andere überschatten. Dass sie nicht mehr als die erfolgreiche Unternehmerin wahrgenommen werde, sondern als die Frau, die Dieter Wedel zum Sex zu zwingen versucht habe.

In seiner Stellungnahme geht Dieter Wedel auch auf seinen generellen Umgang mit Frauen ein. Grundsätzlich sei aus den Medien bekannt, dass er viele wechselnde Beziehungen mit Frauen gehabt habe, manchmal mit mehreren gleichzeitig, schreibt er. »Einiges davon stimmt, einiges wurde für die PR genutzt. Promiskuität ist ja nicht strafbar.« Er könne jedoch ausschließen, dass er Frauen auf sein Hotelzimmer gebeten habe, um ihnen aus einem Drehbuch vorzulesen und dann die Situation für sexuelle Annäherung auszunutzen. Wenn eine Schauspielerin bereit gewesen sei, aus privaten Gründen mit ihm auf ein Hotelzimmer zu gehen, habe er sie nicht physisch bedrängt oder belästigt oder gar versucht, sie in irgendeiner Form zu sexuellen Handlungen zu zwingen. »Wenn es dazu kam, geschah dies in meiner Wahrnehmung im gegenseitigen Einvernehmen.«

Sicherlich, schreibt Wedel, sei er oftmals laut gewesen und habe sein Unverständnis, etwa wenn Schauspieler ihre Rollen nicht hinreichend beherrschten und nur schlecht vorbereitet oder ihm nicht ausreichend begabt erschienen, auch grob zum Ausdruck gebracht. »Unzutreffend ist aber, dass derartige Handlungen im Zusammenhang mit sexuellen Forderungen oder Avancen Frauen gegenüber standen.« Wedel selbst erwähnt eine Begebenheit, die rund 35 Jahre zurückliegt: »Damals hatte eine Schauspielerin unzutreffend – allerdings halb scherzhaft – über mich verbreitet, ich hätte sie im Bademantel im Hotelzimmer empfangen und sie hätte anschließend eine Rolle in einem meiner Filme nur deshalb nicht bekommen, weil sie nicht auf meine Avancen eingegangen sei.« Von da an sei ihm bewusst gewesen, dass es in seiner beruflichen Position auch aufgrund seines Bekanntheitsgrads nicht empfehlenswert sei, Frauen im beruflichen Zusammenhang allein im Zimmer zu empfangen. »Von da an war regelmäßig immer entweder der Regieassistent, ein Vertreter der Produktion oder die Casting-Beraterin Sabine Schroth bei Probeaufnahmen für eine Rolle in einer meiner Produktionen bzw. unter meiner Regie anwesend.«

Das steht im Widerspruch zu den Angaben der drei Frauen. Alle drei arbeiten heute nicht mehr als Schauspielerin.

Alle drei sagen, sie hätten nach dem Erlebnis mit Dieter Wedel nicht mehr so weitermachen können wie zuvor.

Genau hier verläuft sie, die Grenze: Zwischen einvernehmlichem Sex auf der einen Seite – auch wenn er ein Mittel sein mag, um eine Rolle zu bekommen – und erzwungenem Sex auf der anderen Seite

Um der Rolle, für die sie vorsprechen sollte, eine attraktive Frau, gerecht zu werden, habe sie sich zurechtgemacht: Hohe Schuhe, kurzer Rock, Bluse. Dann sei sie nach Bremen aufgebrochen

Warum betrachten die Frauen ihre Rolle selbst als ambivalent? Sie agieren in einem extrem hierarchischen Umfeld, in dem meist Männer Rollen vergeben, darüber bestimmen, ob sie wahrgenommen werden

Dieter Wedel, 75, schuf als Regisseur und Drehbuchautor mit seinen Mehrteilern nationale Fernseh-Ereignisse: 1972 drehte er »Einmal im Leben«, die Geschichte über

den Eigenheimbau der Familie Semmeling, die er 1976 und 2002 weitererzählte. In den neunziger Jahren folgten »Der große Bellheim«, »Der Schattenmann« und »Der König von St. Pauli«. Wedel wurde mit dem Grimme-Preis, der Goldenen Kamera und dem Bambi ausgezeichnet

Der Schattenmann

Weitere Schauspielerinnen erheben schwere Vorwürfe gegen den Regisseur Dieter Wedel. Ihre Berichte handeln von üblen Schikanen, Körperverletzung und sexuellen Attacken bis hin zur Vergewaltigung

Von Annabel Wahba*, *Christian Fuchs*, *Khuê Pham*, *Nadine Ahr*, *Jana Simon*, DIE ZEIT Nr.5, 25.01.2018

An einem Januarmorgen 2018 sitzt die Schweizer Schauspielerin Esther Gensch im Büro eines Anwalts in Zürich. Sie ist 61, zierlich, blond. »Ich habe dank Dieter Wedel einen Gang durch die Hölle gemacht « , sagt sie. »Die Sache belastet mich und meine Familie bis heute massiv.« Gensch hat sich an die *ZEIT* gewandt, nachdem sie im Magazin der Zeitung vor drei Wochen einen Artikel gelesen hatte. Darin hatten mehrere Frauen schwere Vorwürfe gegen den deutschen Regisseur Dieter Wedel erhoben. Der Mut der Schauspielerinnen, ihre Geschichten zu erzählen, habe sie sehr bewegt, sagt Esther Gensch. Auf einen derartigen Beitrag habe sie jahrzehntelang gewartet. Er hat sie dazu bewogen, nun auch von ihrem eigenen »Drama« zu erzählen, das im Dezember 1980 im bayerischen Bad Kissingen seinen Anfang genommen habe.

Im genannten Text vom 4. Januar warf die ehemalige Schauspielerin Jany Tempel dem Regisseur Wedel vor, sie 1996 in einem Münchner Hotelzimmer zum Sex gezwungen zu haben. Und Patricia Thielemann – früher ebenfalls Schauspielerin, heute eine bekannte Yogalehrerin – berichtete darin, wie Wedel sie 1991 in einem Bremer Hotelzimmer sexuell massiv bedrängt und ihr den Hals zgedrückt habe, sodass sie sich nur mit äußerster Kraft von ihm habe befreien können. Beide Frauen gaben gegenüber der *ZEIT* eidesstattliche Versicherungen ab. Ehemalige Mitarbeiter einer Filmproduktion erinnerten sich in dem Artikel daran, wie Wedel eine weitere Schauspielerin bei Dreharbeiten sexuell unter Druck gesetzt habe.

Dieter Wedel, der im November 75 Jahre alt geworden ist, dementierte jeden dieser Vorwürfe in einer schriftlichen Erklärung und unterstrich seine Angaben ebenfalls mit einer eidesstattlichen Versicherung. Wedel hat nach einer erfolgreichen Karriere als Fernsehregisseur lange das Theater-Festival in Bad Hersfeld geleitet. Von diesem Posten trat er am Montag zurück. In einer persönlichen Stellungnahme schreibt er, dass er die Festspiele »aus der diffamierenden Diskussion« um seine Person heraushalten möchte. Er betont, dass er jede Form von Gewalt verabscheue, gegen Frauen ebenso wie gegen Männer.

Nach der Veröffentlichung Anfang Januar erhielt die *ZEIT* von Lesern und aus der Film- und Medienbranche viel Zustimmung. Schauspielerinnen meldeten sich in der Öffentlichkeit zu Wort und berichteten von unangenehmen bis verstörenden Erfahrungen mit Dieter Wedel, zuletzt im *ZEIT*- Interview die Schauspielerin und Präsidentin der Deutschen Filmakademie, Iris Berben. Der Bundesverband Schauspiel und die Filmakademie wollen nun eine Beschwerdestelle einrichten.

Es wurde aber auch scharfe Kritik an der *ZEIT* geübt. Die Veröffentlichung der Vorwürfe gegen Dieter Wedel wurde als »Hexenjagd« bezeichnet. Ein Mann, für den zunächst die Unschuldsvermutung gelten müsse, werde »an den Pranger gestellt«. Mehrfach wurde auch insinuiert, Jany Tempel, Patricia Thielemann und jene ehemaligen Mitarbeiter Wedels könnten gelogen haben. Dieser Vorwurf motivierte wiederum weitere

Menschen aus der Filmbranche, ihr Schweigen zu brechen. In den Gesprächen, die sie mit der *ZEIT* führten, war oft die Wut über Dieter Wedels Selbstverteidigung zu spüren.

»Wenn eine Schauspielerin (...) bereit war, aus privaten Gründen mit mir auf ein Hotelzimmer zu gehen, habe ich sie nicht physisch bedrängt oder belästigt oder gar versucht, sie in irgendeiner Form zu sexuellen Handlungen zu zwingen.« So schreibt Wedel in seiner eidesstattlichen Versicherung.

»Wenn er das tut, kann ich nur sagen: Er lügt!«, sagt dazu etwa der Charakterdarsteller Michael Mendl, der selbst mit Wedel gearbeitet hat. Neben der Schauspielerin Esther Gensch und Mendl werden hier noch drei weitere Personen zu Wort kommen. Die Vorwürfe reichen bis hin zur Vergewaltigung. Zahlreiche Anschuldigungen lassen sich durch Dokumente aus Archiven belegen, andere durch Aussagen von Zeugen am Filmset und von Freunden und Angehörigen der Frauen.

Am Freitag vergangener Woche hat die *ZEIT* Dieter Wedel um eine Stellungnahme zu den neuen, detaillierten Vorwürfen gebeten. Darauf antwortete sein Anwalt am Montagmittag, sein Mandant könne der Bitte nicht nachkommen, da er »aus gesundheitlichen Gründen« dazu nicht in der Lage sei. Er liege mit Herzbeschwerden im Krankenhaus. Wenige Stunden später wandte sich Wedel in einer ausführlichen Stellungnahme an die Öffentlichkeit – laut *Bild*-Zeitung vom Krankenbett aus formuliert. Er sprach von einem »Klima der Vorverurteilung«, vermeintliche Zeuginnen hätten versucht, ihn zu erpressen, er habe von Menschen gehört, denen »fünfstellige Beträge für Aussagen« gegen ihn angeboten worden seien. Der Umfang der Darstellungen habe ein für seine Gesundheit und seine Familie erträgliches Maß überschritten. »Deswegen werde ich mich von jetzt an nicht mehr öffentlich äußern«, schreibt Dieter Wedel.

Die *ZEIT* hat keinem Gesprächspartner bei der Recherche zu den Vorwürfen gegen Dieter Wedel Geld bezahlt oder auch nur angeboten. Auch hat dies keine der hier zu Wort kommenden Frauen verlangt. Die Zeuginnen kennen einander nicht, und ihre zitierten Äußerungen sind genau so gefallen.

In der Zürcher Anwaltskanzlei erzählt Esther Gensch, sie habe die Macht des Regisseurs erlebt, er habe sie fast um ihren Beruf gebracht. Gensch ist in der Schweiz sehr bekannt, von 1999 bis 2007 hat sie eine der Hauptrollen in der Schweizer Serie *Lüthi und Blanc* gespielt, sie bekam den Prix Walo und war für den Schweizer Filmpreis nominiert. Allerdings fällt in ihrem Lebenslauf auf, dass sie in den achtziger und neunziger Jahren kaum einen Film gedreht hat.

Im Dezember 1980 hieß Esther Gensch noch Esther Christinat und war 24 Jahre alt, eine junge, hoffnungsvolle Schauspielerin, die gerade ihre ersten Rollen spielte. Da meldete sich die Künstleragentur Jovanovic aus München, bei der Gensch unter Vertrag war: Einer der größten deutschen Regisseure, Dieter Wedel, wolle sie casten, es gehe um eine Hauptrolle. Wenn sie die bekomme, bedeute das den Durchbruch, hätten ihre Agentinnen ihr gesagt, so erinnert sich Gensch. Die Agentur Jovanovic existiert heute noch, Genschs damalige Agentinnen leben aber nicht mehr.

Im Jahr 1980 sei sie nach Hamburg zu »Doktor Dieter Wedel« gefahren, um sich vorzustellen, sagt Esther Gensch. Sie nennt den Regisseur – er hat über Erscheinungsformen des Expressionismus promoviert – bis heute so, »um Distanz zu wahren«. Wedel habe sie in seiner Wohnung empfangen, dort habe sie auch seine Frau Uschi Wolters kennengelernt. Sie hätten über das Filmprojekt *Bretter, die die Welt bedeuten* geredet. Während ihres Aufenthaltes in Hamburg habe sie im Hotel Bellevue übernachtet, und noch am selben Abend habe Wedel vor ihrer Zimmertür gestanden. In ihrem Zimmer habe er das erste Mal versucht, sie zu küssen, und sie überall angefasst. Gensch sagt, sie habe sich sehr bedrängt gefühlt, aber versucht, höflich zu bleiben, und etwas in der Art wie »Jetzt nicht!« gesagt.

Sie sah ihre Chance auf eine große Karriere, und auch ihre Agentinnen hätten ihr zuvor geraten, sie dürfe auf keinen Fall den »großen Wedel« verärgern. »Ich habe das über mich ergehen lassen«, sagt Gensch. Sie dachte, der Übergriff sei ein einmaliger Ausrutscher, der sich am Set nicht wiederholen werde. »Es war mir unangenehm, ich schämte mich und habe mit niemandem darüber gesprochen.«

Dieter Wedel hatte für den Achtteiler *Bretter, die die Welt bedeuten* auch am Drehbuch mitgeschrieben. Produziert wurde die Serie von Telefilm Saar, einer hundertprozentigen Tochter des Saarländischen Rundfunks, Telefilm Saar gibt es seit 2007 nicht mehr. Vier Regisseure wirkten damals mit. Esther Gensch drehte zunächst mit Tom Toelle, der 2006 gestorben ist. »Es war eine wunderschöne Arbeit«, sagt sie. Bis zu jenem Tag Anfang Dezember 1980, dem letzten Drehtag mit Tom Toelle. Im Hotel in Bad Kissingen habe es ein »Nachtessen« gegeben. Als sie das Restaurant betrat, habe Wedel schon am Tisch gesessen. Bereits an diesem Abend sei klar gewesen, was er von ihr wollte, sagt Gensch. Sie aber sei auf ihr Zimmer geflüchtet.

Es folgte der erste Tag mit Wedel, für Gensch »der Beginn eines Albtraums«. Nichts habe sie dem Regisseur recht machen können. Vor dem gesamten Team habe er sie niedergemacht: was sie da spiele, ob sie überhaupt zu etwas fähig sei? Jede Nacht habe er sie wieder und wieder angerufen und Sex von ihr verlangt – sie solle auf sein Zimmer kommen. Habe sie nicht geantwortet oder den Hörer neben das Telefon gelegt, habe er an ihrer Tür Einlass gefordert. Mal habe sie ihn »abgewehrt«, mal habe sie sich schlafend gestellt. Danach habe ein Prozess der Zersetzung begonnen. Jeden Morgen habe er sie in die Mitte des Teams gestellt und sie gedemütigt: Sie könne kein richtiges Deutsch, es sei eine Zumutung, mit ihr zu arbeiten. Zudem habe er ihr Aussehen kritisiert: ob sie die ganze Nacht rumficke? Gensch sagt, sie habe tatsächlich kaum noch geschlafen, weil Wedel sie mit Anrufen und Klopfen an der Zimmertür wach gehalten habe. Hinzu sei die Angst vor jedem neuen Tag gekommen.

In ihrer Not vertraute sich Esther Gensch der damaligen Kostümbildnerin Regina Bätz an. Bätz bestätigt diese Angaben. Sie habe Gensch sogar mit auf ihr eigenes Zimmer genommen und dort übernachten lassen. »Das gesamte Team hat damals mitbekommen, wie Wedel mich behandelt hat. Niemand hat sich getraut, etwas dagegen zu sagen«, sagt Gensch heute. »In den Blicken der anderen lag Angst.« Angst davor, als Nächster an der Reihe zu sein.

Nach einer oder zwei Wochen, genau weiß Gensch das nicht mehr, sei sie am Ende gewesen. Da sei Wedel am Set zu ihr gekommen und habe gesagt, sie müssten reden, ob er sie am Abend zum Essen einladen dürfe. Gensch sagte unter der Bedingung zu, dass das Treffen im Hotelrestaurant stattfinde, da auch das gesamte Team im Hotel untergebracht war. An diesem Abend, sagt Gensch, sei Wedel charmant gewesen und habe sich wiederholt für sein rüdes Benehmen entschuldigt: Er wolle es wiedergutmachen. Gensch sagt, sie sei sehr erleichtert gewesen. Dann habe Wedel erzählt, er erwarte noch einen wichtigen Anruf, wolle ihr aber eine Theaterkritik zu lesen geben, die sei wichtig für sie, damit sie seine Arbeitsweise verstehe. Dafür solle sie ihn kurz auf sein Zimmer begleiten.

Also sei sie mitgegangen. Heute findet Gensch ihr damaliges Verhalten selbst blauäugig. Es sei eine Mischung gewesen aus der Hoffnung, nun werde alles gut, und der Furcht davor, den Regisseur erneut gegen sich aufzubringen. Auf dem Flur zu seinem Zimmer habe er sie noch freundlich angelächelt. »Aber als die Tür aufging, blickte ich in ein Gesicht, das ich nicht mehr erkannte«, sagt Gensch. Dann sei alles sehr schnell gegangen. Wedel habe sie in sein Zimmer gerissen, die Tür abgeschlossen, sie auf das Bett geworfen und versucht, ihre Hose zu öffnen und herunterziehen. Sie habe sich mit aller Kraft gewehrt. »Er setzte sich rittlings auf mich, packte meinen Kopf bei den Haaren und schlug ihn immer wieder aufs Bett, einmal auch an die Wand und dann einmal auf die Bettkante. Er hat mir ins Gesicht gespuckt, seinen Speichel wieder abgeschleckt und gesagt: Wenn du mich küsst, kriegst du Schokolade.« Er habe sie als »Drecksau« beschimpft.

Mit ihrer Halswirbelsäule sei sie so hart auf die Bettkante geprallt, dass sie sich vor Schmerzen und Angst nicht mehr habe rühren können. Daraufhin habe sich Wedel mit beiden Ellbogen rechts und links auf ihren Schal gestützt, den sie um ihren Hals geschlungen hatte, und ihr die Kehle abgeschnürt, sodass sie kaum noch Luft bekommen habe. »Ich dachte, jetzt ist es aus.« Esther Gensch sagt: »Es ist ihm nicht gelungen, in mich einzudringen.«

Am Ende verschwimmt ihre Erinnerung. Sie sagt, dass sie nicht mehr weiß, wie sie aus dem Zimmer gelangt sei und den Weg in die Lobby gefunden habe. Sie habe unter Schock gestanden, starke Schmerzen gehabt und ihren Kopf nicht mehr bewegen können.

In diesem Zustand fand die Kostümbildnerin Regina Bätz sie in der Lobby. »Ein zitterndes verrenktes Kind, das Schutz brauchte«, so erinnert sich Bätz. Sie ist jetzt 74 Jahre alt und in Rente. Sie erzählt davon, wie beliebt Esther Gensch damals im Team gewesen sei, »ein Charmebolzen«. An jenem Abend in der Hotellobby habe Esther ihr erzählt, dass Wedel versucht habe, sie zu vergewaltigen, zudem sei ihr Halswirbel verletzt gewesen. »Es war erschreckend. Dass Esther weg- und ich ihr helfen musste, war klar.«

Am nächsten Tag sollte das gesamte Team nach München umziehen. Gensch wohnte im Hotel Vier Jahreszeiten. Bätz habe die Sachen für sie gepackt, sagt Esther Gensch. Sie selbst habe unvorstellbare Schmerzen gehabt. Die Dreharbeiten wurden daraufhin gestoppt. Das bestätigt auch der damalige Erste Aufnahmeleiter Ulrich John. Die Erklärung sei gewesen: »Heute kein Dreh wegen Halswirbelverletzung der Hauptdarstellerin.« Es habe Gerüchte gegeben, was passiert sei. Weiter möchte John dazu aber nichts sagen. Die Schauspielerin Andrea L'Arronge, die später zu den Dreharbeiten dazustieß, sagt gegenüber der *ZEIT*, am Set sei erzählt worden, die Hauptdarstellerin sei verletzt, weil sie nicht mit Dieter Wedel schlafen wollte. Und noch ein weiterer Zeuge, der damalige Requisiteur Manfred Geber, der Gensch schon von vorherigen Filmprojekten kannte, sagt gegenüber der *ZEIT*, Gensch sei von einem Tag auf den anderen nicht mehr zum Dreh erschienen, sie sei »krank«, habe es geheißen. »Ihr ging es dreckig damals, wirklich beschissenst«, sagt Geber. Im Team sei allen klar gewesen, dass Wedel versucht habe, Gensch zu vergewaltigen und sie sich dabei verletzt hatte – aber mit Wedel habe keiner darüber gesprochen.

Esther Gensch erzählt, ein Teammitglied habe sie schließlich in München zum Arzt gebracht, und sie habe über Tage unzählige Spritzen bekommen. Ihr Orthopäde sei Hans-Wilhelm Müller-Wohlfahrt gewesen, der langjährige Mannschaftsarzt des FC Bayern München. Gensch entbindet den Arzt von der Schweigepflicht. Seine Assistentin sagt

gegenüber der *ZEIT*, Müller-Wohlfahrt könne sich nach 38 Jahren nicht mehr an Esther Gensch beziehungsweise an Esther Christinat, wie ihr Name damals lautete, erinnern. Er habe auch keine Akte mehr zu ihrem Fall. Aber im Archiv von Telefilm Saar, das beim Saarländischen Rundfunk lagert, findet sich ein Schreiben von Hans-Wilhelm Müller-Wohlfahrt an die Anwälte der Schauspielerin. Sie habe sich am 15. Dezember 1980 wegen eines »akuten Torticollis mit heftigen Nacken- und Kopfschmerzen sowie Schwindelgefühl, Übelkeit und Erbrechen« in seine ambulante Behandlung begeben. Die Untersuchungen hätten eine »erhebliche Bewegungseinschränkung in allen Bewegungsebenen insbesondere bei Seitneigungen« ergeben. Weiterhin werden diagnostiziert: »empfindlicher Druckschmerz auch über den Nervenwurzeln der gesamten Halswirbelsäule, ein Nacken-Schulter-Arm-Syndrom mit Kopfschmerzen und ein sehr schlechter Allgemeinzustand«. Müller-Wohlfahrt schreibt: »Diese Symptome können eindeutig als Folge der Gewalttätigkeit vom 12. 12. 80 angesehen werden.«

Nach etwa drei Wochen habe sie sich überzeugen lassen, an den Drehort zurückzukehren, sagt Esther Gensch. Sie habe sich vertraglich und dem Team gegenüber dazu verpflichtet gefühlt. »Und natürlich wollte ich spielen.« Zurück am Set, habe keiner aus dem Team mehr mit ihr sprechen dürfen, Wedel habe sie völlig isoliert. »Alle wussten, was los war. Es sah ja auch jeder, denn ich trug eine Halskrause.«

Für ihre Rolle habe sie dann aber ein schweres Barockkostüm anziehen müssen. »Ich stand allein in einem eiskalten Theater auf der Bühne, hatte Schmerzen, und keiner redete mit mir.« Die Schmerzen in Kopf, Nacken und Rücken seien unerträglich geworden. Während sie drehfertig auf der Bühne wartete, habe Wedel für eine Kamerafahrt Schienen über die Sitzreihen bauen lassen, er habe sie dort stundenlang ausharren lassen und niedergemacht, bis sie mit Fieber zusammengesunken sei. Dann habe man sie in einen Zug nach München gesetzt und sie wieder im Hotel Vier Jahreszeiten untergebracht, aber selbst dort habe der Regisseur sie nicht in Ruhe gelassen.

An die Halskrause kann sich auch die Kostümbildnerin Regina Bätz erinnern. Dem Team habe Wedel gesagt, die Verletzung von Esther Gensch rühre daher, dass sie im

Vier Jahreszeiten betrunken die Treppe hinuntergefallen sei. »Mir hat er die Mär erzählt, Esther sei eine Nymphomanin, die hinter Männern her ist«, sagt Bätz. Auch an Gemschs Zusammenbruch und die Unterbrechung der Dreharbeiten erinnert sie sich. »Ich war fassungslos, dass Wedel versucht hat, Esther zu vergewaltigen. Aber alle hatten Angst vor Wedel.« Und alle wollten weiterarbeiten – auch mit ihm.

Gemschs Rolle wurde umbesetzt. Nun sollte die deutsche Schauspielerin Ute Christensen die Hauptrolle bekommen. Bätz sagt, als sie deren Maße nehmen sollte, sei ihr klar geworden, was für eine üble Geschichte das sei. »Ich konnte ihr nicht die Kleider von Esther überstülpen.« Sie habe dabei immer an die Verletzte denken müssen. Daher habe sie Wedel um ihre Entlassung gebeten. Ein paar Jahre später arbeitete sie dann aber doch noch einmal mit ihm zusammen.

Esther Gensch sagt, sie habe Wedel nicht bei der Polizei anzeigen wollen, habe sich aber an einen Münchner Anwalt gewandt. Im Archiv findet sich ein Schreiben von Esther Gemschs Anwalt vom 16. Januar 1981 an die Geschäftsleitung von Telefilm Saar. Darin steht, es sei kein Geheimnis mehr, wie Dieter Wedel sich in der Nacht vom 12. Dezember 1980 im Hotel in Bad Kissingen gegenüber der Schauspielerin verhalten habe. »Dr. Wedel wurde gewalttätig und beleidigend und hat unsere Mandantin erheblich verletzt.« Sie habe ein schweres Nacken-Schulter-Arm-Syndrom und befinde sich in einem außerordentlich schlechten physischen und psychischen Zustand. »Herr Dr. Wedel hat durch sein Verhalten mehrere Straftatbestände erfüllt. Wir verweisen hier auf die Delikte der versuchten Notzucht, vorsätzliche Körperverletzung, Freiheitsberaubung, Nötigung und Beleidigung.« Wedel habe Gensch – die in dem Schreiben noch Christinat heißt – eine Dreiviertelstunde lang gewalttätig bearbeitet, obwohl sie sich mit allen Mitteln gewehrt und geweint habe und ihre Erstickungsangst für Wedel erkennbar gewesen sei. Die »zuständigen Herren« von Telefilm Saar hätten Gensch Schutz und Unterstützung zugesagt, beides sei dann aber versagt worden. Sie habe noch einmal versucht zu drehen, aber weder ihre Gesundheit noch die Behandlung durch Wedel ließen dies zu. Der Anwalt kündigt das Engagement mit sofortiger Wirkung. Er fordert

Schmerzensgeld. Seine Mandantin sei auch entschlossen, Wedel anzuzeigen. Das Attest über Arbeitsunfähigkeit, unterschrieben von Müller-Wohlfahrt, liegt bei.

Darauf antwortet am 28. Januar 1981 Wedels damaliger Anwalt. Er weist die Vorwürfe zurück. Laut seiner Darstellung war alles ganz anders: Bereits beim Vorstellungsgespräch sei es zu für Wedel »peinlichen Annäherungsversuchen« durch Gensch gekommen. Später habe sie ihn wissen lassen, sie träume davon, im Anschluss an die Dreharbeiten mit ihm auf die Bahamas zu reisen. An jenem Abend habe sich Wedel zwischen 22 und 22.30 Uhr verabschiedet, da er sich gesundheitlich angeschlagen gefühlt habe. »Ihre Mandantin folgte unserem Mandanten dennoch bis zu seinem Zimmer.« Sie sei ihm bis in den Vorraum nachgelaufen, Wedel habe sie aufgefordert, ihn nicht länger zu behelligen. »Ihre Mandantin nahm das zum Anlaß, unseren Mandanten zu umarmen. Unser Mandant wies diese Umarmung zurück, woraufhin Ihre Mandantin anfang zu weinen.« Als nach zehn Minuten Wedels Mutter angerufen habe, habe Gensch sich verabschiedet. Erst zwei Tage später habe Wedel von der Halswirbelverletzung gehört. Gensch habe ihm erklärt, vor Jahren einen Unfall gehabt zu haben, weshalb ihr Halswirbel anfällig sei. Am 17. Dezember habe sie ihm erstmals am Telefon erklärt, dass ihre Verletzung von einem Stoß herrühre, »den unser Mandant ihr (angeblich) im Vorraum zu seinem Zimmer am 12. Dezember 1980 versetzt habe, als er ihre Umarmung zurückgewiesen habe«.

Esther Gensch sagt heute, sie habe sich damals nicht zugetraut, weiter juristisch gegen Dieter Wedel vorzugehen. »Ich war 24 und hatte kein Geld.« Dieter Wedel, erzählt Gensch, habe sie im Hotel weiter angerufen und gedroht, er werde sie vernichten, wenn sie den Mund aufmache, aber ihr werde sowieso niemand glauben. Er sei mächtig genug, um dafür zu sorgen, dass sie nie wieder spielen werde, und die Produktionsfirma werde sie verklagen.

Eric Moss, ein bekannter Münchner Produzent, der damals als Aufnahmeleiter arbeitete, bestätigt Genschs Aussagen. Er hatte 1980 seine Freundin Regina Bätz beim Drehen besucht und dabei auch Esther Gensch kennengelernt. Bätz habe ihn kurz darauf

gebeten, sich in München um Gensch zu kümmern, sagt Moss. Der Produzent erinnert sich, dass Gensch in einem kleinen Einzelzimmer des Hotels Vier Jahreszeiten gelegen habe. Sie sei verletzt gewesen und habe jeden Tag zum Arzt gehen müssen, um Spritzen in den Nacken zu bekommen.

»Esther hat mir erzählt, was passiert ist. Dass Wedel versucht hat, sie äußerst brutal zu vergewaltigen. Sie sagte, Wedel habe sie auf das Bett geschleudert, sie gepackt und ihren Kopf auf das Bett gehauen.« Eric Moss sagt, er sei auch dabei gewesen, als Wedel bei Gensch im Hotel angerufen habe. »Sie ging ans Telefon und sah aus, als hätte sie einen Geist gesehen«, entsinnt er sich. Gensch habe dann den Hörer so gehalten, dass er das Gespräch mithören konnte. Wedel habe zunächst freundlich geklungen, habe gesagt, dass es ihm leidtue und er Gensch beim nächsten Projekt wieder besetzen werde. Dann aber habe sich sein Tonfall verändert: Wedel habe nun Anweisungen gegeben, wie Gensch die Entstehung der Verletzung erklären solle. Sie solle sagen, sie habe Streit mit ihrem Freund gehabt und sei dabei die Treppe hinuntergefallen. Behaupte sie aber etwas anderes, werde er, Wedel, erklären, Gensch habe an seiner Tür geklopft und sei dann wie eine Furie auf ihn losgegangen. Er habe sie nur abgewehrt, und so habe sie sich verletzt. Die Version erinnert an das oben genannte Schreiben von Wedels Anwalt.

»Es war ein Horror«, sagt der Produzent heute noch. Esther Gensch habe Wedel geantwortet, er solle sie in Ruhe lassen. Moss sagt, in diesem Augenblick habe er begriffen, dass Gensch auch im Hotel nicht vor Dieter Wedel sicher sei, deshalb habe er sie für die nächsten Wochen in der Wohnung eines befreundeten Kameramanns versteckt. Der Kameramann bestätigt das gegenüber der *ZEIT*.

Heute sagt Gensch, sie hätte damals sofort zur Polizei gehen müssen, aber in diesem Moment habe sie das nicht gekonnt. Stattdessen habe sie sich selbst die Schuld gegeben, sich gefragt, ob sie Wedel irgendwie zu seinen Handlungen eingeladen haben könnte. Und sie fürchtete die Fragen und Kommentare der anderen: Kann das tatsächlich stimmen? So schlimm kann es doch nicht gewesen sein!

Im Archiv des Saarländischen Rundfunks liegt auch ein interner Bericht der Zentralrevision des SR vom 1. Dezember 1981. Es geht darin um die überhöhten Kosten beim Projekt *Bretter, die die Welt bedeuten*. Es heißt, am 14. Dezember 1980 habe sich die Hauptdarstellerin mit einer Halswirbelerkrankung und Schockerscheinungen in ärztliche Behandlung nach München begeben. Gleichzeitig habe sich Dieter Wedel krankgemeldet und sei in eine Münchner Klinik gegangen. Nach Auskunft der Hauptdarstellerin habe es sich bei ihrer Verletzung um die Folge einer gewaltsamen sexuellen Annäherung durch Wedel gehandelt. Telefilm Saar habe versucht zu vermitteln. Die Dreharbeiten wurden am 7. Januar fortgesetzt, am 14. Januar habe sich die Schauspielerin erneut krankgemeldet und eine weitere Zusammenarbeit mit Dieter Wedel verweigert. In Klammern steht: »Depressionen, Unzumutbarkeit«. Am 16. Januar sei beschlossen worden, die weibliche Hauptrolle umzubesetzen.

Esther Gemsch ging im Frühjahr 1981 zurück in die Schweiz. »Ich habe versucht, das mit Wedel ungeschehen zu machen, als wäre es nie passiert.« Jahrelang reiste sie nicht mehr nach Deutschland. Und jahrelang hatte sie weiter Schmerzen im Genick. Sie trat nur noch in Filmproduktionen von Freunden auf, ansonsten arbeitete sie fortan hinter der Kamera, als Synchronsprecherin und in der Werbung. »Wedel hat mir alles genommen, was mich ausgemacht hat«, sagt sie. Erst als sie um die 40 war, habe sie darüber reden können, was ihr widerfahren sei: »Mit diesem Dreck geht man nicht hausieren.«

Esther Gemsch ist heute Mutter von drei Töchtern. »Ich mache das jetzt für sie!«, sagt sie im Gespräch in Zürich. »Und ich mache das für die Schauspielerinnen, die jünger sind als ich und nicht den Mut haben zu sprechen.«

Esther Gemsch sagt, sie habe sich in ihren Beruf zurückgekämpft. 1999 – sie war 43 Jahre alt – sei sie zum Casting der Serie *Lüthi und Blanc* gegangen. Um zu beweisen, dass sie spielen könne. Als ein Moderator sie drei Jahre später im Mittagstalk des Schweizer Fernsehens nach ihrer langen Familienpause fragte, antwortete sie, sie habe mit der Schauspielerei aufgehört, weil sie »auf ganz brutale Weise von einem Regisseur

zusammengeschlagen wurde in Deutschland«. Schweizer Boulevardmedien berichteten über den Auftritt. Die Artikel und der Mitschnitt liegen der *ZEIT* vor. Damals schreckte Esther Gensch noch davor zurück, Wedels Namen zu nennen. Jetzt rieten Freunde und ihre Töchter ihr dazu, an die Öffentlichkeit zu gehen. Ihre Aussagen hat sie mit einer eidesstattlichen Versicherung bekräftigt.

Die mutmaßlichen Taten, die Esther Gensch schildert, sind mittlerweile verjährt. Anders verhält es sich möglicherweise mit jenem Vorwurf, den Jany Tempel vor drei Wochen in der *ZEIT* erhob: Dieter Wedel habe sie 1996 zum Sex gezwungen. Durch eine Gesetzesänderung von 2015 ruht die Verjährungsfrist von 20 Jahren neuerdings bei schweren Sexualstraftaten bis zur Vollendung des 30. Lebensjahrs des mutmaßlichen Opfers. 1999 wurde Jany Tempel 30 Jahre alt, somit wäre eine Tat erst 2019 verjährt. Die Staatsanwaltschaft München hat aufgrund eines Anfangsverdachts nun ein Ermittlungsverfahren gegen Dieter Wedel eingeleitet.

Jany Tempel und Patricia Thielemann, die Anfang Januar in der *ZEIT* von Übergriffen durch Wedel berichtet hatten, sind schon lange keine Schauspielerinnen mehr. Und Esther Gensch arbeitet längst nicht mehr für den deutschen Film- und Fernsehmarkt. Viele, die weiterhin im Geschäft sind, trauen sich nicht, unter ihrem Namen über Dieter Wedel zu sprechen. Vielleicht können sie es sich auch nicht leisten.

Eine deutsche Schauspielerin, die man aus Filmen und zahlreichen Fernsehserien kennt, berichtet von Abenden, an denen sich Schauspieler untereinander ihre »Wedel-Geschichten« erzählt hätten. Ihren Namen will auch sie nicht nennen. »Wedel ist vielleicht der Schlimmste, aber er ist nicht der Einzige«, sagt sie. Wer jetzt über ihn spreche, plaudere womöglich auch negative Erlebnisse mit anderen aus. Jemand, der als illoyal gelte, werde dann nicht mehr besetzt. »Ich habe eine Familie zu ernähren, ich kann es mir nicht leisten, bei irgendjemandem in Ungnade zu fallen.« Auch Anika Decker, eine der erfolgreichsten Regisseurinnen und Film-Autorinnen Deutschlands, die zuletzt mit *Traumfrauen* und *High Society* ein Millionenpublikum erreichte, sagt: »Die meisten Leute wissen ja gar nicht, wie wenige Frauenrollen es gibt. Diesen wenigen Rollen steht ein

Heer von gut ausgebildeten Schauspielerinnen gegenüber. Jede muss peinlich genau darauf achten, was sie in der Öffentlichkeit sagt.«

Der Schauspieler Michael Mendl sagt, er habe selbst einmal miterlebt, wie es einer Frau erging, die sich von Wedel sexuell bedrängt gefühlt habe. »Ich habe keinerlei Ambitionen, Dieter Wedel fertigzumachen«, sagt er. Dass er sich äußere, habe lediglich etwas mit Zivilcourage zu tun: »Es geht nicht, dass er die Frauen der Lüge bezichtigt.« Frauen, die der Regisseur offenbar als seine Leibeigenen angesehen habe, wie ein absolutistischer Herrscher.

Das Erlebnis, an das Mendl sich deutlich erinnert, trug sich Mitte der neunziger Jahre bei Dreharbeiten zum Mehrteiler *Der Schattenmann* zu. Die Darsteller und der Regisseur wohnten im Hotel Steigenberger in Frankfurt am Main. Eines Abends, sagt Mendl, habe er mit ein paar Kollegen nach Drehschluss mit einer Schauspielerin beisammengesessen. »Sie erzählte uns verängstigt, Wedel habe von ihr verlangt, sie solle ihn noch diese Nacht in seinem Hotelzimmer aufsuchen, und dass sie nicht wisse, wie sie sich verhalten solle.« Sie habe Angst gehabt, einen schweren Stand am Set zu haben, wenn sie der Aufforderung nicht nachkomme. Sie habe ja selbst erlebt, wie Wedel andere bis aufs Blut niedermachen könne. »Ein eindeutiger Gewissenskonflikt, eine psychische Bedrängung«, sagt Mendl. »Wir rieten ihr eindringlich, sich auf gar keinen Fall darauf einzulassen.«

Die Frau habe sich Wedel dann aber doch nicht entzogen – oder nicht entziehen können. »Natürlich war keiner von uns im Hotelzimmer dabei. Aber als die Frau am nächsten Morgen zu uns in den Frühstücksraum kam, war sie in Tränen aufgelöst und seelisch mitgenommen.« Mendl sagt, er habe nicht nach Details gefragt, man lege da nicht noch den Finger in die Wunde. Wedel sei währenddessen auf der Galerie des Hotels in Herrscherpose im weißen Bademantel auf und ab stolziert.

Zwei Jahre später hatte auch eine Schauspielerin, die hier Luise Keller heißen soll, ein Erlebnis mit Dieter Wedel. Wieder wird ein Mehrteiler gedreht: *Der König von St. Pauli*. Nach diesen Dreharbeiten habe sie in keinem Film mehr mitspielen wollen, sagt

Luise Keller. Bis auf wenige Ausnahmen war sie danach nur noch auf der Bühne zu sehen.

Keller ist heute in ihren 50ern. Als sie ihre Geschichte bei sich zu Hause erzählt, sitzt ihr heutiger Ehemann dabei. Er hat sie ermutigt, zumindest unter anderem Namen zu berichten. Keller wirkt nervös und sagt, sie habe in der Nacht vor dem Gespräch nicht schlafen können: »Die Erfahrung mit Wedel ist das Schlimmste, was ich bislang in meinem Beruf erlebt habe.«

Am Vorabend ihres zweiten Drehtags, im Januar 1997, habe Wedel sie auf ihrem Hotelzimmer in München angerufen und sie gebeten, zu ihm ins Zimmer zu kommen. Sie könne gerade nicht, redete Keller sich heraus – Wedel habe sehr erobost auf sie gewirkt. Am nächsten Morgen bei Drehbeginn habe er sich dann vor ihrem Auftritt ganz nah hinter sie gestellt, sodass sie seinen Atem im Nacken habe spüren können. Sie brauche es, dass er in ihrer Nähe stehe, soll er gesagt haben. »Dann, als mein Auftritt für die Szene kommen sollte, stieß er mich mit der Faust von hinten so in den Rücken, dass ich stolperte und auf die Knie fiel.« Er habe sie angebrüllt, wie dumm sie sich anstelle, sie vergeude sein teures Filmmaterial. »Ich verstand überhaupt nicht, was er da tat. Ich hatte ja noch gar nicht gespielt, es gab also gar keinen Grund, sich über meine Arbeit aufzuregen«, sagt sie. »Ich ahnte nicht, dass dies der Auftakt für eine Zermürbungskampagne sein würde, die gar nichts damit zu tun hatte, ob ich gut oder schlecht spiele.« Luise Keller berichtet – wie die anderen – von nächtlichem Telefonterror, Schikanen, Drohungen, dass sie keine Rollen mehr bekomme, wenn sie sich nicht füge. Und – vom Regisseur im Bademantel.

Es sei wenige Wochen später gewesen, Februar oder März 1997, als Wedel morgens im Vier Jahreszeiten an ihre Tür geklopft habe. Das Zimmermädchen sei gerade da gewesen, um das Bad zu reinigen. »Die Tür war noch gar nicht ganz offen, da drängte Wedel sich im Bademantel herein«, so erzählt es Luise Keller. »Er packte mich an den Schultern, drückte sich an mich und schob mich rückwärts in mein Zimmer hinein. In

dem Moment kam das Zimmermädchen aus dem Bad, Wedel ließ von mir ab und stammelte etwas, ob wir schwimmen gingen oder so.«

Vier Mitglieder des Filmteams bezeugen, wie Wedel die Schauspielerin Luise Keller am Set quälte, sie Szenen Dutzende Male wiederholen ließ. Keller sei oft kurz vor dem Heulen gewesen. Dieter Wedel hat auch Männer am Set angebrüllt und gedemütigt. Einige, die beim *König von St. Pauli* dabei waren, berichten, dass er zum Beispiel den mittlerweile verstorbenen Hauptdarsteller Oliver Hasenfratz regelmäßig beschimpft habe. Die zahlreichen Frauen, die der *ZEIT* von cholerischen Ausfällen ihnen gegenüber berichten, stellen in ihren Fällen jedoch immer eine direkte Verbindung zu abgelehnten sexuellen Avancen her. Es gibt aber auch viele Schauspieler, Schauspielerinnen und Teammitglieder, die Wedel gut behandelt hat und die ihn bis heute für seine Arbeit und seinen Intellekt schätzen. Wedel habe sich beim *König von St. Pauli* für seine Wutanfälle auch immer wieder vor der Crew entschuldigt. Was viele Gesprächspartner übereinstimmend sagen: Wedel habe sich seine Opfer vor allem unter den jüngeren und eher zarten Schauspielerinnen gesucht, den unsicheren, die ihm offenbar nichts entgegensetzen konnten. »Er zeigte zwei Seiten: Schauspieler, bei denen er wusste, dass er seine Macht nicht ausspielen kann, behandelte er mit Respekt. Und dann gab es solche, die er vor dem gesamten Team erniedrigt hat«, sagt die Autorin Yvonne Görlach, die jahrelang in Wedels Produktionsfirma arbeitete und bei den Dreharbeiten zum *König von St. Pauli* dabei war.

Luise Keller sagt, Wedel habe ihr aber nicht immer gedroht, sondern auch einmal am Telefon gesagt, dass er sich in sie verliebt habe. Die Schauspielerin sagt, sie sei auch darauf nicht eingegangen. Einmal, als sie das Gebrüll am Set nicht mehr ausgehalten und er ihr gedroht habe, sie rauszuschmeißen, habe sie ihm geantwortet: »Ja bitte, schreiben Sie mich raus aus dem Drehbuch, dann hört das endlich auf, und ich muss nicht vertragsbrüchig werden.« Sie wusste, dass es sehr schwer sein würde, aus dem Vertrag herauszukommen. Eine Schauspielerin, die nach Wochen der Dreharbeiten aussteigt, verursacht – anders als Mitglieder des Technikteams – hohe Kosten, weil jede ihrer

Szenen mit einer neuen Darstellerin nachgedreht oder das Drehbuch umgeschrieben werden muss. Schauspieler können in solchen Fällen schadensersatzpflichtig sein.

Im Juni 1997, als nur noch wenige Wochen zu drehen waren, erlitt Keller am Set des *Königs von St. Pauli* einen körperlichen Zusammenbruch. »Ich war nach einer längeren Pause wieder am Drehort und saß in der Maske, als ich von nebenan Wedel wieder brüllen hörte, der gerade eine andere Schauspielerin fertig machte. Ich hatte solche Aversionen gegen diesen Mann, gegen seine Stimme, seinen Geruch.« Die Einzelheiten des Zusammenbruchs möchte Keller nicht veröffentlichen, aber die Details sind der *ZEIT* aufgrund eigener Recherchen und ärztlicher Bestätigung bekannt. Auch eine Maskenbildnerin und weitere Teammitglieder erinnern sich an den dramatischen Tag.

Nach kurzer Zeit kehrte die Schauspielerin an den Set zurück. Doch nicht einmal der Produktionsleiterin sei es gelungen, sie vor Wedels Demütigungen zu schützen. »Ich wusste, es blieb mir nichts anderes übrig, also schaltete ich auf Durchzug bis zum Ende der Dreharbeiten«, sagt Luise Keller. Sie habe starke Medikamente verschrieben bekommen, sodass sie sich wie in Watte gepackt gefühlt habe. Danach habe sie nie mehr mit Wedel gearbeitet.

Die ehemalige Schauspielerin Lena Hein, die in Wirklichkeit auch anders heißt, war 32 Jahre alt, als sie auf Dieter Wedel traf. Auch sie, eine mittlerweile 74-jährige schmale Frau, die grauen Locken zusammengesteckt, das Gesicht sorgfältig geschminkt, will ihren richtigen Namen hier nicht nennen. Sie lernte Wedel 1975 bei Dreharbeiten zu der NDR-Serie *Pariser Geschichten* in Hamburg kennen.

Wenige Tage nach Beginn der Proben im Studio Hamburg habe der Regisseur sie um ein Treffen in einem Restaurant gebeten. Er wolle mit ihr über ihre Rolle sprechen. »Ich empfand die Einladung als lästig«, sagt sie. »War er nicht zufrieden mit meiner Arbeit? Am Set hatte ich erlebt, wie er andere per Lautsprecher aus dem Regieraum heraus zur Schnecke machte.«

Nachdem die Proben beendet waren, erzählt Lena Hein, hätten sie sich zu zweit in sein Auto gesetzt und seien losgefahren. Es sei ein großer Wagen gewesen, vielleicht ein BMW. Da sie in München lebte und Hamburg kaum kannte, habe sie kein Gefühl dafür gehabt, wohin es ging. Plötzlich sei Wedel von der Straße in ein Waldstück abgebogen. Wo sie sich befanden, wusste sie nicht. Es sei bereits dunkel gewesen. »Ich hatte ein mulmiges Gefühl.«

Wedel habe den Wagen gestoppt, sagt sie. Dann habe er sich vom Fahrersitz zu ihr herübergebeugt, um sie zu küssen. Sie habe ihn abgewehrt, so etwas wie »Lassen Sie das!« gerufen, doch er habe weitergemacht. »Er sagte etwas in der Richtung von ›Hab dich nicht so!‹«, erinnert sich die Schauspielerin. Vielleicht hätte sie die Tür aufreißen und in den Wald hinauslaufen können, doch sie habe sich nicht getraut: Die Straße konnte zwar nicht sehr weit entfernt gewesen sein, doch weit genug, um sich im Dunkeln zwischen den Bäumen zu verirren. »Er hat an meiner Kleidung gezerrt und sich zu mir rübergewälzt, bis sein Körper über meinem war.« Sie habe einen Rock getragen, meint sie, er habe seine Hose heruntergezogen.

Hein beschreibt die Szene als aussichtslosen Kampf. »Irgendwann dachte ich: Der einzige Weg, das zu beenden, liegt darin, meinen Widerstand aufzugeben. Dann ist es schnell vorbei.« Ihre Erinnerung an das, was dann folgte, ist verschwommen: Ihr Körper habe schlaff auf dem Beifahrersitz gelegen, während Wedel über sie hergefallen sei. Schließlich sagt sie: »Er hat mich penetriert.«

Wie lange die mutmaßliche Vergewaltigung gedauert habe, wisse sie nicht mehr genau – ein paar Minuten. »Als er befriedigt war, hat er sich sofort von mir abgewendet«, erinnert sie sich. »Ich hab versucht, mich einigermaßen wieder anzuziehen. Ich war total zittrig und verzweifelt.« Viele Details habe sie vergessen. Oder verdrängt. Woran sie sich noch gut erinnern könne: die stumme Rückfahrt. Die heiße Dusche, unter der sie lange geweint habe.

»Ich fühlte mich entwürdigt. Beschämt. Ich habe mich gefragt, ob ich mich anders hätte wehren können oder ob ich in meinem Auftreten zu freundlich war. Und ich dachte:

Wie kann ich das jemals wieder schön finden mit jemandem, den ich mag? Hoffentlich ist das nicht für den Rest meines Lebens zerstört.«

Um sie zu verdrängen, habe sie die Ereignisse im Wald sehr lange verschwiegen. Sie habe Angst gehabt, zur Polizei zu gehen, und sie habe sich vor den Folgen für ihren Beruf gefürchtet. Und sie habe sich zu sehr geschämt, um sich ihren Kollegen am Set anzuvertrauen. Von dem Angriff habe sie nur ihrem inzwischen verstorbenen Mann, ihren Söhnen und einer Schwiegertochter erzählt – und auch das erst Jahre später. Andeutungen darüber machte sie auch einigen wenigen Freunden gegenüber.

»Ich weiß nicht, was damals genau stattgefunden hat, aber ich weiß, dass sie sehr ängstlich war und nicht wusste, ob sie weiterdrehen sollte oder nicht«, sagt eine Hamburger Freundin, bei der Hein während der Dreharbeiten wohnte. Die Schauspielerin hat auch ihr nichts erzählt.

Am Morgen nach dem Vorfall kehrte Hein an den Set zurück. Ihre Arbeit jetzt abzubrechen, dachte sie, würde das Ende ihrer Karriere bedeuten. Wedel habe sie von nun an anders behandelt: »Er hat seine Regieanweisungen genutzt, um mich herabzusetzen«, sagt sie. »Er wollte, dass meine Figur hässlich und dumm rüberkam. Ich sollte ständig mit vollem Mund sprechen.«

Die Drehtage, sagt sie, habe sie wie Prüfungen absolviert, in denen es galt, ihren Stolz zu retten. »Ich hatte schon von Vergewaltigungen in der Filmbranche gehört und dachte mir: Du bist bestimmt nicht die Einzige. Ich wollte ihm nicht die Genugtuung geben, mich zitternd und gedemütigt zu sehen«, sagt Hein.

Ihr älterer Sohn, heute 50, erinnert sich noch gut daran, wie seine Mutter damals aus Hamburg zurückkehrte. Obwohl er erst acht Jahre alt war, machte er sich große Sorgen um sie. »Sie war völlig aufgelöst und weinte ständig. Sie sagte immer: ›Ich hatte einen blöden Regisseur, der mich gequält hat.« Lange hat er nicht verstanden, was damals mit seiner Mutter los war. Was im Wald passiert sein soll, hat sie ihm, seinem Bruder und dessen Frau erst vor zwei Jahren berichtet. »Wir saßen nach dem Abendessen zusammen

am Tisch und kamen irgendwie auf Wedel«, erinnert sich der jüngere, 45-jährige Sohn. »Sie sagte, dass sie von Wedel mit seinem Auto in ein Waldstück gefahren worden sei und dort von ihm vergewaltigt wurde. Ich dachte erst, ich hätte nicht richtig gehört. Ich war fassungslos. Es war ein Schock.«

Beiden Söhnen fiel es schwer, weiter nachzufragen. Details haben sie erst im Zuge der *ZEIT*- Recherchen erfahren. Der Ältere war es, der nach dem ersten *ZEIT*- Artikel über die Vorwürfe gegen Wedel die Reporter in Kontakt mit seiner Mutter brachte und sie selbst dazu ermutigte, ihre Geschichte zu erzählen.

Etwa drei Jahre nach den Dreharbeiten zu den *Pariser Geschichten* bekam Hein über ihre Agentur das Angebot, erneut mit Dieter Wedel zusammenzuarbeiten. Sie sollte eine kleine Rolle in einem Fernsehfilm spielen, der Ende der siebziger Jahre im ZDF lief. Laut einer alten Freundin versetzte das Angebot die Schauspielerin in einen Ausnahmezustand. »Sie war zurückhaltend mit irgendwelchen Schilderungen, sagte mir aber, dass sie Angst vor Wedels Annäherungsversuchen habe«, erzählt die Freundin, bei der Hein damals drei Wochen verbrachte. In dieser Zeit habe Hein unentwegt um die Frage gekreist, ob sie noch mal mit Wedel zusammenarbeiten sollte oder nicht. »Sie empfand die Vorstellung als gruselig«, erinnert sich die Freundin, »seine Person flößte ihr Angst ein.«

Doch viele Jobs, die für Hein in Betracht gekommen wären, gab es zu dieser Zeit nicht – sie hatte zwei Söhne zu versorgen, war alleinerziehend und wollte nicht zu lange für Dreharbeiten abwesend sein. Schließlich habe sie sich gesagt: »Es ist eine kleine Rolle in einer großen Produktion. Ich weiß ja jetzt, wie der tickt. Ich falle bestimmt nicht noch mal drauf rein, wenn er mit mir allein etwas besprechen will.« Sie müsse einfach aufpassen.

Vor Drehbeginn änderte sie ihre Meinung. »Plötzlich bekam ich doch kalte Füße.« Sie habe bei der Produktionsfirma angerufen, um zurückzuziehen – das Büro sei einverstanden gewesen. »Die Erleichterung war riesig, als sie das sagten. Ich dachte mir: Es ist viel besser, auf das Geld zu verzichten, als sich ihm noch mal auszusetzen.«

Kurze Zeit später – vielleicht am selben Nachmittag, vielleicht auch am Folgetag – habe Wedel sie angerufen. »Er hat mir gesagt, dass ich mich strafbar mache, wenn ich aus dem Vertrag aussteige«, erzählt Lena Hein. »Er sagte, ich würde nie wieder einen Fuß in ein Studio setzen.« Sie sei eingeschüchtert gewesen und habe ihre Meinung erneut geändert. Während der Dreharbeiten habe sie darauf geachtet, stets in einem Pulk von vielen Menschen zu bleiben. Ihre Erleichterung sei groß gewesen, als die Dreharbeiten nach zwei Tagen ohne Vorfälle vorbei waren.

Je mehr Zeit verging, desto mehr habe sie mit anderen über Wedel geredet. Wenn befreundete Schauspieler Geschichten über Mobbing oder Nötigung durch ihn erzählten, habe sie manchmal gesagt: »Das habe ich auch erlebt.« Warum hat sie ihn nicht angezeigt? »Ich dachte: Da wird einem weiß Gott was unterstellt, und dem wollte ich mich nicht aussetzen.«

Von den achtziger Jahren an spielte Lena Hein immer weniger Rollen. Schließlich beendete sie die Schauspielerei ganz, um in der Firma ihres zweiten Mannes mitzuarbeiten. In ihrem neuen Beruf, sagt sie, sei sie sehr glücklich geworden.

Und noch eine Frau hat der *ZEIT* geschildert, wie Dieter Wedel sie behandelt habe. Ihre Geschichte führt zurück zu den Dreharbeiten zum Fernsehreiheiler *Bretter, die die Welt bedeuten*, aus denen Esther Gensch mit einer Halsverletzung ausgeschieden war. Im Januar 1981 wurde die Hauptrolle neu mit Ute Christensen besetzt. Jung, blond und zierlich wie die verletzte Esther Gensch. Die Neue wusste nichts vom Schicksal ihrer Vorgängerin und nichts über die Gründe der Umbesetzung. Die beiden Frauen sind einander nie begegnet.

Nach einer kurzen Unterbrechung gingen die Dreharbeiten zu *Bretter, die die Welt bedeuten* also weiter. Wedel tauschte die Hauptdarstellerin aus, doch er blieb offenbar derselbe. Ute Christensen sagt, er habe von ihr verlangt, dass sie ihm ganz gehorche und gehöre.

Christensen war gerade aus Hollywood zurückgekommen, wo sie Werbung für den US-Kinostart eines Mauerdramas gemacht hatte, in dem auch Horst Buchholz mitspielte. Christensen selbst war wenige Jahre zuvor im Kofferraum eines Autos aus der DDR in den Westen geflüchtet. Danach hatte sie große Hauptrollen fürs Fernsehen gespielt und auch fürs Kino. Der *stern* berichtete über ein »Gesicht, das man nicht vergißt«. Eine amerikanische Agentur bot ihr an, sie könne in den USA arbeiten, aber da hatte sie bereits für die Hauptrolle in *Bretter, die die Welt bedeuten* unterschrieben.

Wedel habe sie besetzt, ohne sie jemals getroffen zu haben, erinnert sich Christensen. »Ich war so stolz, mit Doktor Wedel zu drehen.« Noch heute nennt sie ihn stets mit Titel. Er wäre ein »toller Drehbuchautor« und »ein großartiger Regisseur« gewesen, »wenn er durch sein bösesartiges Verhalten seine Produktionen nicht so in Gefahr gebracht hätte«. Sie erzählt, wie vielversprechend die ersten Tage am Set waren: Wedel habe sie überschwänglich gelobt, auch gegenüber ihrer Agentin. Nachdem er aufgeschnappt hatte, dass sie weiße Blumen mochte, habe er ihr weiße Rosen geschenkt. So gut sei es gelaufen – bis zu jenem Abend, der alles veränderte.

Ute Christensen hat noch nie öffentlich darüber gesprochen, was sich vor 37 Jahren ereignete. Von den Medien hat sie sich wegen schlechter Erfahrungen ferngehalten. »Das alles war jahrzehntelang in meiner Seele verschüttet«, sagt sie.

Auch sie untermauert heute ihre Schilderungen mit einer eidestattlichen Versicherung. Vieles von dem, was sie erzählt, lässt sich, wie bei Esther Gensch, durch Unterlagen aus dem Archiv von Telefilm Saar belegen. Der Saarländische Rundfunk stellte die Papiere bereitwillig zur Verfügung, da der Sender selbst an einer Aufarbeitung interessiert ist. Und es gibt Augenzeugen, denen noch gut im Gedächtnis ist, was damals geschah: Ein Aufnahmeleiter, der Tonmeister, der Requisiteur und eine prominente Schauspielerin bestätigen, was Ute Christensen berichtet.

»Wedel ist ein Meister der Manipulation«, sagt Christensen, »ein Sadist.« Sie wolle aber nicht sein Opfer sein. Die peinigenen Erlebnisse mit ihm hätten sie selbstbewusster und stärker gemacht. Bis heute lebe sie ein glückliches Leben. Nur für eine Sache macht

sie den Regisseur mit verantwortlich: für ihre bis heute anhaltende Trauer über eine Fehlgeburt.

Ungefähr nach dem 20. Drehtag habe Dieter Wedel sie ins Kasino in Bad Kissingen eingeladen, sagt sie. Das erste Mal in ihrem Leben habe sie am Roulettetisch gezockt. Fasziniert habe sie Wedel beim Essen zugehört, wie er über die Figur sprach, die sie spielte. Danach habe er sie ins Hotel gebracht und ihr noch Blätter mit einem überarbeiteten Text gegeben, den sie für den nächsten Drehtag über Nacht lernen sollte. Was dann passierte, schildert Christensen so: Als sie sich in der Lobby mit französischen Küsschen auf die Wangen habe verabschieden wollen, habe Dieter Wedel sie festgehalten, an sich herangezogen und auf die Lippen geküsst. Sie habe sich geschämt, es sei ihr peinlich und sie sei überfordert gewesen, sagt Christensen. Wedel habe gewusst, dass sie verheiratet war.

Was er nicht wusste: Christensen war im zweiten Monat schwanger. Ihre mittlerweile verstorbene Agentin habe ihr dazu geraten, diese Tatsache am Set geheim zu halten, sagt sie. Wedel habe über sie gelacht, als sie überrumpelt in der Lobby gestanden habe, erinnert sich Ute Christensen. Dann habe er gesagt: »Du bist wie meine eigene Tochter, darum muss ich mich doch besonders um dich kümmern.« Daraufhin habe er vorgeschlagen, noch zusammen aufs Hotelzimmer zu gehen, einen Schlummertrunk zu nehmen und gemeinsam den Text zu lernen und noch weiter daran zu arbeiten. Christensen fasste sich und will gesagt haben: »Als deine Hauptdarstellerin sollte ich morgen früh fit sein.« Dann drehte sie sich, nach eigener Schilderung, um und ging auf ihr Zimmer. Allein.

Todmüde, aber aufgewühlt habe sie den neuen Text in der Nacht gelernt. Am nächsten Morgen habe der »Albtraum« begonnen. Als sie in der Maske saß, habe ihr ein Regieassistent mehrere Seiten Papier hereingereicht: neue Dialoge. Der Text vom Vorabend habe plötzlich nicht mehr gegolten. Wedel habe ihre Passagen wohl in der Nacht noch einmal vollkommen umgeschrieben. Den neuen Text habe sie nun auswendig lernen sollen – eine halbe Stunde vor Probenbeginn. Als sie am Text scheiterte, sei Wedel

ausgefloppt, erinnert sich Christensen. Er habe gesagt, dass sie weder den Text noch ihre Rolle unter Kontrolle habe. Jähzornig habe er sie – bis eben noch sein Star – angeschrien, die Wörter »Möchtegern-Hauptdarstellerin« und »Kuh« seien gefallen. Als sie daraufhin in Tränen ausgebrochen sei, habe er sich noch weiter in seine Wut hineingesteigert und sie schließlich ins Hotel geschickt, erinnert sie sich.

Die Serie sei erst zu einem Viertel abgedreht gewesen, und es sei von da an immer schlimmer geworden. Oft habe sie nun erst am Morgen ihren jeweils neuen Text bekommen, den sie schnell auswendig lernen musste. Sie sei die einzige Darstellerin am Set gewesen, die Wedel so behandelt habe. Er habe nun alles an ihr kritisiert, ihre Mimik, ihre Gestik. »Das war Mobbing«, sagt Ute Christensen.

Jeden Tag sei sie von nun an vor dem gesamten Team gedemütigt worden. Das bestätigt mit genau diesen Worten auch Manfred Geber, der stets am Set war, weil er für die Requisite verantwortlich zeichnete. Drehtage mit zehn bis 15 Stunden und danach noch nachts im Hotel Texte lernen – das sei keine Ausnahme gewesen, sagt Christensen. Monatelang. Sie habe nicht mehr schlafen und fast nichts mehr essen können, die gesamte Zeit sei ihr übel gewesen. Die Tage seien zur Qual geworden. Wedel habe sogar noch einen Selbstmordversuch ihres Charakters in das Drehbuch geschrieben. Zudem sei ihre Rolle von Tag zu Tag geschrumpft, andere Schauspielerinnen hätten dafür mehr Text bekommen, sagt sie.

Daran erinnert sich auch Christensens Kollegin Andrea L'Arronge. Sie selbst sei für eine Rolle mit drei Drehtagen für die Serie engagiert worden. Nachdem sie um den 40. Drehtag herum zum Set gestoßen sei, sei der von ihr verkörperte Charakter jedoch immer wichtiger geworden und Christensens Rolle immer mehr aus dem Drehbuch herausgeschrieben worden. Am Ende drehte L'Arronge statt drei volle 30 Tage.

Irgendwann habe sie nicht mehr gekonnt, sagt Ute Christensen heute. Darum habe sie Dieter Wedel um eine Aussprache gebeten. Seine Reaktion sei jedoch nur gewesen: »Ich werde dafür sorgen, dass du – wenn überhaupt – nur noch als Synchronsprecherin arbeiten kannst.« Kurz darauf, am 6. Mai 1981, erhielt Christensen einen Brief der

Produktionsfirma, unterschrieben vom Regieassistenten. Sie solle sich vor allen Ensemblemitgliedern entschuldigen, weil sie angeblich am Set herumerzählt habe: »So eine Scheißserie mache ich nicht noch mal wieder.« Der Brief liegt der *ZEIT* vor. Christensen sagt, sie habe diesen Satz nie gesagt.

Der Brief habe sie in einen gelähmten Zustand versetzt, sagt Christensen. Als sie sich ihrer Agentin anvertraut habe, habe diese ihr die alleinige Schuld an der Situation gegeben, sie solle sich gefälligst zusammenreißen. Verzweifelt und erschöpft habe sie eingewilligt.

Andere Ensemblemitglieder wie der Requisiteur Manfred Geber und die Schauspielerin Andrea L'Arronge erinnern sich noch gut an den Tag danach. Vor Drehbeginn habe Wedel das gesamte Team zum Set im Bad Kissinger Theater rufen lassen. Dann habe er Ute Christensen auf die Bühne beordert, ein Scheinwerfer habe ihr ins Gesicht geleuchtet, es habe Inquisitionsstimmung geherrscht, sagt L'Arronge. Christensen habe öffentlich um Entschuldigung für jenen Satz gebeten. Die weiteren damaligen Kollegen bestätigen dies.

»Zuerst bekam sie rote Pusteln, dann brach sie zusammen«, sagt Andrea L'Arronge, die eine Nebenrolle hatte. Alle seien geschockt gewesen. Unter den Schauspielern sei zwar getuschelt worden, dass Wedel jetzt zu weit gegangen sei. Andererseits habe auch keiner Ute Christensen beigestanden. »Sie war allein«, sagt L'Arronge und meint das auch selbstkritisch.

Ute Christensen sagt, nach 40 Drehtagen hätten ihr Körper und ihre Nerven dem Druck nicht mehr standgehalten. Sie sei am 20. Mai 1981 mit einem Nervenzusammenbruch und Unterleibsblutungen ins Krankenhaus gekommen. Das geht auch aus einem juristischen Briefwechsel zwischen Christensens Agentur und der Produktionsfirma hervor. Er liegt der *ZEIT* vor. Im Archiv des Saarländischen Rundfunks findet sich ein ärztliches Attest aus dem Krankenhaus Bad Kissingen: Man halte eine zehn- bis 14-tägige Drehpause für erforderlich. Der Ausstatter Manfred Geber bestätigt, dass er Christensen nach der Fehlgeburt im Krankenhaus besucht habe. Im vierten Monat

ihrer Schwangerschaft verlor sie eine Tochter. Nach der Fehlgeburt bekam sie keine Kinder mehr.

Alle an der Produktion Beteiligten – der SR, die Produktionsfirma Telefilm Saar und auch Wedels Produktionsfirma Active Film, die die Projektbetreuung innehatte – wussten von dem Nervenzusammenbruch der Hauptdarstellerin und den von ihr genannten Ursachen dafür. Dies geht aus einem regen Briefwechsel zwischen den drei Beteiligten hervor, der der *ZEIT* vorliegt: Telefilm Saar drohte Active Film kurz nach Christensens Zusammenbruch mit Schadensersatzforderungen, da »Herr Dr. Wedel – wie bekanntlich schon einmal geschehen – persönliche Dinge nicht von vertraglichen trennen kann«. Auch dies führte dazu, dass Active Film die Projektbetreuung verlor. Der SR hielt jedoch am Regisseur Wedel fest.

In einem Brief des SR an Telefilm Saar vom 1. Juni 1981 heißt es: »Der Streit ist zunächst eine persönliche Angelegenheit zwischen Herrn Wedel und Frau Christensen und für die Redaktion erst dann wichtig, wenn die Arbeit (...) ernsthaft gefährdet ist.« Sein Verhalten wurde toleriert, obwohl den Beteiligten die sexuellen Vorwürfe bekannt waren: Telefilm Saar erinnerte den SR, ebenfalls am 1. Juni, daran, dass es im Dezember bereits eine Drehunterbrechung gab, »weil es infolge versuchter sexueller Kontakte zu Handgreiflichkeiten« zwischen Esther Gensch und dem Regisseur gekommen sei, mit der Folge, dass sie verletzt war. Ute Christensen wird in dem Schreiben mit den Worten zitiert, sie habe sich dem Regisseur ständig verweigern müssen.

Christensen kehrte trotz Krankschreibung nach vier Tagen an den Set zurück. Die Kosten waren wegen der Drehunterbrechung vom Dezember und der Umbesetzung bereits in die Höhe geschossen. In einem internen Revisionsbericht des Senders, der später die enorme Kostensteigerung des Mehrteilers von geplanten 3,4 auf 7,7 Millionen D-Mark untersuchen sollte, heißt es: »Obwohl Frau Christensen als Ursache für ihren Krankheitsverlauf einen dem Vorfall Christinat (gemeint ist der Fall Esther Gensch, ehemals Christinat, *Anm. d. Red.*) vergleichbaren Vorgang angab, gelang es, die Darstellerin zur Weiterarbeit zu bewegen.«

Zwei Monate nach ihrer Entlassung aus dem Krankenhaus fiel Ute Christensen aus gesundheitlichen Gründen ein weiteres Mal aus. Für mehrere Wochen wurden die Dreharbeiten unterbrochen. Dann wurden sie fortgesetzt – zwei andere Regisseure übernahmen die Nachdrehs. Ute Christensen hat Dieter Wedel nie wiedergesehen.

HINTER DER GESCHICHTEVor drei Wochen berichteten unsere Autorinnen Jana Simon und Annabel Wahba im ZEITmagazin über mehrere Frauen, die dem berühmten Regisseur Dieter Wedel Belästigungen und Übergriffe bis hin zur sexuellen Nötigung vorwarfen. Das öffentliche Echo war groß. Seither melden sich in der ZEIT-Redaktion immer mehr Zeugen, die erzählen, mit Wedel Ähnliches und Schlimmeres erlebt oder beobachtet zu haben. Mittlerweile sind es 18 Fälle. Einige davon dokumentieren wir hier.***

Das System

Kein anderer Regisseur hatte in der deutschen Fernsehlandschaft so viel Macht wie Dieter Wedel. Schauspielerinnen werfen ihm heute sexuelle Nötigung vor, was er zurückweist. Welche Bedingungen herrschten damals in der Branche?

Von Nadine Ahr, Amrai Coen, Christian Fuchs, Götz Hamann, Anne Kunze, Khuê Phạm und Annabel Wahba, ZEITmagazin Nr. 13, 22.03.2018

Berlin im Februar, Dirk Eisfeld, 55, heute Drehbuchautor, früher Serienchef bei Sat.1, sitzt im Café und spricht über den Mann, den er einst verehrte – bis er mit ihm zusammenarbeitete: über den Autor und Regisseur Dieter Wedel.

Eisfeld, graue Haare, dunkler Wollpullover, lernte Wedel 1996 bei der Produktion des Mehrteilers *Der König von St. Pauli* kennen. Auch Eisfelds Arbeitgeber Sat.1 wollte mit einem von Wedels Großprojekten glänzen, Wedel brachte Quote und Prestige. Eisfelds Auftrag als junger Redakteur damals: einmal in der Woche die Produktion besuchen, das abgedrehte Material sichten, »am Set ein freundliches Gesicht machen«, bloß keinen Grund liefern, dass Wedel explodiert. Eisfeld war vermutlich der Richtige für diesen Job, er wirkt ruhig und gelassen, wenn er über Wedel spricht. »Für mich war er der Großmeister der Fernsehzerählung.«

Wie viele Opfer Wedels spektakulärer Aufstieg zum »Großmeister« gekostet haben mag, fragen sich viele, seitdem die *ZEIT* kürzlich von Vorwürfen wegen sexueller Übergriffe berichtete (*ZEITmagazin* Nr. 2/18 und *ZEIT* Nr. 5/18). Und: wieso kaum jemand sich Dieter Wedel in den Weg stellte.

Es kamen sieben Frauen zu Wort, die von teilweise schweren Delikten berichteten, bis hin zur Vergewaltigung. Wedel hat die Vorwürfe bestritten. Er betonte, dass er jede Form von Gewalt verabscheue, gegen Frauen ebenso wie gegen Männer. Insgesamt haben sich bis heute mehr als 20 Frauen bei der *ZEIT* gemeldet, die Anschuldigungen wegen sexueller Belästigung gegen ihn erhoben haben.

»Wedel hatte beim *König von St. Pauli* eine nahezu biblische Machtfülle«, sagt Eisfeld. Und fügt hinzu: »Es gibt keinen besseren Nährboden, um die Selbstkontrolle zu verlieren.«

Von körperlichen Übergriffen auf Frauen habe er nichts mitbekommen, sagt Eisfeld, wohl aber von Wedels Lust, Menschen zu demütigen. Nur wer ihn am Set erlebt habe, der verstehe, warum ihm alle gehorchten, die Schauspieler – aber auch die Verantwortlichen. »Wedel hat eine Stimmung der Angst verbreitet: Jeder befürchtete, der Nächste zu sein.« Eisfeld sagt, er habe miterlebt, wie Wedel Einzelne vor versammelter Mannschaft gleichsam verbal hingerichtet hat, wie er beinah täglich Szenen im Drehbuch änderte, was jegliche Planung unmöglich machte.

»Meiner Meinung nach«, sagt Eisfeld, »darf die Causa Wedel nicht nur auf den Bereich der sexuellen Belästigung reduziert werden. Man muss den Blick auf die ganze Bandbreite seines – tolerierten – Despotismus werfen. Denn darüber wussten alle Bescheid.«

Wer wusste worüber Bescheid? Und warum wurde Machtmissbrauch toleriert? Ist die Filmbranche prädestiniert dafür, weil sich die Macht in den Händen Einzelner konzentriert? Weil wenigen guten Rollen ein Heer von Schauspielern gegenübersteht, die sie haben wollen? Darum soll es in diesem Text gehen: um das System hinter Wedel, das ihn ganz nach oben brachte und das über vier Jahrzehnte hinweg funktionierte. Zu diesem System gehörten Produzenten und Sendervertreter, die von seinem Erfolg offenbar wie geblendet waren. Dazu gehörten auch Schauspieler und Teammitglieder, die trotz allem mit Wedel arbeiten wollten und sich nach Ausbrüchen oder ständigen Demütigungen Einzelner am Set nur selten trautes, gegen den Regisseur aufzubegehren.

Um Dieter Wedels Weg durch die Fernsehlandschaft von 1967 bis in die nuller Jahre nachzuzeichnen, sprach das *ZEITmagazin* mit Redakteuren und Verantwortlichen der Sender, mit denen er an den Stationen seiner Karriere gearbeitet hat – das waren mehrere ARD-Anstalten, das ZDF und Sat.1. Sie überprüfen derzeit selbst ihre Produktionen mit Dieter Wedel. Auch Weggefährten und Freunde Wedels kommen zu Wort, die die Vorwürfe der Frauen zwar für glaubwürdig halten, sie aber nur schwer mit dem Menschen Wedel in Verbindungen bringen können, wie sie ihn kennen. Und die sich fragen, warum sie von geschilderten sexuellen Übergriffen nichts mitbekommen haben. Aber auch Journalisten sind Teil des Systems. Denn Wedel wurde nicht nur von den Fernsehsendern als Genie verehrt, sondern auch von einigen Medien, zu denen er enge Kontakte pflegte und die manchmal mehr wussten, als sie tatsächlich berichteten.

Das *ZEITmagazin* hat außerdem Dieter Wedel selbst über seinen Anwalt kontaktiert, er äußerte sich jedoch zu keiner der ihm gestellten Fragen.

Bislang wurden gegen keinen anderen in der deutschen Filmbranche derartige Vorwürfe erhoben wie gegen Dieter Wedel. Vielleicht sind weitere Namen auch einfach noch

nicht bekannt geworden. Was hinter geschlossenen Zimmertüren geschehen sein soll, konnte niemand sehen. Aber die Demütigungen an Wedels Sets, von denen so viele berichten, geschahen vor den Augen der Anwesenden – viele der Verantwortlichen, das zeigen die Recherchen, nahmen sie hin, weil man sie dem Regiestil Wedels zuschrieb. Wenn die Schilderungen der Frauen stimmen, die sich an die *ZEIT* gewandt haben, waren die »verbalen Gewaltanwendungen«, wie der Redakteur Eisfeld sie nennt, dann schlicht der sichtbare Teil eines viel größeren Machtmissbrauchs? Aber hätte man das damals überhaupt erkennen können? Und was kann die Branche tun, damit sich ein »Fall Wedel« nicht wiederholt?

Dieter Wedel, nach eigenen Angaben 75, begann seinen Aufstieg in der Fernsehspielabteilung des NDR. Sein Karrierestart 1967 fiel in eine Ära des Aufbruchs: In diesem Jahr startete Willy Brandt per symbolischen Knopfdruck auf der IFA in Berlin das Farbfernsehen. Zwischen 1969 und 1991 drehte Wedel für den NDR 69 Filme. Kein anderer Sender hat so viele Aufträge an den Regisseur vergeben.

Till Erwig, früher Schauspieler, hat Wedel Anfang der siebziger Jahre in Hamburg kennengelernt. Die beiden arbeiteten und feierten zusammen, wurden Freunde. Erwig ist ein munterer Mann von 77 Jahren, er trägt ein schwarzes Käppi und eine Brille mit leicht getönten Gläsern. In den vergangenen Wochen hat er seine eigene Aufklärungsarbeit betrieben: Zum Treffen hat er einen Ordner mitgebracht, voll mit Fotos, Zeitungsartikeln und einer fünfseitigen Chronologie von Wedels Filmen und Frauen.

Obwohl Wedel nicht bei Studio Hamburg angestellt war, einer NDR-Tochterfirma, habe er auf dem Gelände ein eigenes Büro gehabt, es habe im selben Flügel gelegen wie das des damaligen NDR-Fernsehspielchefs. Eine »privilegierte Position«, wie Erwig sagt. Aber der Sender bekam dafür etwas zurück: Schon 1973 wurde Wedel seine erste Goldene Kamera verliehen, für seinen Dreiteiler *Einmal im Leben*.

1977 spielte Erwig in Wedels Zweiteiler *Mittags auf dem Roten Platz* mit. Einmal habe er seinen Freund Dieter darauf angesprochen, warum dieser einen Schauspieler einen Monolog mehr als 20 Mal wiederholen ließ, obwohl der dringend zum Flughafen

musste. Man müsse Schauspieler brechen, habe Wedel sinngemäß darauf geantwortet, dann könne man sie wieder aufbauen und kriege das, was man von ihnen wolle. Ein Konzept, das Wedel bis zu seiner letzten Karrierestation beibehalten sollte.

Zum Bruch mit Dieter Wedel sei es 1981 beim Dreh zu *Bretter, die die Welt bedeuten* gekommen, sagt Erwig. Er habe damals gehört, dass Wedel versucht habe, die Schauspielerinnen Esther Gensch zu vergewaltigen. Die *ZEIT* hat über diese Vorwürfe am 25. Januar dieses Jahres berichtet. Gensch sagt, Wedel habe sie am Halswirbel so schwer verletzt, dass sie nicht weiterdrehen konnte.

Erwig erinnert sich, wie ihm die Frau eines Schauspielkollegen erzählt habe, dass Wedel Esther Gensch büschelweise Haare ausgerissen habe und dass sie eine Halskrause tragen müsse. »Ich war so schockiert, dass ich es gar nicht glauben konnte«, sagt Erwig.

Einige Stunden später sei er mit Wedel allein gewesen. Erst hätten sie über die Drehbücher gestritten – Erwig sagt, die Entwürfe zu *Bretter, die die Welt bedeuten* stammten von ihm. »Dann sprach ich ihn auf Esther an und dass ich das eine unheimliche Sauerei fände. Ich fragte ihn, ob er eigentlich noch ganz bei Trost sei«, so erinnert sich Erwig. Beide seien laut geworden. Dann habe Wedel ihm gedroht, sein Satz hat sich bei Erwig bis heute eingebrannt: »Wenn du das verbreitest, verklage ich dich!«

Nach ein paar Tagen wurden die Vorwürfe ohnehin nahezu im gesamten Team bekannt, wie zahlreiche Zeugenaussagen belegen. Aus alten Produktionsakten erhielt die *ZEIT* zudem Anwaltsschreiben und ärztliche Atteste. Nun zeigen neue Recherchen, dass von dem Vorfall nicht nur die Leitung von Telefilm Saar wusste, der vom Sender beauftragten Produktionsfirma, sondern auch die Spitze des Saarländischen Rundfunks – bis hoch zum damaligen Intendanten.

Eine interne Ermittlungsgruppe des SR versucht gerade gewissenhaft, die jahrzehntealten Vorgänge auszuleuchten. Bernd Radeck, der Justitiar, leitet sie. Er hat mittlerweile zehn Augenzeugen gehört und alle 25 noch vorhandenen Aktenordner von Telefilm Saar und dem SR zu der Produktion zusammen mit Kollegen ausgewertet. Den Akten der Pro-

duktionsfirma konnte Radeck entnehmen, dass bereits vier Tage nachdem Wedel versucht haben soll, Gensch zu vergewaltigen, die gesamte Leitung von Telefilm Saar in den Vorfall eingeweiht war und auch der Fernsehprogrammleiter beim Sender darüber informiert war.

Die Sender-Oberen interessierten solche Details aber offenbar wenig. Ihnen ging es darum, die bereits massiv überzogenen Kosten der Serie in den Griff zu bekommen, eine Drehverzögerung wollten sie unter allen Umständen vermeiden. Das geht aus Unterlagen hervor, die die *ZEIT* einsehen konnte. Fragen kann man die wichtigsten Beteiligten nicht mehr: Der damalige Leiter der Fernsehunterhaltung des SR ist gestorben, der damalige Intendant Hubert Rohde ist sehr alt und schwer erkrankt. Zu einem Gespräch ist er nicht mehr in der Lage.

Die Vorwürfe hatten keinerlei Folgen für Wedel. Eine Untersuchung oder auch nur kritische Nachfragen des Senders gab es nicht. Niemand stellte sich Wedel in den Weg, mit einer dramatischen Konsequenz für die Zukunft: Es war ein Signal an ihn, er sei unantastbar.

Der Bericht der *ZEIT* über die damalige Tatenlosigkeit der Verantwortlichen im Saarländischen Rundfunk führte Anfang des Jahres dazu, dass verschiedene ARD-Anstalten, ZDF, Sat.1 und auch die große Münchner Produktionsfirma Bavaria Film ihre eigenen zurückliegenden Produktionen mit Dieter Wedel überprüften.

Die Untersuchungen dauern teilweise noch an, viele Akten sind bereits vernichtet, weil sie nicht länger als zehn Jahre aufbewahrt werden müssen. Lediglich bei der Bavaria lagern noch rund 200 Aktenordner zu drei Wedel-Produktionen. Bislang wurden in den noch vorhandenen Unterlagen keine Hinweise auf sexuelle Übergriffe gefunden. Ans ZDF hat sich eine Schauspielerin gewandt, die anonym bleiben möchte. Und dem WDR liegen mündliche Schilderungen vor, »dass Dieter Wedel am Set eine Person verbal systematisch herabgewürdigt haben soll«, nachdem sie ihn zurückgewiesen habe. Der Bavaria berichteten fast alle Gesprächspartner übereinstimmend, Wedel habe am Set viele Personen gedemütigt, wenn etwas nicht seinen Vorstellungen entsprach. Auch der NDR, wo

Wedel seine Karriere begann, fand in den noch verbliebenen Akten keine Hinweise auf sexuelle Übergriffe. Der *ZEIT* sind allerdings Vorwürfe von insgesamt vier Frauen bekannt, die sich auf die Jahre 1971 bis 1980 beziehen, als Wedel für den NDR tätig war.

Eine davon ist Astrid Fournell, heute 72. Sie arbeitete Anfang der siebziger Jahre mit dem Regisseur zusammen. Was sie erzählt, zeigt, dass die Teammitglieder am Set nicht nur stillschweigend alles hinnahmen, sondern dass es auch kleine Helden gab. Fournell sagt, sie habe eine nächtliche Einladung in Wedels Wohnung abgelehnt. Einige Monate später habe er sie beim Dreh für *Das Kurheim* schikaniert. Einmal, es seien 30 Grad im Studio gewesen, habe er die Kostümbildnerin plötzlich angewiesen, sie solle Fournell fünf Pullover überziehen – die Figur, die sie spiele, solle dick sein! »Ich bin fast zusammengebrochen, der Schweiß rann mir herunter«, erzählt Fournell. »Ich wusste nicht, was ich tun sollte.«

Ihre Rettung sei der Kameramann gewesen. »Er hat gesagt: Ich arbeite nicht dort, wo Menschen gequält werden. Dann hat er seine Kamera verlassen und ist rausgegangen.« Wedel sei ihm hinterhergestürzt und habe ihn zurückgeholt. Fournell durfte die Pullover ausziehen. »Ein einziger Mensch«, sagt sie, und die Überraschung ist ihr immer noch anzuhören, »hat sich für mich eingesetzt.«

Warum haben sich nur so wenige Menschen getraut, dem Regisseur öffentlich zu widersprechen? Fournell sagt, dass viele Kollegen Angst gehabt hätten, ihren Job zu verlieren. Die Schauspieler waren frei beschäftigt, die Rollen wurden von Wedel selbst geschrieben und besetzt. »Ich wusste, dass das ganz schnell gehen konnte.« Wedel habe außerdem zu ihr gesagt, er könne dafür sorgen, dass sie im deutschen Fernsehen keine Rollen mehr bekomme. Er schien ihr unantastbar; sie habe nicht gewusst, bei wem sie sich hätte beschweren können: »Wedel wurde doch vom Fernsehsender und vom Studio Hamburg vergöttert.«

Auch die anderen drei Frauen, die von teilweise schweren Übergriffen Wedels berichten, gaben an, sie hätten sich damals nicht beim NDR oder bei Studio Hamburg gemeldet – sie fürchteten, dass es ihnen schaden könnte oder ihnen nicht geglaubt würde.

Eine der Betroffenen, Frederike Frei, hat nun einen offenen Brief an den NDR-Intendanten Lutz Marmor geschrieben, in dem sie berichtet, wie Wedel sie nach Drehschluss im Auto in der Nähe eines Waldstücks massiv bedrängt, dann aber, als sie Nein sagte, von ihr abgelassen habe. In dem Brief erhebt sie außerdem Vorwürfe gegen einen hochrangigen NDR-Mitarbeiter, der verstorben ist. Nach einem Bewerbungsgespräch habe er sie zu Hause besucht und genötigt, ihn mit der Hand zu befriedigen. Der Sender hat mittlerweile mit Frei telefoniert, um die Ereignisse aufzuklären.

Wer fürs bundesdeutsche Fernsehen arbeiten wollte, hatte es bis Mitte der achtziger Jahre mit einer kleinen Branche zu tun. Filme und Serien drehten nur die neun ARD-Anstalten und das ZDF. Und so traf man dort immer wieder auf dieselben Personen, auf Redakteure, die über Jahrzehnte im Sender tätig waren. Man war unter sich auf den Empfängen der Filmfeste und den glamourösen Großereignissen der Branche, der Goldenen Kamera oder dem Telestar. Später kamen durch die Privat- und Pay-TV-Sender und durch die Streamingdienste neue Arbeitsmöglichkeiten dazu. Aber die Fernsehbranche gleicht bis heute einem Karussell, in das man schwer wieder einsteigen kann, wenn man einmal rausgeflogen ist.

Hinzu kommt, dass es sehr viel Überwindung braucht, sich am Set gegen einen Regisseur zu stellen. »Ein Dreh ist wie ein Piratenschiff«, sagt der Regisseur Simon Verhoeven, 45, der mit dem Kinofilm *Willkommen bei den Hartmanns* vor Kurzem ein Millionenpublikum erreichte, »viele Menschen aus verschiedenen Gewerken kommen zusammen.« In den ersten Tagen wachse aus dem bunten Haufen aus Technikern, Schauspielern und Geschäftsleuten eine Piratencrew, die auch im Sturm zusammenhalten müsse. »Stopp« zu rufen, wenn der Dreh schon begonnen hat, weil es ein Problem mit dem Regisseur gibt – also das Schiff in voller Fahrt voraus anzuhalten –, kostet viel Geld und braucht viel Mut«, sagt Verhoeven. »Und natürlich wirklich gravierende Gründe. Wegen ein paar Wutausbrüchen am Set sollte kein Filmdreh gestoppt werden.«

Viele der Frauen haben geschwiegen, und doch hielten sich über die Jahre Gerüchte in der Branche. Die Schauspielerin Nina Petri erinnert sich, dass sie um 1990 herum min-

destens zwei Personen vor einer Zusammenarbeit mit Wedel gewarnt hätten. Einer davon, der ehemalige WDR-Fernsehspielredakteur Wolf-Dietrich Brücker, habe zu ihr gesagt, sie solle aufpassen, dass Wedel sie nicht vergewaltige.

Brücker, 72, ist lange im Ruhestand, er sagt, den Ausdruck »vergewaltigen« habe er sicher nicht benutzt, weil ihm so etwas nie zu Ohren gekommen sei. »Ich kannte aber Gerüchte, wie autoritär Wedel sich am Set verhalten haben soll. Ich hätte das an keiner Person nachweisen können, aber ich hatte davon gehört, dass er Frauen sexuelle Avancen gemacht und sie dann, wenn sie ablehnten, gedemütigt haben soll. Gerüchte kannte man, gewusst hat man wenig.« Deshalb habe er sicher auch Petri abgeraten, mit Wedel zu drehen.

Der WDR ließ sich nur ein Mal auf eine Eigenproduktion mit Wedel ein, danach nie wieder. Der Dreiteiler *Wilder Westen inclusive* wurde 1988 ausgestrahlt, die Kosten der Produktion, laut *Hamburger Abendblatt*: 20 Millionen Mark. Heute ist Gebhard Henke, WDR-Programmleiter für Spielfilm und Serie, dort für die Aufklärung zuständig. Hinweise auf sexuelle Übergriffe habe er in den Akten nicht gefunden. Als er darüber hinaus frühere Teammitglieder kontaktierte, stieß er aber auf Karin Boyd.

Sie arbeitet heute nicht mehr nur als Schauspielerin, sondern auch als Theaterregisseurin. Zum Interview in München hat sie einen Ordner mitgebracht, in dem sie Kopien von alten Briefen an ihre engste Freundin aufbewahrt hat. Die wichtigsten hat sie mit Klebezetteln versehen. Zwischen Ende 1986 und Ende 1987 handeln viele der Briefe von dem Dreh mit Dieter Wedel. Sie zeigen, dass es wenig brachte, wenn sich einzelne Schauspieler gegen Dieter Wedel wehrten. Das System war mächtiger.

Karin Boyd spielte in der WDR-Produktion *Wilder Westen inclusive* die Rolle einer Reiseleiterin, gedreht wurde vor allem in den USA. Einige Kollegen hätten sie vor Wedels harschen Arbeitsmethoden gewarnt, sagt sie, und ein Produzent auch davor, dass Wedel sich an fast jede Frau ranmache. »Die ersten Drehtage in Deutschland waren zwar anstrengend, liefen aber gut.«

Bei einem Besprechungstermin im Dezember 1986 habe Wedel ihr dann plötzlich gesagt, er habe sich in sie verliebt. »Ich sagte ihm, dass ich nicht so empfinde und er könne mich umbesetzen, sollte das unsere gemeinsame Arbeit belasten.« Wedel habe freundlich gesagt, er wolle ihr keinesfalls die Chance dieses Films nehmen.

Bei den Dreharbeiten in den USA ab Mitte August 1987 habe Wedel dann alles, was sie machte, als falsch kritisiert. »Über Wochen hat er mich vor dem gesamten Team angebrüllt und gedemütigt.« Eine Kollegin habe ihr geraten, weinend zusammenzubrechen, denn das sei alles, was Wedel wolle. »Aber ich schwor mir: Dieser Mann sieht keine Träne von mir«, sagt Boyd. Ihr Durchhaltewille habe sie so unter Stress gesetzt, dass sie nach Wedels Attacken Herzrasen und Atemnot bekam. Eine Ärztin habe ihr geraten, sie solle mit dieser Arbeit aufhören, so was sei gefährlich.

Die Schauspielerin Sabine Postel erinnert sich noch daran, wie Karin Boyd von Wedel vor dem Team immer wieder erniedrigt wurde. Postel, die neben vielen anderen Rollen als Kommissarin im Bremer *Tatort* zu sehen ist, spielte ebenfalls in *Wilder Westen inclusive* mit. Der Grund, warum keiner aufstand, sei die problematische »hire and fire - Struktur« ihrer Branche. »So ein Mobbing geht mit einer Stigmatisierung einher. Karin saß dann oft allein am Frühstückstisch«, sagt Postel. Sie habe zu ihr gehalten, ihr geraten, sich zu wehren, aber sie sei damals selbst »eine kleine Schauspielerin gewesen, die froh war, mit Wedel zu drehen. Ich hätte ihn nicht zur Rechenschaft ziehen können.« Dazu, das ist ihr heute klar, hätten die Schauspieler sich zusammenschließen müssen. »Wir waren aber kein richtiges Team, es kam selten vor, dass wir mal abends ein Bier getrunken haben.«

Als Anfang Oktober Boyds heutiger Ehemann Henning anreiste, war er schockiert: »Karin sah abgemagert aus und völlig gestresst«, sagt er. Er sei dann zum Produktionsleiter gegangen – der mittlerweile verstorben ist – und habe ihm gesagt, wenn die Schikane durch Wedel nicht aufhöre, werde seine Freundin den Dreh abbrechen. Der Produktionsleiter solle dafür sorgen, dass Wedel diese Nachricht bekomme, sonst, so Boyds Mann, werde er sie ihm selbst überbringen und ihm dabei auch »eins auf die Nase geben«.

In den Produktionsakten findet sich laut WDR kein Hinweis auf Beschwerden beim Produktionsleiter. Der hat sie möglicherweise nicht an den Sender in Deutschland weitergeleitet. Die mittlerweile pensionierte Redakteurin des WDR besuchte die Dreharbeiten für vier Wochen, sie sagt, sie könne sich nicht erinnern, dass ihr Boyd als besonders gestresst und mager aufgefallen wäre.

Bei Wedel kam die Nachricht von Karin Boyds Ehemann offenbar an. »Ein Assistent Wedels sagte mir dann, ich solle mich vom Drehort fernhalten, sonst werde man das anwaltlich durchsetzen«, erzählt Karin Boyds Mann. Deshalb habe er sich einen Regiestuhl gekauft, »Henning« draufgeschrieben und sich in Sichtweite des Sets hingesezt, um auf seine Frau aufzupassen. »Von da an wurden Wedels Angriffe unterschwelliger, aber nicht weniger verletzend«, sagt Karin Boyd.

Doch dann habe Wedel sie während der Vorbereitung zu einer Szene erneut beschimpft, und es sei aus ihr herausgebrochen, die Sätze hat sie in einem ihrer Briefe notiert: »Herr Dr. Wedel, ich drehe in diesem Film keinen Millimeter mehr. Ich bin nicht länger bereit, Ihre Unverschämtheiten mir gegenüber zu ertragen. Der WDR hat zwar einen Vertrag mit mir, aber er hat nicht meine Seele gepachtet, damit Sie darauf herumtrampeln können.« Sie verlangte ein klärendes Gespräch unter Zeugen. »Dann habe ich gestreikt.« Am nächsten Tag sei es zur Aussprache mit Wedel gekommen, sagt Karin Boyd. Er habe sie für den Rest der Drehzeit dann einfach ignoriert. Ihre Rolle sei beschnitten, ihr Text weitestgehend herausgestrichen worden. »Mir hat das nichts ausgemacht. Ich fühlte mich plötzlich befreit«, sagt sie. Am letzten Drehtag habe sie zum Abschied zu Wedel gesagt: »Ich werde nie wieder mit Ihnen arbeiten.«

Dieter Wedel hat Karin Boyd offenbar nicht vergessen. Fast neun Jahre später, im April 1996, berichtete die *Bild am Sonntag* auf einer Doppelseite über »schwarze Listen der TV-Produzenten« und darüber, wer warum bei wem nicht mehr spielen dürfe. Unter einem großen Bild von Dieter Wedel war ein kleineres Bild von Karin Boyd zu sehen. Im Text urteilt Wedel über sie: »Die Arbeit mit ihr war schlimm. Frau Boyd war mit ihrer

Rolle als Reiseleiterin völlig überfordert, sie ist zwar hübsch, aber leider nicht sehr begabt. Ich habe ihr deshalb nahegelegt, sich einen anderen Job zu suchen.«

In der *BamS* von damals tauchen auch noch andere Namen von Schauspielerinnen auf, die angeblich nichts können. Darunter Brigitte Karner, die Wedel nach ihren Aussagen 1992 bei den Dreharbeiten zum *Großen Bellheim* schikaniert hat, nachdem sie ihn, ähnlich wie Karin Boyd, zuvor abgewiesen hatte, wie sie sagt. Wedel über sie: »Frau Karner spielte so mies, daß ich immer wieder unterbrechen mußte.«

Außerdem tauchte Marion Kracht in dem Bericht auf, eine heute 55-jährige Schauspielerin, die seit ihrem fünften Lebensjahr in deutschen Film-, Fernseh- und Serienproduktionen besetzt wird, zuletzt bei *Babylon Berlin*. 1993 war Wedel schon einmal in der *BamS* über Marion Kracht hergezogen. »Sie ist vom Typ her das Heimchen am Herd, kommt aus der spießigen Ecke«, sagte er über sie.

Die Drohungen, die Wedel nach Aussagen vieler Beteiligten immer wieder aussprach, dass die Schauspielerinnen keine Rollen mehr in Deutschland bekämen, versuchte er offenbar über seinen Einfluss in den Medien wahr zu machen.

Marion Kracht, die nun seit 50 Jahren erfolgreich in ihrem Beruf tätig ist, erinnert sich noch gut an die Demütigungen, mit denen der Regisseur sie bedacht hat. Er sei ihr bei einem Vorstellungsgespräch eindeutig zu nahe gekommen. »Da ich seinen Ruf kannte, habe ich abgelehnt«, sagt Marion Kracht. Als sie später Wedels Äußerungen über sich in der Boulevardpresse gelesen habe, sei ihr klar geworden: »Das ist seine Revanche.« Marion Kracht kann gut nachvollziehen, dass Schauspielerinnen den Einfluss des Regisseurs fürchteten. Ein Einfluss, der sich nicht nur auf die Film- und Fernsehbranche, sondern auch auf die Medien erstreckte, und ganz besonders auf den Boulevard.

Hört man sich unter damaligen Journalistinnen und Journalisten um, erfährt man: Viele kannten Wedels Ruf. Wer herausfinden möchte, warum niemand weiterrecherchierte, beginnt am besten mit einem Anruf bei Michael Graeter. Er ist so etwas wie der Proto-

typ des Boulevardjournalisten der achtziger und neunziger Jahre und war Vorbild für den Reporter Baby Schimmerlos in Helmut Dietls Serie *Kir Royal*.

Graeter, 77 Jahre alt, sagt, er und seine Kollegen hätten gewusst, wie Wedel mit Frauen umgehe. Wedel selbst habe ja immer gesagt, er müsse Schauspielerinnen ganz genau kennenlernen, um sie führen zu können. Graeter hält das aber nicht für problematisch. »Wer trotzdem mit Wedel gearbeitet hat, ist doch selbst schuld«, sagt er. Dass sich jetzt die Frauen beschweren, versteht er überhaupt nicht. »Wer mit Wedel arbeitet, muss mit ihm schlafen, das haben alle gewusst. Wem es nicht gepasst hat, hätte sich ja einen anderen Regisseur suchen können«, sagt Graeter. »Wenn eine Schauspielerin dann trotzdem über die Schwelle von Wedels Hotelzimmer geht, ist das für mich keine Vergewaltigung, sondern ein Geschäft: Ich nenne das Prostitution.« Graeter sieht auch heute noch keinen Grund, warum er damals über die »Besetzungscouch« hätte berichten sollen. »In der Branche war alles bekannt. Und die Öffentlichkeit geht das nichts an.«

Für seine Frauenbewertungen benutzte Wedel gezielt *Bild*. Man feierte ihn als Star und Frauenschwarm, als »PlayWedel« und »Swinging Wedel«. Der frühere *Bild*-Unterhaltungschef Manfred Meier, 66, sagt heute: »Wedel war der größte Regie-Star in Deutschland. Es gab keinen in seiner Nähe. Alle wollten bei ihm spielen. Wenn er gedreht hat, war das ein Großereignis, darüber habe ich gerne berichtet. Er ist ein Genie, dem ich einiges verzeihe.«

Meier und Graeter, die alten Recken des Boulevardjournalismus, haben Mitleid mit Wedel und allen anderen Männern, die im Rahmen der #MeToo-Debatte »an den Pranger gestellt werden« – wie sie beide es ausdrücken. Graeter schäumt regelrecht am Telefon, wenn er sich darüber auslässt, dass Frauen ja angefasst werden wollten: »Die verschmähte Frau, die ist es, die zur Furie wird!«

Der ehemalige *Bild*-Chef Udo Röbel, 68, nennt an einem Februartag in einem Berliner Café noch einen anderen Grund, warum den Gerüchten nicht nachgegangen wurde: »Wenn Schauspielerinnen mit Vergewaltigungsvorwürfen zur *Bild* gekommen wären, wir hätten damals wie heute vor einem juristischen Problem gestanden: Gibt es überhaupt

schon einen staatsanwaltschaftlichen Ermittlungsvorgang? Und selbst wenn ja, hätte immer noch Aussage gegen Aussage gestanden.« Sie hätten sich der Vorverurteilung schuldig gemacht. Von Wedel habe man überdies gewusst, dass er sofort juristische Schritte eingeleitet hätte.

Wedels Drohungen mit dem Anwalt, von denen mehrere Gesprächspartner berichten, scheinen gewirkt zu haben. Auch so lässt sich ein Machtsystem erhalten.

Und der ehemalige Chefreporter der *Gala*, der 60-jährige Henry C. Brinker, sagt heute: »Man wusste, dass Wedel ein schlimmer Finger ist. Es wurde gefeixt. Die Belästigungen, die Besetzungscouch – all das wurde dem Milieu als typisch zugeschrieben. Es war eben eine andere Welt. Dass da riesige menschliche Dramen dahinterstecken, das wollte man eigentlich nicht wissen. Wir hatten die Aufgabe, etwas Schönes zu zeigen. Den Glamour. Das Drama mochte man als inszenierte Unterhaltung – und nicht als etwas, woran Menschen zerbrachen.«

Brinker nennt noch ein wichtiges Argument, das nicht nur seine, sondern auch andere Redaktionen davon abgehalten habe, den Gerüchten nachzugehen: »Natürlich fragt man sich auch: Wollen wir jetzt diese eine Geschichte über Wedel – oder brauchen wir Wedel über die nächsten Jahre als Quelle für etliche Geschichten?« Vielleicht ist auch das eine Erklärung für die Zurückhaltung der Journalisten, die Wedel als Star und Frauenschwarm feierten.

Eine Wedel-Produktion, über die fast alle Medien berichteten, ist der Sat.1-Mehrteiler *Der König von St. Pauli* über ein Striplokal auf dem Hamburger Kiez. Auf einem *stern*-Cover von 1998 zu diesem Film ist der Regisseur als Frauenheld inszeniert, quasi mit dem Kopf zwischen den geöffneten Schenkeln der Schauspielerin Sonja Kirchberger. »Der Aufreißer« lautete die Titelzeile. Bei dem Mehrteiler lief vieles nicht so wie geplant. Ursprünglich hatte Sat.1 eine ganz besondere Konstellation mit Wedel vereinbart: Er sollte die Drehbücher liefern, bei der Besetzung mitentscheiden, aber nur in einer Folge Regie führen. Ein »Wedel light«, wie es im Sender hieß. Genauso erfolgreich, aber hoffentlich preiswerter als seine bisherigen Mammutproduktionen. Wedel war damals ans

ZDF gebunden und bereitete dort gerade sein nächstes Projekt vor. Für die anderen Folgen war der Schweizer Regisseur Markus Fischer engagiert worden.

Fischer ist heute 65 und ein erfolgreicher Produzent, unter anderem für die Krimiserie *Der Bestatter*, die dem Schweizer Fernsehsender SRF Einschaltquoten von über 40 Prozent beschert und auch auf Netflix zu sehen ist. Am Esstisch in seiner Berliner Wohnung erzählt er von den Wochen der Zusammenarbeit mit Wedel, dessen Ära im deutschen Fernsehen er schlicht eine »Schreckensherrschaft« gegenüber manchen Cast- und Crewmitgliedern nennt.

Fischer ist zwar nur ein Jahrzehnt jünger als Wedel, aber er entstammt einer anderen Generation – einer, die Autoritäten anzweifelt. Wedel hingegen ließ sich mit seinem Dokortitel ansprechen, er legte großen Wert auf Hierarchien.

Fischer war damals 42, er hatte einige *Tatorte* für die ARD und verschiedene Fernsehfilme mit der Bavaria Film gedreht. Sie produzierte den *König von St. Pauli* im Auftrag von Sat.1. Fischers Vertrag war mit der Bavaria geschlossen, nicht mit Wedel. Aber ihm sei schnell klar geworden, wer das Sagen hatte: Wedel habe sich in alles eingemischt.

Als Co-Produzent war Wedel dabei, wenn das gefilmte Material des Vortags angesehen wurde, schnell kam es zu kleinen Auseinandersetzungen mit Fischer. »Ich inszenierte anders als er, ich fand es zum Beispiel spannend, die Frauen in diesem Milieu nicht als Opfer zu zeigen.« In einer Szene habe man in seinem Material gesehen, wie ein Freier vor einer Stripperin in die Knie ging und sie oral befriedigte. Wedel sei im Vorführsaal ausgerastet: was für eine Scheiße sie da drehen würden! Sinngemäß habe er gesagt: In meinem Film kniet kein Mann vor einer Frau.

Die Auseinandersetzungen wurden schlimmer. Dennoch, sagt Fischer, sei er völlig überrascht gewesen, als die Produktionsleiterin Christine Carben-Stotz an einem Freitagnachmittag im November 1996 den Dreh plötzlich stoppte. Am Abend hieß es, Fischer solle abreisen, Wedel übernehme, Fischers Material sei nicht sendbar. »Ich war unter Schock«, erinnert sich Fischer. Eine Aussprache zwischen ihm und Vertretern der Bavaria

habe es danach nicht gegeben, sagt er. Sein Rauswurf machte die Runde, sein Ruf als Regisseur stand auf dem Spiel.

Fischer nahm sich einen Anwalt und drängte auf Abnahme seines gedrehten Materials, zu der auch unabhängige Gutachter hinzugeholt werden sollten. Dazu kam es am Ende nicht, man habe sich auf eine Abfindung geeinigt. Der Regiewechsel war mit erheblichen Kosten verbunden, Wedel drehte alles neu. Kostenpunkt laut einem *Spiegel*-Artikel von damals: 1,5 Millionen Mark.

Der damalige Sat.1-Redakteur Dirk Eisfeld erinnert sich, dass Wedel damit gedroht habe, seinen Namen zurückzuziehen, falls Fischer nicht gekündigt werde. Wedel war das Aushängeschild für diese Riesenproduktion. Das ZDF gab ihn frei. »Nachdem sich Wedel die Macht über sein Werk zurückerobert hatte«, sagt Eisfeld, »war er wie entfesselt.«

Als Fischer sah, wie leicht Wedel das Projekt übernehmen konnte, wurde er das Gefühl nicht los, Teil eines abgekarteten Spiels zu sein: »Ich vermutete hinterher, dass ich schlicht sein Bauernopfer war, das er brauchte, um Druck zu machen und selber die Regie übernehmen zu können.« Kurz darauf feuerte Wedel auch Fischers preisgekrönten Kameramann Jörg Schmidt-Reitwein, den die Bavaria verpflichtet hatte. »In einem inszenierten Eklat«, wie Eisfeld den Rauswurf nennt. Wieder musste der Dreh gestoppt werden.

Am Ende kostete die Produktion – laut Zeitungsartikeln von damals – insgesamt 23 Millionen Mark und war die bis dahin teuerste Fernsehproduktion Deutschlands. Die Bavaria selbst sagt dazu, sie kommentiere Ergebnisse einzelner Produktionen grundsätzlich nicht. Die Einschaltquoten waren mit rund 30 Prozent Marktanteil sehr gut. Wedel erreichte neun Millionen Zuschauer. »Mit dem Erfolg waren alle Diskussionen im Keim erstickt. Das System Wedel hatte gesiegt. Wieder einmal«, sagt der frühere Redakteur Eisfeld.

Aus heutiger Sicht kann man nur schwer nachvollziehen, wie die Macht eines Einzelnen so groß sein kann, dass ganze Teams sich seinem Diktat beugen. Man würde darüber gerne mit der damaligen Produktionsleiterin reden und mit dem Produzenten Thilo

Kleine. Der war bis 2005 Geschäftsführer der Bavaria und hat heute seine eigene Produktionsfirma. Ein Gespräch für diesen Artikel lehnt er ab. Im kürzlich fertiggestellten internen Bericht der Bavaria mit dem Titel »Causa Dr. D. Wedel« wird Kleine mit den Worten zitiert, zu ihm sei »nichts durchgedrungen«. Die damalige Produktionsleiterin Christine Carben-Stotz ist nicht mehr am Leben.

Drei Jahre nach dem *König von St. Pauli* arbeitete Kleine erneut mit Dieter Wedel zusammen. Und Wedel brach seine eigenen Rekorde: Der Sechsteiler *Die Affäre Semmelring* wurde wieder die bis dahin teuerste deutsche Fernsehproduktion, laut Zeitungsartikeln von damals kostete sie 27 Millionen Mark. Der Sechsteiler wurde im Jahr 2002 im ZDF ausgestrahlt. Einer der engsten Vertrauten von Dieter Wedel beim ZDF war sein damaliger Redakteur Siegfried W. Braun. Er hatte mit ihm zuvor schon an seinen Erfolgen *Der große Bellheim* und *Der Schattenmann* gearbeitet.

Braun wohnt im Münchner Stadtteil Nymphenburg, vor seinem gelben Haus stehen hohe Mittelmeerzypressen. Zum ZDF war Braun Anfang der sechziger Jahre gestoßen, er hat Dokumentationen gedreht und Fernsehspiele geschrieben.

Heute ist Braun ein Herr von fast 80 Jahren, an seinem Esstisch erzählt er von Wedel: wie sie gemeinsam an den Drehbüchern zu *Der große Bellheim* und *Die Affäre Semmelring* feilten, wie sie über Figuren und Dramaturgie diskutierten und wie er dem Regisseur für Wochen nach Mallorca folgte, um Werkstattgespräche zu führen. Auf Augenhöhe seien sie miteinander umgegangen, sagt Braun.

Auf dem Tisch liegt der Artikel aus dem *ZEITmagazin* von Anfang Januar, in dem erstmals Frauen Vorwürfe gegen Dieter Wedel erhoben, bis hin zu erzwungenem Sex. »Einerseits«, sagt Braun, »halte ich die Recherchen für handwerklich sehr überzeugend, andererseits fällt es mir schwer, sie mit dem Mann in Verbindung zu bringen, mit dem ich so lange zusammengearbeitet habe und in dem ich durchaus einen Freund sah.« Nach all dem, was zu lesen war, »frage ich mich, ob ich blind gewesen bin. Aber ich habe nichts gesehen, was ein Verbrechen gewesen wäre«, sagt Braun.

Das Treffen findet Mitte Februar statt. Er habe Wedel erst vor ein paar Tagen angerufen, erzählt Braun. Der Regisseur habe jemanden gebraucht, der ihm zuhört, dem er klagen konnte, dass er selbst von Freunden verraten werde. »Als ich ihn am Krankenbett erreichte, war das weder der Ort noch die Zeit, ihn nach dem Wahrheitsgehalt der Vorwürfe zu fragen. Ich hörte ihm zu, was er zu sagen hatte.« Dieter Wedel war zu dieser Zeit vorübergehend im Krankenhaus.

Im Rückblick auf seine Besuche am Set sagt Braun: »In jedem Regisseur steckt auch ein Dompteur. Beide sind hochsensibel, können sich in ihr Gegenüber einfühlen und wollen, ja müssen es auch beherrschen.« Dieser Machtanspruch sei am Set bei einem Team von über 30 Künstlern notwendig, sonst falle alles auseinander. Es herrsche enormer Geld- und Zeitdruck. »Da ist die Versuchung des Regisseurs groß, seine Vorstellungen von einer Szene unerbittlich durchzusetzen«, sagt Braun. Genau das habe Wedel getan.

Aber nie wäre Braun auf den Gedanken gekommen, Wedel deswegen öffentlich zu rechtzuweisen, zumal er dessen Kritik in der jeweiligen Situation sachlich für berechtigt hielt. Wie der Regisseur sie äußere, obliege dessen Verantwortung. Da müsse man sich als Redakteur heraushalten. »Während des Dirigierens kann man so einem Menschen nicht in den Arm fallen. Dann geht alles kaputt. Das würde niemand mit sich machen lassen – und die Besten schon gar nicht.«

Der Machtanspruch, den Braun beschreibt, auch das häufige Wiederholen von Szenen, muss keine Schikane sein, sondern kann Ausdruck eines Qualitätsanspruchs sein. Dazwischen verläuft allerdings eine feine Linie, und die hat Wedel laut Teammitgliedern und Schauspielern immer wieder überschritten.

Der Wille des Redakteurs, Wedel zu mäßigen, war gering – und damit lag er auf der Linie seines Senders. Wedel war ein Star, und die Sorge war groß, dass er den nächsten Film nicht mehr fürs ZDF drehen würde, erzählt ein früherer Programmverantwortlicher des Senders. Alle wollten Wedel haben. Entsprechend bemüht waren sie im Sender, nicht als Bürokraten dazustehen. »Es gab keinen anderen in Deutschland, der gesellschaftspoli-

tische Themen so exzellent einfangen und zugleich in populäre Fernsehfilme verwandeln konnte, keinen anderen, der an der Oberfläche so viel Tiefe erzeugen konnte«, sagt der ehemalige ZDF-Mann.

Nach der *Affäre Semmeling* sei die Verbindung zum Sender allerdings schwächer geworden. Es habe keinen Bruch gegeben, so erinnern sich mehrere aktuelle Mitarbeiter des ZDF – und so sieht es auch der ehemalige Programmverantwortliche –, aber nach und nach seien eben Wedels Vertraute in den Ruhestand gegangen. Seine Macht verlor an Boden. Das System begann zu zerbrechen.

Wedels letzter Film fürs ZDF liegt mehr als ein Jahrzehnt zurück, das ZDF ist heute ein anderer Sender. Nur das Hochhaus auf dem Hügel über Mainz ist dasselbe, zumindest von außen. Die Fassade schimmert wie angelaufene Bronze, im Innern sind Bautrupps unterwegs. Im zwölften Stock, der Etage des Programmdirektors, knattern die Pressluftbohrer. Arbeiter reißen die Deckenverkleidung raus, sie verpassen dem ZDF einen neuen Brandschutz.

Hier, inmitten des Baulärms, sitzen die internen Aufklärer in Sachen Wedel, Karin Breckwoldt und Florian Kumb. Breckwoldt arbeitet im Justizariat des ZDF, Kumb ist die rechte Hand des Programmdirektors. Ihnen standen zur Aufarbeitung allerdings nur noch zehn Redaktionsordner zur Verfügung, die zu verschiedenen Wedel-Produktionen gehören, alle anderen sind schon vernichtet. Der Sender befragte zudem Redakteure, Programmdirektoren und Intendanten, die mit Wedel zusammengearbeitet haben. Das Ergebnis wurde am 15. Februar veröffentlicht: »Der Untersuchungsbericht zeigt, dass dem ZDF keine Hinweise zu möglichen sexuellen Übergriffen von Dieter Wedel vorlagen.« Eine erstaunlich entschiedene Aussage, angesichts der dürren Aktenlage.

Der *ZEIT* liegen Aussagen von insgesamt acht Frauen vor, denen Wedel anlässlich von ZDF-Produktionen entweder Rollen angeboten oder sie zu Castings eingeladen haben soll, beides verbunden mit der Drohung, wenn sie auf seine Avancen nicht eingingen, werde er ihre Karriere zerstören. Zwei von ihnen berichten von massiven sexuellen Über-

griffen, denen sie gerade noch entkommen konnten, Vorwürfe, die sie aber nicht weitergaben.

Die bislang letzte Wedel-Produktion, der Zweiteiler *Gier*, lief 2010 in der ARD. Zum dritten Mal wagte sich die Bavaria an einen Wedel. Der Geschäftsführer war nun allerdings ein anderer. Das Überraschende an *Gier*: Die 61 Drehtage wurden nicht überzogen, die geplanten Kosten sogar geringfügig unterschritten. Woran lag das?

Vor dem Dreh beschäftigte sich der Aufsichtsrat mit *Gier*. Im Protokoll einer Sitzung vom September 2008 steht: »(Die Betriebsrätin) lobt das Projekt, kritisiert allerdings, dass Herr Dr. Dieter Wedel Regie führt. Man habe mit seiner Menschenführung schlechte Erfahrungen gemacht. (Die Geschäftsführung erklärt) in diesem Zusammenhang, dass alle möglichen Sicherungsmechanismen eingesetzt würden und sie diesbezüglich keine Bedenken hätte. Unter der Voraussetzung, dass die Finanzierung geschlossen wird, wird dem Projekt (...) bei einer Gegenstimme zugestimmt.«

Die Gegenstimme gehörte der Betriebsrätin Anne-Christiane Feddern. Sie erinnert sich noch gut an die Abstimmung. »Da hatte man sehr wenig Verständnis für mich.« 40 Jahre lang arbeitete Feddern für die Bavaria, unter anderem in der Herstellungsleitung. Viele Kollegen hätten sich bei den vorangehenden beiden Wedel-Produktionen bei ihr ausgeweint: Sie beschwerten sich über Wedels schlimmen Ton am Set, über die vielen Überstunden, die er einforderte, die ausufernden Drehzeiten. »Aber niemand hat sich beschwert, dass Wedel gegrapscht hätte. Oder dass es sexuelle Übergriffe gab. Das nie.« Allerdings vertrat Feddern nicht die Schauspielerinnen, sondern ausschließlich die Angestellten der Bavaria.

»Es ist doch unverständlich, warum das Team diesem Mann zum Fraß vorgeworfen wurde«, sagt sie. Wedel habe kein Korrektiv gehabt, alle hätten sich Ruhm und Geld durch ihn erhofft.

Die Produktion von *Gier* scheint, zumindest was die Kosten anbelangt, vergleichsweise reibungslos verlaufen zu sein. Zwei Herren können erklären, woran das lag. Der

eine, Matthias Esche, war damals Geschäftsführer der Bavaria, der andere, Jürgen Kriwitz, war Filmproduzent und ist ein langjähriger Weggefährte Wedels.

Esche, groß gewachsen, Mitte 60, lebt in einer umgebauten Mühle in Mölln. Dort erzählt er: »Ich wusste ja, dass Dieter Wedel cholerische Tendenzen hat, und habe für die Produktion extra mehr Personal eingestellt, das ihn beobachten sollte.« Also engagierte er einen Produktionsleiter, der ganz nah an Wedel dran sein sollte, um ihn zu kontrollieren. Und er beauftragte den Produzenten Jürgen Kriwitz, der an jedem einzelnen Drehtag am Set sein sollte. »Er war so eine Art Kindermädchen für Wedel«, sagt Esche.

Als Kriwitz vor ein paar Wochen im ersten Beitrag der *ZEIT* von den Vorwürfen gegen Wedel las, dachte er: »Niemals! Mein alter Weggefährte Wedel. Das kann nicht sein.« Er habe ihn dann zu Hause besucht. »Ich wollte ihm zeigen, dass ich hinter ihm stehe.« Gemeinsam hätten sie ein Tässchen Kaffee getrunken, lange über Leben und Tod gesprochen. »Er war reduziert«, sagt Kriwitz, »er hatte keine Freudeslaune.«

Jürgen Kriwitz kennt Wedel seit 50 Jahren, schon als junge Männer haben sie zusammen gedreht. Heute ist er 75, ein freundlicher Mann mit weißen Haaren, zum Treffen kommt er in Regenjacke und Cordhose. Lange habe er überlegt, ob er sich äußern solle. »Aber ich muss das machen«, sagt er. »Es lässt mich einfach nicht los.« Die Sache mit Wedel beschäftige ihn seit Wochen, manchmal raube sie ihm den Schlaf. Auf kleinen Zetteln hat er sich Notizen für das Gespräch gemacht, er will nichts vergessen. »Zuallererst will ich sagen, dass mir die Opfer, die es gegeben hat, wahnsinnig leidtun.« Nach dem zweiten Artikel in der *ZEIT* habe sich seine Meinung geändert. Er glaube Esther Gensch, die dort berichtete, dass Wedel versucht habe, sie in seinem Hotelzimmer zu vergewaltigen. »Und ich glaube auch den Menschen, denen sie sich damals anvertraut hat, die diesen Vorfall bestätigen.« Seitdem, sagt er, fahre er nicht mehr zu Wedel auf ein Tässchen Kaffee. »Ich wüsste nicht, was ich ihm sagen sollte.«

Dann schaut er wieder auf seine Zettel. Er wolle noch darüber reden, was ihn so ärgere an der Debatte. »Diese ganzen Regisseure und Experten, die sich zu Wort melden. Die Wedel eine Witzfigur nennen, ein Arschloch, die behaupten: ›Alle haben es gewusst.

Alle haben weggeguckt.« Kriwitz wirkt jetzt sehr aufgebracht: »Wir haben das nicht gewusst!«, sagt er. »Ich habe das nicht gewusst! Und ich hätte auch nicht weggeguckt!« Er fühle sich in Sippenhaft genommen, verletzt in seiner Ehre.

Bei ihm habe sich nie jemand beschwert, keine Schauspielerin, auch kein Schauspieler. »Wenn mir eine Schauspielerin so was gesagt hätte – ich wäre zu Dieter Wedel gefahren und hätte ihn zur Rede gestellt!« Er habe verbale Entgleisungen erlebt. »Natürlich gab es Krach, wegen Überstunden, wegen Geld und weil er so starrsinnig war.« Aber sie hätten alle freiwillig am Set gestanden. Die, die es so schlimm fanden, hätten einfach gehen können.

Was tut die Branche, damit es erst gar nicht zu derartigen Entgleisungen kommt? Was muss geschehen, damit sich ein »Fall Wedel« nicht wiederholen kann?

Die Schauspielerin und Regisseurin Karin Boyd sagt, sie habe sich nach dem Erlebnis mit Wedel eines geschworen: »Niemals stumm danebenzustehen, wenn Kollegen respektlos oder übergriffig behandelt werden, und Angriffe auf mich selbst sofort und deutlich zu parieren.« Sie würde sich aber wünschen, dass die Schauspieler, die nach Drehbeginn kaum mehr aus einem Vertrag aussteigen können, von ihrem Arbeitgeber vor solchen Arbeitsbedingungen geschützt werden. »Es darf nicht sein, dass unter dem Deckmantel der Qualitätssuche Menschen schikaniert werden.«

Sie glaubt auch nicht, dass man Schauspieler durch Demütigung zu besseren Leistungen antreibt. »Schauspieler müssen sich für ihre Rollengestaltung öffnen. Umso perfider ist es, sie in diesem schutzlosen Zustand böse anzugreifen.« Boyd verweist auf den ungarischen Regisseur István Szabó, in dessen berühmtem Film *Mephisto* sie mitspielte. Er habe auf die Frage, wie er seine Schauspieler zu so großartigen Leistungen bringe, gesagt: »Ich gebe ihnen die Zeit, die sie brauchen, um gut zu sein.«

Florian Kumb, der für das ZDF im Büro des Programmdirektors arbeitet, sagt, sein Sender wolle die Arbeitsbedingungen am Set verbessern: »Wir können als auftraggebender Sender nicht gewährleisten, dass es beim Dreh nie mehr zu Übergriffen kommt. Aber

wir können das Klima in der Filmbranche beeinflussen.« Deshalb verhandle das ZDF mit der Produzenten-Allianz, dem zuständigen Verband. Man wolle den Verhaltenskodex überarbeiten, den das ZDF mit den Produzenten vereinbart hat. Dort müsse stärker betont werden, dass Diskriminierung und Machtmissbrauch nicht toleriert werden. Das ZDF selbst hat eine Hotline für Schauspieler und Freiberufler eingerichtet, die in Produktionen fürs ZDF arbeiten.

Die Schauspielerin Judith Rosmair, die 2002 mit Wedel bei den Nibelungen-Festspielen in Worms arbeitete, sagt, dass außerdem die Verträge für Schauspieler geändert werden müssten, um ihnen einen besseren Schutz zu gewähren. »In den Verträgen sind fast keine Rechte festgeschrieben«, sagt sie. »Man ist ja nur befristet beschäftigt und hat somit keinen Betriebsrat. Es sollte eine Vertrauensperson oder einen Ansprechpartner in jeder Produktion geben, an den man sich im Zweifel wenden kann.« Rosmair ist eine der renommiertesten deutschen Theaterschauspielerinnen, mit Wedel hat sie nur ein Mal gearbeitet: Auch sie berichtet von psychischen Erniedrigungen vor versammelter Mannschaft.

Das System Wedel scheint jenseits der Fernsender bis zuletzt funktioniert zu haben. Das zeigt ein Blick nach Bad Hersfeld, Wedels bislang letzter Wirkungsstätte, dort war er Festspiel-Intendant. Dort hat ein Schauspieler 2017 genau das getan, was Wedels Freund und Produzent Kriwitz von jenen forderte, denen Wedels Ton nicht passe: Er ging von der Bühne. Mit der Folge, dass er nun in einen Rechtsstreit mit den Festspielen verwickelt ist.

Der österreichische Schauspieler Paulus Manker war in Wedels Stück *Luther – der Anschlag* für eine der Hauptrollen engagiert worden. Er gilt vielen in der Branche als grantiges Genie. Vier Wochen vor der Premiere kam es bei einer Probe zu einer Auseinandersetzung zwischen Manker und Wedel über dessen Regiestil. Am Abend schrieb Wedels Stellvertreter Joern Hinkel eine Mail an Manker, er solle sich zurückhalten. Wedel schätze ihn aber besonders, hieß es da auch. In seiner Antwortmail beschwerte Manker sich über Wedels »diktatorisches Soloprogramm«. Am Ende schrieb er: »Wenn Sie beab-

sichtigen, sich von mir zu trennen, so stehe ich für ein Vertragsauflösungsgespräch jederzeit zur Verfügung. Noch ist Zeit.«

Die Proben gingen weiter, bis Wedel kurz vor der Premiere seinen Darsteller Manker vor dem Team derart wüst beschimpft haben soll, dass dieser die Bühne verließ. Aus Selbstschutz, wie er sagt. Was ihm aber als Arbeitsverweigerung ausgelegt wurde. Einen Tag vor der Premiere warf Wedel ihn raus: Es sei zu einem »irreparablen Zerwürfnis« gekommen. Der Anwalt Peter Raue vertritt Manker im Rechtsstreit um sein Resthonorar, die Hälfte der vereinbarten Gage. »Ich mache seit 40 Jahren Theaterrecht«, sagt er, »aber ich kenne keinen Fall, der vergleichbar wäre. Man kann streiten, im schlimmsten Fall einigt man sich und löst den Vertrag auf, aber was Herr Wedel hier gemacht hat, ist wirklich unsäglich.«

Wedels *Luther* wird von vielen Zeitungen als Erfolg gefeiert. Nur die *Abendzeitung* spricht ihn auf seinen Führungsstil an. Seine Antwort: »Über mich werden auch Schauergeschichten erzählt, aber ganz so schlimm kann es ja nicht sein, wenn all die Leute seit Jahren mit mir arbeiten wollen.«

Am 22. Januar 2018 gab Dieter Wedel die Leitung der Festspiele ab. Mankers Kündigung soll im Sommer vor dem Landgericht Fulda verhandelt werden.

Dieter Wedel auf einem »stern«-Titel 1998. Der jetzige Chefredakteur Christian Krug sagt, so ein Titelbild wäre heute beim »stern« undenkbar und »sicher kein Ruhmesblatt für das Magazin«

Der Aufnahmeleiter

Er verwechselt Artikel und vertauscht Satzteile. Aber sein Deutsch klingt wie ein Lied. Die Flüchtlinge lieben Jaime Beck – weil er sie viel mehr lehrt als nur die Sprache

Von Verena Friederike Hasel, Der Tagesspiegel, 29.10.2017

Montagmorgen in Deutschland. Ein Mann betritt eines der größten Flüchtlingsheime in Berlin. Er will den Menschen Deutsch beibringen. Aber verdammt – man kann sich keinen vorstellen, der schlechter geeignet wäre. Der Mann stammt aus Kolumbien, verwechselt Dativ und Akkusativ und hat heute noch nicht mal ein Lehrbuch dabei.

Armes Deutschland.

Oder?

Im Raum 78 des Flüchtlingsheims im ehemaligen Rathaus Wilmersdorf sitzen elf Menschen aus Syrien, Afghanistan und dem Libanon und halten sich an ihren Handys fest.

Jaime Beck klatscht in die Hände. „So“, sagt er. „Stellen wir uns vor, wir sind auf dem Amt.“ Und schon ist er auf den Flur verschwunden und steckt von draußen den Kopf ins Klassenzimmer.

„Ganz wichtig“, sagt er, „immer erst anklopfen auf dem Amt.“

Was man dabei alles falsch machen kann, führt Beck nun vor. Zum Beispiel wie irre gegen die Tür trommeln. Tammtammtamm. Beck drischt drauflos. Die Ersten legen das Handy aus der Hand. Dieser Typ ist unterhaltsamer als Whatsapp.

„Nun sind wir also drin“, sagt er. „Und bitte: Auf keinen Fall schimpfen jetzt. Lieber sagen: Danke, dass Sie Kopien gemacht haben. Wisst ihr, zu den Leuten vom

Amt ist niemand nett. Wenn ihr nett seid, werden sie euch lieben. Und wenn ihr eure Unterlagen dabei habt! Wer von euch hat den Lebenslauf auf dem Handy?“

Zwei Männer melden sich.

„Bravo“, sagt Beck. „Alle anderen“, er macht ein Zeichen an seiner Gurgel, „Kopf ab.“ Allgemeines Lachen. Nur ein Mann mit Bart guckt finster.

Beck stellt sich vor ihn.

„Was sagst du zu der Frau vom Amt?“

„Bitte helfen Sie mir. Ich suche eine Arbeit“, murmelt der Bärtige.

„Sehr gut, mein Freund“, sagt Beck, „Aber nicht so grimmig schauen. Sonst denkt die Frau vom Amt noch, du bist Osama bin Laden.“ Der Bärtige hebt den Blick. Er taxiert Beck. Dann beginnt etwas um seine Augen herum zu tanzen und wandert bis zu seinem Mund. Der Bärtige lacht und hört eine ganze Weile nicht mehr auf.

Geht es um Flüchtlinge, verfallen viele Menschen einem dualistischen Denken. Die einen verharmlosen die Probleme, die anderen übertreiben sie. Einer wie Jaime Beck ist für beide Lager ein heilsames Korrektiv. Der Kolumbianer arbeitet seit mehr als zwei Jahren in der Notunterkunft am Fehrbelliner Platz, fünf Tage die Woche, bis zu sechs Stunden täglich. Als ehrenamtlicher Helfer hat der 63 Jahre alte Unternehmensberater Hunderten von Flüchtlingen Deutsch beigebracht, hat manche in die Philharmonie begleitet und andere zur Polizei. Im Laufe der Zeit ist Beck zu einem der Integrationsgroßmeister Berlins geworden, und angefangen hat alles mit einer Verwechslung.

Als Beck am 6. September 2015 das Heim das erste Mal betritt, will er eigentlich nur einen alten Laptop abgeben. Als er erfährt, dass in einem Raum eine Deutschstunde für Flüchtlinge stattfindet, schlüpft er dazu. Vielleicht brauchen sie dort ja auch Dinge, die er spenden kann. Eine Frau erklärt gerade die Fälle, „der Mann, des Mannes, dem Mann, den Mann“. Drei junge Männer, die nebeneinander sitzen, sehen verzweifelt aus. Beck geht zu ihnen. Es ist ein kalter Tag, Beck reibt sich die Arme. „Kalt“, sagt er. „Kalt“, wiederholen die Männer. So geht es weiter, alle Wörter von elementarer

Bedeutung kommen dran. Kreisförmiges Bauchreiben: Hunger. Zeigefinger an der Schläfe: Denken. Augenaufschlag gen Himmel: Liebe. „Bukra“, sagen die Männer irgendwann. Bukra? Beck schaut das Wort auf seinem Telefon nach, es bedeutet „morgen“. „Nein, nicht morgen“, ruft er entsetzt, „ich bin doch kein Lehrer.“ Doch die drei Iraker bestehen drauf. Bukra. „Okay, bukra, nine o'clock“, sagt Beck. Als er am nächsten Tag ankommt, warten die drei Männer schon auf ihn und haben noch vier Freunde mitgebracht. Am Morgen danach kommen zwölf, dann 15 Flüchtlinge, schließlich muss Beck in einen größeren Raum umziehen.

Becks pädagogisches Markenzeichen ist die geöffnete Tür. Läuft einer am Raum 78 vorbei, winkt Beck ihn heran. „Hallo, kannst du mich verstehen? Nein? Dann bist du hier richtig. Komm rein und lern Deutsch.“ Die Tafel im Raum 78 hat Beck mit kleinen Kreidezeichnungen bedeckt. Baum, Fahrrad, Moschee und Kirche. Vor diesem Wimmelbild aus Deutschland im Jahr 2017 steht Beck und unterrichtet. Und ja, Beck macht Fehler, er verwechselt Artikel und vertauscht Satzteile, aber sein Deutsch klingt wie ein Lied, das man mitsingen möchte. „Vater, Mutter, Tochter, Sohn.“ Eine Silbe treibt die nächste, jedes Wort hat Rhythmus und jeder Satz eine Melodie. „Jetzt alle zusammen.“ Und dabei bewegt sich Beck pausenlos. Sagt: „Übermorgen“, und macht einen Sprung nach vorn. Sagt: „Vorgestern“, und beugt sich so weit nach hinten, als tanze er Limbo.

Dass Beck so unterrichtet, liegt daran, dass er zunächst denen zuhörte, die er unterrichten wollte. Wenn Heimbewohner Koransuren rezitierten, klang das wie Gesang für ihn. Also beschloss er zu zeigen, dass auch Deutsch wie Musik klingen kann. Am liebsten führt Beck die Schönheit der deutschen Sprache jedoch mithilfe einer pantomimischen Einlage vor: Er deutet erst auf seinen Arm, dann auf das Band um seinen Hals und schließlich auf die Uhr an der Wand. Arm-Band-Uhr. Drei Wörter, die zusammen ein neues ergeben. Etwas kompliziert, aber insgesamt klar. Ein bisschen wie das Land, in das Beck vor 49 Jahren kam.

Als Jaime Beck mit 14 in Deutschland ankam, konnte er nur „Flugzeug“ und „guten Appetit“ sagen. Die ersten Monate schlief er bei seinem Bruder unterm Bett, damit dessen Vermieter ihn nicht entdeckte. Drei Ausbildungen schmiss Beck hin, dann

wurde er Koch, besuchte die Hotelfachschule, arbeitete sich hoch bis ins Kempinski und leitete schließlich ein Luxushotel in Niedersachsen, das so gut lief, dass Leute ihn anriefen und Tipps haben wollten. Seitdem arbeitet Beck als Berater für Menschen und Konzerne, die sich weiterentwickeln wollen.

Resonanz nennt man in der Physik die Fähigkeit eines Systems, mit einem anderen Körper mitzuschwingen. Beck hat Resonanz. Für einen Syrer, durch Granatensplitter im Auge erblindet und immer an der Hand seines Bruders, organisierte Beck einen Termin beim Spezialisten. Als dieser sagte, dass die Lage aussichtslos sei, weinte Beck, sodass der Bruder des blinden Syrers ihn in den Arm nahm.

Doch auch von seinen Schülern erwartet Beck Resonanz. Sie sollen die Schwingungen des Landes, in dem sie nun leben, aufnehmen, wiedergeben und verstärken. Beck, der klassische Musik liebt, besorgt den Flüchtlingen regelmäßig Freikarten für Konzerte. Fährt er mit ihnen in die Philharmonie, nimmt er immer die Straße, die an einem Hotel für Homosexuelle vorbeiführt, und weist seine Mitfahrer ganz explizit auf diesen Ort hin. „Für Männer, die fickificki machen?“, fragte ein Flüchtling entsetzt. „Nein, für Männer, die sich lieben“, antwortete Beck. „Das ist doch haram“, sagte der Flüchtling, nach islamischem Glauben verboten. „Du bist für Freiheit gekommen. Und das ist unsere Freiheit“, erwiderte Beck.

Als vor dem Brandenburger Tor eine Demo gegen Gewalt an Frauen stattfand, fragte Beck, wer ihn dahin begleiten wolle. Die Frauen winkten ab. Wenn ein Mann seine Frau schlage, dann habe er seine Gründe, sagte eine. „Wenn ein Mann eine Frau schlägt, dann gehört er vor Gericht“, antwortete Beck. Er diskutierte, erst mit den Frauen, dann mit ihren Männern. Am Ende fuhr er mit drei Kleinbussen und fast 30 Menschen zum Brandenburger Tor. Nachdem ein Flüchtling vom Dschihad gesprochen hatte, sagte Beck, er solle sich auf seinen ganz persönlichen Dschihad konzentrieren. Dschihad bedeute nämlich nichts anderes als Anstrengung, und er müsse sich anstrengen, um in Deutschland voranzukommen.

Klare Forderungen und Erwartungsmanagement. Für Beck gehört das genauso zum Umgang mit Flüchtlingen wie Empathie. Er staunt darüber, wie schwer sich

Deutsche damit tun, eine Balance zwischen diesen Polen herzustellen. Er selbst hat sich schon einmal zwei Übersetzerinnen in den Unterricht geholt. Er bat sie, jedes Wort zu übersetzen, dann legte er los: „Ich habe die Nase voll von euch. Ihr kommt zu spät, macht nur an euren Handys rum und müllt alles voll. Ständig redet ihr von Respekt, aber selbst habt ihr null Respekt. Was denkt ihr eigentlich, wer ihr seid?“ Die Übersetzerinnen zögerten: Sie als Frauen könnten Männern doch nicht ... Beck unterbrach sie. „Meine Verantwortung.“ Als die Übersetzerinnen fertig waren, herrschte Stille. Dann begannen die Flüchtlinge zu applaudieren.

Von Misserfolgen lässt Beck sich nicht beirren. Eines Tages, kurz nachdem er mit seiner Klasse die Körperteile durchgenommen und dabei auch das Wort „Po“ in den Mund genommen hatte, erschien eine Frau nicht mehr zum Unterricht. Ihr Mann hatte es ihr verboten. Beck benutzt das Wort trotzdem weiter, fast mit Freude. Sagt es und hält sich danach mit gespielter Entsetzen die Hand vor den Mund: „Oh, war das jetzt haram?“ Und als am Montagmorgen einer schimpft, dass er wütend sei, weil er immer noch keine ausreichend große Wohnung für seine ganze Familie habe, obwohl Angela Merkel ihn doch eingeladen habe, lacht Beck ihn aus. „Ist das dein Ernst? Willst du einen Palast? Oder gleich bei Merkel einziehen? Warte, ich rufe sie an.“ Es ist dieser Humor, der Situationen entschärft, die bei anderen eskalieren könnten.

Problematisch findet Beck die Neigung der Deutschen, Flüchtlinge auf eine Weise zu versorgen, die zur Unmündigkeit erzieht. Als Beck neulich einen Afghanen zum Tee in dessen ziemlich verdrecktem Zimmer besuchte, entschuldigte der Mann diesen Zustand mit dem Hinweis darauf, dass die Putzkolonnen noch nicht da gewesen sei. Beck schüttelte den Kopf. „Und warum putzt du nicht einfach selbst?“

Um gegen die Passivität unter Flüchtlingen anzugehen, hat sich Beck vor Kurzem ein paar Wochen lang seine Arbeit im Heim bezahlen lassen, 25 Euro die Stunde. Jeden Freitag stellte er den Flüchtlingen eine wohltätige Organisation vor, darunter Amnesty International und Greenpeace, und spendete seinen Wochenverdienst im Namen der Flüchtlinge an sie. „Ruht euch nicht auf den paar Hundertern aus, die ihr von Mama Merkel bekommt“, sagte er. „Arbeitet lieber dran, dass ihr eines Tages so viel verdient, dass ihr Gutes tun könnt.“

Ein Samstagabend im Oktober. Jaime Beck besucht mit Flüchtlingen das Konzerthaus am Gendarmenmarkt. Noch zwei Tage, dann wird er mit seinem Bruder für acht Wochen nach Kolumbien fliegen. Bei seiner Rückkehr wird das Heim am Fehrbelliner Platz schon geschlossen sein. Wie es weitergeht, weiß Beck noch nicht, aber längst hat sich sein Engagement für Flüchtlinge vom Heim gelöst. Mit 160 Flüchtlingen ist Beck in einer Whatsapp-Gruppe, manchen hilft er, Wohnungen zu finden, andere werden in Heimen unterkommen, wo auch ehrenamtliche Helfer benötigt werden. Für heute hat Beck 24 Freikarten besorgt. Er sitzt neben Basel aus Syrien, Parkett rechts, vor ihm Fahrenaz, Farzana und Forozan, drei Schwestern aus Afghanistan. Während des Haydnstücks kontrolliert Basel alle paar Minuten sein Handy, bis Beck sich zu ihm hinüberbeugt. „Allah hat gesagt, dass du alles, was du tust, mit ganzem Herzen tun sollst. Also pack endlich das blöde Handy weg.“

In der Pause zeigt Beck den Flüchtlingen die Beethovenbüste an der Wand und führt sie zur Freitreppe, von der aus man den ganzen Gendarmenmarkt überblickt. Während Basel sich mit einer Mexikanerin unterhält, die er gerade kennengelernt hat, zeigt Beck den drei Schwestern aus Afghanistan die Schillerstatue auf dem Platz. „Das ist der deutsche Dichter, der diesen tollen Text geschrieben hat, dass alle Menschen Brüder werden.“

Forozan seufzt. Deutsch fällt ihr schwer. Dabei würde sie gern hier Medizin studieren. „Das schaffst du schon“, sagt Beck. „Weißt du, die Grammatik, die kann ich doch auch nicht. Und stell dir mal vor: Beethoven, der für Schillers Brüder-Text die Musik geschrieben hat, war sogar völlig taub. Und hat trotzdem Stücke geschrieben, die noch heute jeder kennt!“ Dann erzählt Beck, dass rund um den Gendarmenmarkt mal Flüchtlinge wohnten, die man Hugonotten nannte.

Gehörlose Menschen komponieren Welthits und Flüchtlinge besiedeln so ein vornehmes Viertel: Mit Beck auf der Freitreppe erscheint Deutschland wie ein Land der Wunder. Nach der Pause kehren alle zu ihren Plätzen zurück, es folgt Schuberts „Tragische“. „Hat’s dir gefallen?“, flüstert Beck Forozan am Ende zu. Forozan nickt. „Was macht ihr in Afghanistan, wenn ihr etwas toll findet?“, fragt Beck. Forozan wird

ein bisschen rot, nestelt an ihrem Kopftuch, dann stößt sie einen hohen Trillerlaut aus.
Eine Frau mit ondulierten grauen Haaren dreht sich um, sieht Forozaan und lächelt.

Der Aktivist

Auf seiner Welttournee wird der ehemalige Pink-Floyd-Sänger Roger Waters gefeiert. Aber weil der 75-jährige Brite lautstark die Organisation »BDS« unterstützt, die zum Boykott Israels aufruft, werfen ihm Kritiker antisemitische Motive vor. Er entgegnet darauf: »Man will mir den Mund verbieten!« Ein Streitgespräch

Von Alexander Gorkow, Süddeutsche Zeitung Magazin, 14.09.2018

Roger Waters, 75, Mitgründer von Pink Floyd, einer der einflussreichsten und reichsten Musiker seiner Generation: Lang, zäh, fit und aufgebracht sitzt er zwei Tage nach seinem letzten Deutschland-Konzert in der Suite im siebten Stock des Hotels »Bayerischer Hof« am Promenadeplatz in München. In der Olympiahalle hatte er den Münchner Oberbürgermeister Dieter Reiter attackiert, der Waters zuvor in einer Pressemitteilung der Stadt München antisemitische Ressentiments unterstellt hatte.

Die von Waters geschaffene Musik hat Klassikerstatus, seine laufende Welttournee zählt zu den kommerziell erfolgreichsten in der Geschichte der Popmusik. Zugleich stand in Deutschland in diesem Sommer jener große Vorwurf gegen ihn im Raum: Antisemitismus. Spendete Waters zunächst nur jahrelang viel Geld für kulturelle und humanitäre Projekte in Gaza, so unterstützt er seit 2006 zusätzlich die Kampagne BDS – »Boycott, Divestment, and Sanctions«. BDS-Aktivisten appellieren an Politiker, Firmen, Künstler, Forscher oder Sportler, ihre Auftritte, Investitionen oder Kooperationen im Zusammenhang mit Israel abzusagen oder einzustellen. Als BDS-Aktivist überzieht Waters andere Künstler mit Boykottaufrufen, um diese davon abzuhalten, Konzerte in Israel zu geben. Zwischen dem Jubel für den legendären Musiker und Texter Waters und der heftigen Ablehnung des Aktivisten Waters sieht er selbst, wie er zu Beginn dieses Gesprächs sagt, »eine Mauer des Schweigens«.

Roger Waters und der Interviewer trafen sich nach dem Eklat in München zunächst spon-

tan und für mehrere Stunden. Es wurde in diesem Gespräch immer wieder laut. Man entschied, sich für ein zweites Gespräch wiederzusehen. Bei diesem zweiten Treffen – im »Amstel Hotel« in Amsterdam – wurde das Interview aus München ergänzt und aktualisiert.

SZ-MAGAZIN Sie werden auf Ihrer Welttournee gefeiert, Ihr jüngstes Album bekam hervorragende Kritiken. Aber besonders in Deutschland steht eine schwerwiegende Anschuldigung gegen Sie im Raum: Antisemitismus. Sie haben den Vorwurf zurückgewiesen und während Ihrer Konzerte in München und Berlin Ihrerseits deutschen Politikern Vorwürfe gemacht.

ROGER WATERS Okay, Sie kommen gleich zur Sache, gut ... Mit dem Vorwurf des Antisemitismus wird leider routinemäßig versucht, jeden zu diskreditieren, der Kritik an der israelischen Politik übt. Ihr Oberbürgermeister in München hatte mich zum Beispiel des Antisemitismus bezichtigt. Er hätte gerne mein Konzert abgesagt, weil ich gegen die rechte, religiöse israelische Regierungspolitik Stellung beziehe, die für mich eine Apartheidpolitik ist, und weil ich mich für die Rechte der Palästinenser einsetze. Der Oberbürgermeister hat also keine Ahnung – was soll's, keine Überraschung für mich. Was mich aber beunruhigt hat: dass mir in Deutschland der Mund verboten werden sollte und ich einer Mauer des Schweigens begegnete. Obwohl ich vor rund 90 000 Fans gespielt habe, wollte bis zu diesem Interview hier niemand von den Medien über das eigentliche Thema sprechen.

Also: Sie unterstützen BDS, eine Organisation, die vor allem durch Boykottaufrufe gegen Israel auf die Lage der Palästinenser in Israel, im Westjordanland und in Gaza aufmerksam machen will. Es gibt Gründe, BDS ein antisemitisches Motiv zu unterstellen. Ironischerweise arbeitet diese Organisation, die die Unterdrückung der Menschen in Gaza anprangert, ja selbst mit Unterdrückermethoden.

Wovon reden Sie? BDS benutzt keine Unterdrückermethoden. Boykotte haben eine ehrbare Tradition, sei es im Kampf gegen die Apartheid in Südafrika oder in der Bürgerrechtsbewegung der Sechzigerjahre in den USA. Israel unterhält eine mächtige Besat-

zungsarmee in Palästina, die die Bevölkerung das vergangene halbe Jahrhundert hindurch brutal unterdrückt hat.

Die israelische Armee hat sich aus dem Gazastreifen zurückgezogen. Im von der Hamas regierten Gazastreifen ist kein einziger israelischer Soldat mehr. Die Hamas aber erkennt das Existenzrecht Israels nicht an.

Seit dem sogenannten Abzug der Israelis ist Gaza ein Freiluftgefängnis, eine von Israel verursachte humanitäre Katastrophe. Unstrittige Tatsache. Israel hält seit elf Jahren eine illegale Belagerung aufrecht – eine Art Kollektivstrafe für die Bevölkerung Palästinas. Gerade erst haben wir erlebt, wie israelische Scharfschützen während der »Great March of Return«-Demonstrationen unbewaffnete palästinensische Demonstranten niedergeschossen haben. Und wenn Sie der BDS-Bewegung Antisemitismus vorwerfen, so unterstellen Sie natürlich mir als Unterstützer von BDS entweder Antisemitismus oder Dummheit. Mit Verlaub: Beides trifft nicht zu. Der Grund, aus dem sich Israel so über BDS aufregt, ist in den Worten des ehemaligen israelischen Generals Amos Gilad folgender: »Wir sind nicht gut in Gandhi.« Israel hat vor nichts mehr Angst als vor einer gewaltlosen Bewegung, die Gleichheit und Gerechtigkeit für alle fordert, unabhängig von Religion oder Ethnie. Genau das ist BDS.

Voriges Jahr wollte die junge Sängerin Riff Cohen aus Tel Aviv, die übrigens arabische Wurzeln hat, beim Pop-Kultur-Festival in Berlin auftreten. BDS setzte die Sängerin unter Druck, weil die israelische Botschaft als Unterstützerin des Festivals in Erscheinung trat. Konkret hätte die Botschaft die Reisekosten der Sängerin mit 500 Euro bezuschusst. Nach Meinung des BDS sollen israelische Künstler nicht mehr in Deutschland auftreten dürfen?

Zunächst einmal ist Ihre Frage irreführend. BDS richtet sich nicht gegen Einzelpersonen. Die Bewegung richtet sich gegen die Regierung Israels und gegen Institutionen, die bei Menschenrechtsverletzungen gemeinsame Sache mit ihr machen.

Riff Cohen ist eine Einzelperson.

Einverstanden. Was BDS bei dem *Pop-Kultur-Festival* gestört hat, war die Unterstützung

durch die israelische Regierung. Die nationalreligiöse Regierung Israels sponsert die Reisekosten und andere Ausgaben von Künstlern, um sich mithilfe der Kultur eine weiße Weste zu verschaffen. Festivals wie *Pop-Kultur* in Berlin sind Teil dieser Politik, Israels Image aufzupolieren und illegale Aktionen herunterzuspielen. Niemand unterdrückt Riff Cohen! Sie kann tun und lassen, was sie will. Der Punkt ist, dass die Palästinenser in Gaza nicht frei sind.

Sie verfolgen ein humanitäres Anliegen, nämlich auf die schreckliche Situation in Gaza aufmerksam zu machen. Leider machen Sie sich dabei mit einer Organisation gemein, die Israel das Existenzrecht abspricht.

BDS spricht Israel nicht sein Existenzrecht ab. Die Bewegung hat drei Ziele: das Ende der 1967 begonnenen Militärherrschaft über die Palästinenser in den besetzten Gebieten. Völlige Gleichberechtigung für die palästinensischen Bürger Israels, die etwa zwanzig Prozent der Bevölkerung ausmachen und sich systematischer Diskriminierung ausgesetzt sehen, weil sie nicht jüdisch sind – und Benjamin Netanjahus neues Nationalstaatsgesetz bedeutet, dass diese Diskriminierung von nun an im Gesetz verankert ist, wie Sie wissen. Drittens pocht BDS auf die Durchsetzung des international anerkannten Rechts auf Rückkehr für palästinensische Flüchtlinge, die bei der Gründung Israels und danach aus ihren Häusern vertrieben wurden. Der einzige Staat, dem das Existenzrecht abgesprochen wird, ist Palästina.

Der Leiter des BDS National Committee BNC ist Omar Barghouti. Er sagt:
»Es ist unmöglich, Israel als jüdischen Staat auf unserem Land zu akzeptieren.«
Ich kenne Omar seit vielen Jahren und habe seine Stellungnahmen verfolgt. Er ist ein Verfechter der Menschenrechte, der 2017 den Gandhi-Friedenspreis der NGO »Promoting Enduring Peace« gewonnen hat. Er kämpft gegen jede Form von Rassismus und religiöser Diskriminierung. Viele Menschen haben Probleme mit einem Staat, in dem eine Gruppe über eine andere Gruppe bestimmt, mit einem Staat, in dem für die beiden Gruppen zusätzlich völlig verschiedene Gesetzkataloge gelten. Können Sie sich Deutschland mit unterschiedlichen Rechten und Gesetzen für Katholiken und Protestanten vorstellen? In Deutschland sind in diesem Sommer Forderungen laut geworden, mich zu diskreditie-

ren und zum Schweigen zu bringen. Aber ich bin nicht allein. Sehen Sie sich um: Sie werden bemerken, dass jeder, der die israelische Politik gegenüber den Palästinensern kritisiert, auf ähnliche Weise angegriffen wird!

In Deutschland wird niemand daran gehindert, die Siedlungspolitik der israelischen Regierung zu kritisieren, die Zeitungen sind voll davon.

Die israelischen Siedlungen zu kritisieren ist ein guter erster Schritt, aber Sie übersehen das größere Problem jahrzehntelanger Apartheid und ethnischer Säuberung. Und Schmutzkampagnen gegen Kritiker gehören zu den Lieblingsmethoden der israelischen Regierung. So unterdrückt sie die freie Meinungsäußerung, aber Gott sei Dank mit immer weniger Erfolg. Spreche ich auf dieser Tournee zu meinem Publikum, habe ich den Eindruck, dass die überwiegende Mehrheit der Deutschen der Meinung ist, dass unsere Brüder und Schwestern überall auf der Welt gleiche Menschenrechte und Bürgerrechte nach internationalem Recht genießen sollten, unabhängig von Religion und Volkszugehörigkeit.

Omar Barghoutis Worte zielen auf das Ende der Existenz Israels. Wollen Sie das?

Das israelische Volk muss entscheiden, ob es will, dass sein Staat weiter existiert. Die aktuelle Regierung verfolgt eine Groß-Israel-Politik, sie will das ganze Gebiet des historischen Palästinas kontrollieren. Ein solcher Staat ist ein Apartheidstaat, das ist nicht hinnehmbar. Außerdem wurden Omars Worte aus dem Zusammenhang gerissen. Sie fielen 2013 in einer im Fernsehen übertragenen Diskussion in Oslo. Er sagte, dass »ein jüdischer Staat in Palästina, egal welcher Form und Beschaffenheit, den Grundrechten der eingeborenen palästinensischen Bevölkerung widerstrebt und ein System der Rassendiskriminierung schafft, dem man sich kategorisch entgegenstellen muss – so wie wir uns auch einem ›muslimischen Staat‹, einem ›christlichen Staat‹ oder jedem anderen ausgrenzenden Staat entgegenstellen würden«.

Glauben Sie im Ernst, dass BDS eine friedliche Zweistaatenlösung anstrebt?

Natürlich. BDS hatte immer das Ziel einer friedlichen Lösung, die die Menschenrechte

sowohl der Palästinenser als auch der Israelis respektiert. Ob diese Lösung in einem oder in zwei Staaten liegt, ist nebensächlich. Man sollte aber erwähnen, dass Ihre Frage nach einer Zweistaatenlösung ziemlich gegenstandslos ist, nachdem mehrere aufeinanderfolgende israelische Regierungen über zwei Jahrzehnte lang die Möglichkeit einer Zweistaatenlösung zunichtegemacht haben, indem sie immer neue illegale Siedlungen auf gestohlenen Palästinenserland errichten ließen.

Haben Kritiker dieser Politik von einer »jüdischen Lobby« gesprochen?

Ich weiß es nicht, ich bezweifle es.

Doch, haben sie. Was ist das, die »jüdische Lobby«?

Nun, von einer »jüdischen Lobby« zu sprechen ist falsch. Obwohl viele Unterstützer Israels Juden sind, kritisieren ja auch sehr viele jüdische Amerikaner die israelische Politik. Viele Christlich-Evangelikale hingegen nicht. Besser wäre es also, von einer »israelischen Lobby« zu sprechen. Warum »Lobby«? Weil viele zionistische Organisationen und politische Geldgeber wie Sheldon Adelson und Haim Saban enormen Einfluss auf die Israel-Politik der US-Regierung nehmen. Aber wie gesagt, viele amerikanische Juden verurteilen zugleich die amerikanische Politik! Viele von diesen Juden sind der Auffassung, dass die brutale Militärherrschaft über die Palästinenser der dem Judentum innewohnenden Menschlichkeit und ihren eigenen fortschrittlichen Werten diametral entgegensteht. Diese Juden wollen nicht unterstützen, was im Frühjahr am israelischen Zaun zu Gaza vor sich gegangen ist: friedlich protestierende Palästinenser, niedergestreckt von israelischen Scharfschützen, die den Befehl hatten, ihre Opfer zu töten oder zu Krüppeln zu machen. Manchen wurde in den Rücken geschossen.

Friedlich protestierend?

Natürlich, was denn sonst? Ein friedlicher Protest Tausender normaler Leute. Familien, Männer, Frauen und Kinder. Ja, auch ein paar junge Männer, die ihr moralisches und gesetzliches Recht auf Widerstand gegen eine Besatzungsarmee wahrnehmen, Reifen abfackeln und mit Zwillen Steine auf schwerbewaffnete Soldaten schleudern. Mutige junge Männer, die viel zu weit weg waren, um mit ihren Steinschleudern irgendjemanden zu

treffen, okay? Ungeschützt, ohne Deckung, von Angesicht zu Angesicht mit der mächtigsten Armee im Nahen Osten ... Kommen Sie, Mann! Bitte! Das war ein Massaker! Mehr als 120 getötete Palästinenser, Tausende verletzt, und von den Israelis hat keiner einen Kratzer abgekriegt.

Unter diesen 120 getöteten Palästinensern waren Dutzende von Hamas-Aktivisten – was Hamas auch zugegeben hat. Möchten Sie die Selbstmordattentate in Jerusalem oder Tel Aviv, die Kassam-Raketen leugnen? In diesem Jahr sind rund hundert Raketen und Mörsergranaten Richtung Israel geflogen.

Nein, natürlich leugne ich das nicht! Aber es wäre herzlos und falsch, das Ganze als bewaffneten Konflikt zwischen zwei vergleichbaren Gegnern zu betrachten. Natürlich verurteile ich den Einsatz von Raketen und Mörsern, die israelische Zivilisten töten oder verletzen. Aber bitte, lassen sich diese ineffektiven Akte des Widerstands mit den Angriffen einer bestens ausgerüsteten Armee und Luftwaffe auf eine letztlich wehrlose Bevölkerung vergleichen? Zwei Millionen verzweifelte Menschen werden in Gaza von einer Armee überwacht, die so gut wie jede Zufahrt auf dem Land- oder Seeweg blockiert und alles, was dort rein- und rausgeht – Strom, Nahrung, Wasser – kontrolliert, abwägt und von allem gerade so viel herausgibt, dass diese Menschen zu viel zum Sterben und zu wenig zum Leben haben. Wundert es Sie, dass es auch militanten Widerstand in Gaza gibt?

Niemand bestreitet, dass die Situation im Gazastreifen schlimm ist, und auch die deutsche Kanzlerin hat Netanjahus Siedlungspolitik kritisiert ...

Es freut mich, dass die Kanzlerin die Siedlungen kritisiert, aber sanfte Ermahnungen reichen nicht. Die EU sollte ein Waffenembargo verhängen – so wie es Menschenrechtsorganisationen wiederholt gefordert haben. Und es so lange aufrechterhalten, bis Israel sich endlich an internationales Recht hält.

Welches Land würde sich nicht gegen Angriffe wehren? Gegen junge Leute, die von ihren Eltern als Selbstmordattentäter nach Israel geschickt werden?

Sie wollen es nicht verstehen, oder? Wir reden hier nicht von gleich starken Parteien, von

denen die eine einen schmutzigen Kampf führt, während die andere sich nur verteidigt. Das ist eine Mär, die von den Mainstream-Medien verbreitet wird...

Was, bitte, sind »Mainstream-Medien«?

Lassen Sie mich ausreden. Bei dieser Auseinandersetzung geht es um Land. Und diese Auseinandersetzung hat zwei Seiten. Die eine hat die Oberhand gewonnen und versucht unbittlich, die andere loszuwerden. Es gibt nur einen David in dieser Geschichte, und das ist nicht Israel. Gaza, das sind zwei Millionen Menschen, die in einem Gefängnis gerade mal so überleben! Die Vorstellung, dass es hier um die Selbstverteidigung Israels ginge, ist ein blödsinniger Mythos.

»Mainstream-Medien« sind eine Erfindung von Verschwörungstheoretikern, von rechtsextremen Trollen und Leuten wie Donald Trump. Von Leuten, mit denen Sie nichts zu tun haben wollen, Mr. Waters! Leute, gegen die sich Ihre Songs richten! Ich arbeite seit 25 Jahren für eine große Zeitung. Sie ist mal gut, mal weniger gut – aber was, bitte, ist ein »Mainstream-Medium«?

Okay. Lassen Sie mich erklären. Hier in Deutschland ist das vielleicht anders...

Wir drucken zum Beispiel dieses Interview mit Roger Waters... Weil ich Ihre Tür eingetreten habe, um Sie zu einer Tasse Tee einzuladen.

Meine Tür ist in Ordnung.

Schön ... Jedenfalls: In den USA, wo ich lebe, versteht man unter »Mainstream-Medien« alle gängigen Zeitungen und Zeitschriften, die die Leute so lesen, dazu die gängigen Fernsehsender und Rundfunkanstalten. Die meisten verbreiten eine hegemoniale, auf den Konsumenten zugeschnittene Botschaft und werden von Unternehmen oder Oligarchen kontrolliert, die den Status quo aufrechterhalten möchten. Das ist keine Konspirationstheorie. Das ist eine Beschreibung der Mainstream-Medien in den USA.

Zeitungen berichten über das, was in Gaza passiert. Kolleginnen und Kollegen der freien Presse aus den USA, aus Deutschland, England und so weiter reisen nach Gaza und recherchieren, sie schreiben, sie kritisieren den israelischen Ministerpräsi-

denten. All das ist möglich und findet statt. Muss ich im Gespräch mit Roger Waters die freie Presse verteidigen?

Natürlich nicht! Wir wünschen uns alle verzweifelt eine freie Presse! Und wenn Sie in Deutschland wirklich eine freie statt einer unternehmensabhängigen Presse haben – umso besser für Sie. Meine Erfahrung in Deutschland war eine andere, ich hatte nicht das Gefühl, dass über den Konflikt zwischen Israel und Palästina unvoreingenommen berichtet wird. In den USA haben wir jedenfalls eine unternehmensgesteuerte Presse. Journalisten, die dort vom gängigen »Israel verteidigt sich nur selbst«-Narrativ abweichen, können Schwierigkeiten bekommen. Was Israel angeht, sind die Mainstream-Medien noch immer parteiisch. Ich hole mir meine Nachrichten inzwischen aus Blogs, die zum Teil von Leuten geschrieben werden, die früher für Mainstream-Blätter gearbeitet und ihre Jobs verloren haben, weil sie Israel kritisiert haben.

Nennen Sie Namen dieser Kollegen!

Okay. Zwei Namhafte von der Spitze des Eisbergs. Phil Girdi, entlassen vom *American Conservative* wegen seiner kritischen Haltung gegenüber der israelischen Politik. Philip Weiss hat regelmäßig für den *New York Observer* und das *New York Magazine* geschrieben – bis er Kritik an der israelischen Politik äußerte. Seitdem wurde in keiner der beiden Zeitschriften je wieder ein Artikel von ihm veröffentlicht.

Phil Girdi ist ein ehemaliger CIA-Spion und Gelegenheitskolumnist. Und die Medien, die Sie im Zusammenhang mit Philip Weiss nennen, bestreiten einen Zusammenhang zwischen seiner politischen Einstellung und der Tatsache, dass er nicht mehr für die beiden Magazine schreibt. Sie sind ein Verschwörungstheoretiker. Tut mir leid, das zu sagen: Sie leben in einer Filterblase!

Einer von uns beiden hier lebt auf jeden Fall in einer Filterblase! Die Suche nach der Wahrheit wird immer schwieriger. Aber vielleicht wird der Raum für Kritik an Israel in den USA und anderswo größer. Deshalb arbeitet Israel so hart daran, BDS zu unterdrücken. Deshalb wollte Ihr Oberbürgermeister in München mein Konzert verbieten.

Auf Ihrer jüngsten Platte, *Is This The Life We Really Want?*, beschreiben Sie den Zustand unserer Welt mit subtiler Poesie. Aber woher rührt die Besessenheit der vergangenen Jahre, Ihr Publikum mit Reden und Kommentaren zu politischen Themen zu bombardieren?

Mein guter Freund, Sie haben nicht aufgepasst! Meine politischen Überzeugungen und die Tatsache, dass ich diese Überzeugungen äußere, reichen zurück über die ganze Zeit meiner zwanzig Jahre mit Pink Floyd und der dreißig Jahre, seit ich Pink Floyd verlassen habe. Womöglich haben Sie mein Werk nie verstanden. Oder wussten Sie, dass Pink Floyd während meiner Jahre in der Band zutiefst politisch war?

Pink Floyd waren poetisch und philosophisch. Dann wurden sie politisch. Erst später, unter Ihrem erheblichen Einfluss, tagespolitisch. *The Dark Side Of The Moon* oder *Animals* berühren grundsätzliche Fragen von Einsamkeit, Isolation, Auflehnung. Jetzt werfen Sie Botschaften in die Konzertarenen: Wehrt euch gegen Orbán, wehrt euch gegen Zuckerberg, wehrt euch gegen dies, wehrt euch gegen das. Wieso lassen Sie nicht zeitlose Songtexte wie die von *Pigs in Ruhe* wirken? Wozu die Zusatzbotschaft »Trump ist ein Schwein«?

Es sind nicht mehr die Siebziger! Wir leben in einer anderen Zeit. Die Welt ist ein gefährlicherer Ort geworden, wir müssen die Dinge beim Namen nennen. In der Pause meiner Show steht »Resist Mark Zuckerberg!« auf dem LED-Bildschirm, weil ich die Zusammenarbeit von Facebook und Google mit der US-Regierung für gefährlich halte. Sie kontrollieren, zensieren und manipulieren! Wir sind von Propaganda umgeben, und deshalb nutze ich die Gelegenheit, Botschaften wie »Lasst nicht zu, dass die Schweine Julian Assange zum Schweigen bringen« zu verbreiten.

Nun, mit der Konsequenz ist es so eine Sache. Sie sind selbst bei Facebook. Sie wollen sagen, dass es nicht konsequent ist, Facebook zu kritisieren und gleichzeitig zu nutzen? Okay, Sie haben recht. Zu meiner Verteidigung: Ich versuche immerhin, konsequent das Richtige zu tun.

Einer Ihrer größten Songs, Pigs von 1977, beschreibt eine dunkle Macht. Die Poesie dieses Songs ist größer als Donald Trump. Es kommt mir vor, als würden Sie dieses zeitlose Lied schrumpfen, wenn Sie es der schnellen Wirkung an einem Konzertabend halber auf eine Protestnote gegen Trump reduzieren.

Hm. Ja. Ich verstehe, was Sie meinen, und irgendwie stimme ich Ihnen auch zu. *Pigs* ist ein guter Song, und Trump ist fünftklassig. Aber ich sehe nicht ein, warum es den Song schmälern sollte, wenn man ihn gegen Trump einsetzt.

In Berlin attackierten Sie während Ihres Konzerts rund acht Minuten lang Felix Klein, den Antisemitismus-Beauftragten der Bundesregierung. Er hatte Ihr Engagement für BDS kritisiert. Kaum einer der vielen Tausend Menschen in der Halle hatte je von Felix Klein gehört. Eine Wutrede...

Eine Tirade, ja. Viel zu lang. Sie haben recht. Ich glaube auch nicht, dass Klein etwas Konkretes gegen mein Konzert gesagt hatte. Ich habe mich über den Druck aufgeregt, der auf deutsche Banken ausgeübt wird, BDS ihre Dienste zu verweigern. In München habe ich gegen Ihren Oberbürgermeister aufbegehrt, der mein Konzert unterbinden wollte – und den ich hoffentlich wegen übler Nachrede drankriege. Die Rede in München war schon nicht mehr ganz so vehement wie die gegen Felix Klein. Und viel kürzer. Ich lerne dazu! Reden zu halten ist Neuland für mich. Aber ich verstehe, was Sie meinen. Ich gehe das Risiko ein, auf meinen Konzerten die Stimme zu erheben, um mein Publikum zu ermutigen, ebenfalls für seine Überzeugungen einzustehen, nicht weiter zu schweigen.

Warum sollten Israelis, darunter die vielen, die Netanjahu ablehnen, keine Konzerte von Neil Young, Radiohead oder Nick Cave in Israel erleben? Alles Künstler, die Sie aufgefordert haben, nicht in Israel aufzutreten.

Hätten Sie Nelson Mandela oder Desmond Tutu dieselbe Frage zum Boykott gegen Südafrika gestellt? Oder Martin Luther King und Rosa Parks, die Boykotte genutzt haben, um gegen die Rassentrennung in den USA zu kämpfen? Natürlich sollen Israelis Konzerte von Neil Young oder Nick Cave erleben. Aber nicht bevor Palästinenser dieselben Menschen- und Bürgerrechte haben wie die Israelis – sodass auch sie zu Neil Young und Nick

Cave gehen können, wenn sie das wollen. Nick Cave und Radiohead wurden nach ihren Auftritten von Israel gefeiert.

Helfen Sie mit diesen Boykott-Aktionen einem einzigen Palästinenser?

Ich helfe ihnen allen! Jedem Einzelnen von ihnen!

Glaube ich ja nicht.

Es ist egal, was Sie glauben! Ich liebe diese Menschen, und das wissen sie.

Wie unterstützen Sie diese Menschen?

Indem ich ihre Schreie erhöere! Indem ich dazu beitrage, ihren Schrei nach Gerechtigkeit, Frieden und Freiheit zu verbreiten! Indem ich mit Ihnen rede, indem ich Lärm mache, indem ich meine Meinung sage. Indem ich protestiere. All diese Sachen zusammen bündeln das Licht, und dieses Licht scheint auf einen sehr dunklen Platz auf dieser Welt, der sonst vergessen wird: »Each small candle lights a corner of the dark.« Sie kennen den Song! Was soll denn der richtige Weg sein? Was würden Sie tun?

Darüber schreiben, reden und singen. Ist alles möglich und erlaubt. Und es wird gemacht. Zum Beispiel in dem Magazin, mit dem Sie gerade reden.

Der Boykott Südafrikas in den Achtzigern, als große Künstler sangen »Ain 't Gonna Play Sun City«, war das falsch? Hm?

In dieser elenden Welt boykottieren sich alle gegenseitig. Sie boykottieren Israel. BDS boykottiert junge Künstler aus Israel. Nach diesem Interview werden einige sagen: Warum hat das SZ-Magazin nicht Roger Waters boykottiert? Israel-Hasser werden sich Sätze von Ihnen rauspicken, um Hass auf Israel zu schüren. Aber kann das der richtige Weg sein? Haben Sie je darüber nachgedacht, andere Methoden des Protests anzuwenden?

Darüber denke ich die ganze Zeit nach. Und falls ich oder jemand anderes bei BDS eine wirksamere Methode findet, werden wir sie einsetzen.

Bei Ihrem Auftritt in der Münchner Olympiahalle haben Sie den Umstand, dass Münchens Oberbürgermeister Dieter Reiter sich von Ihrem Auftritt distanziert hatte, mit den Bücherverbrennungen der Nazis verglichen. Es gibt da eine Vereinbarung unter uns Deutschen: Vergleiche niemals etwas mit den Verbrechen des NS-Regimes! Sechs Millionen ermordete Juden sind eine Schuld, die sich mit nichts vergleichen lässt, und die Bücherverbrennungen gehören dazu.

Ich kann Ihr Gefühl einer Nationalschuld bezüglich des Holocaust zwar nicht nachempfinden, aber nach meinem Aufenthalt in Deutschland und auch durch dieses Gespräch hoffe ich, das Gefühl besser zu verstehen. Wenn ich durch meine Erwähnung der Bücherverbrennungen in München Salz in offene Wunden gestreut habe, bedaure ich das zutiefst. Aber mich zum Schweigen zu bringen, so wie Ihr Oberbürgermeister das täte, wenn er könnte – das ist das Gleiche, wie ein Buch zu verbrennen. Bücher werden verbrannt, um Autoren zum Schweigen zu bringen und Gedanken auszulöschen. Es berührt mich wirklich, Sie über diese Dinge reden zu hören. Vielleicht sind die Deutschen und die jüdische Gemeinschaft in einem immerwährenden Tanz gefangen, in dem jeder Schritt eine Qual sowohl für den ehemaligen Mörder als auch für das damalige Opfer ist. Vielleicht macht es uns blind, wenn wir sehen sollten, und stumm, wenn wir sprechen sollten?

Der Holocaust war singular. Es wurden sechs Millionen Juden im Rahmen eines industriellen Prozesses vernichtet. Diese Idee trieb als Erstes in der Stadt München Blüten, quasi vor der Tür des »Bayerischen Hofs«, in dem Sie übernachtet haben.

Ich weiß das, ich bin über diesen Horror sehr gut informiert. Ich würde ihn niemals kleinreden.

Dies ist auch die Stadt von Hans und Sophie Scholl, die in München wegen ihrer Überzeugungen enthauptet wurden.

Auch das weiß ich, ich kenne die Geschichte der »Weißen Rose«. Ich habe in München die Gräber von Hans und Sophie Scholl und Christoph Probst besucht, wie heißt der Friedhof?

Friedhof am Perlacher Forst.

Genau. Alle Nationen, die in der Vergangenheit Kolonialmächte oder rassistisch waren, tragen eine Schuldenlast. Was wir Briten in Indien gemacht haben. Was Stalin in Russland und den früheren Sowjetrepubliken gemacht hat. Was König Leopold von Belgien im Kongo gemacht hat, als er Schwarzafrikaner versklavte. Der Völkermord an den amerikanischen Ureinwohnern. Jede Form von Unterdrückung, Massenmorden, Völkermord widert mich an.

Angefangen hatte alles mit dem Boykott jüdischer Geschäfte und Waren. Die Mutter meines Vaters ging in München mit ihrer jüdischen Freundin Frau Prag ins Feinkostgeschäft, weil Frau Prag allein dort auf einmal nicht mehr bedient wurde. Wieso sollten ausgerechnet wir Deutsche es großartig finden, dass ein Rockstar dazu drängt, wieder Juden zu boykottieren?

Es ist absolut ungeheuerlich, auch nur andeutungsweise das, was BDS tut, mit dem vergleichen zu wollen, was Hitlers Braunhemden in den Dreißigerjahren den deutschen Juden angetan haben! Das ist pervers, sehen Sie das nicht? Aber ich fange langsam an, diese besondere deutsche Sensibilität zu verstehen. Also, dieses Gespräch ... Ich denke, ich verstehe dieses Schweigen um mich herum in Deutschland nun besser. Danke dafür. Ich frage mich allerdings, ob Sie den Standpunkt eines Palästinensers verstehen können, der sich ein normales Leben wünscht mit der Freiheit, seine Familie zu versorgen und seine Kinder in Sicherheit und Frieden großzuziehen?

Ich respektiere Ihr Mitgefühl mit den Palästinensern. Was ich irritierend finde, ist, dass Sie die Schuldigen ausschließlich auf der israelischen Seite verorten, die Opfer ausschließlich auf der palästinensischen. Was diesen Konflikt angeht, ist Ihre Weltsicht schwarz-weiß.

Sie haben recht. Sie ist schwarz-weiß. Es gibt die Unterdrückten und die Unterdrücker. Um Desmond Tutu zu zitieren: »Wenn man in ungerechten Situationen neutral ist, hat man sich für die Seite des Unterdrückers entschieden.« Wenn es Unterdrückte und Unterdrücker gibt, ist es schwarz-weiß. Desmond Tutu hat die israelische Apartheid als vergleichbar mit der in Südafrika bezeichnet.

Weil sich alle nur noch gegenseitig anschreien und niemand wirklich zuhört, ist die Debatte von Missverständnissen und bewusst eingesetzten Halbwahrheiten geprägt. Eine davon, die immer noch gedruckt und im Internet verbreitet wird: dass Sie den Davidstern auf einem fliegenden Schwein zeigen, das bei Ihren Konzerten als Orwell'sches Symbol durch die Luft fliegt.

Richtig. Der Davidstern ist seit 2013 nicht mehr auf dem Schwein. Wir haben ihn nach einem Open-Air-Konzert in Belgien entfernt.

Der Stern ist ein religiöses Symbol.

Stimmt. Aber auf das Schwein waren auch andere religiöse Symbole aufgemalt. Ein Kreuzifix, eine muslimische Mondsichel mit Stern, dazu Firmenlogos von Shell, Mercedes, und so weiter. Das Schwein war voll davon! Nach meiner Ansicht alles symbolhaft für schlechte Einflüsse auf das menschliche Leben und die Gesellschaft.

Vielleicht zu viel Symbolik auf einem Symbol, das schon für sich ein starkes Symbol ist?

Okay, wollen Sie meinen Job machen?

Die Leute verstehen doch Abstraktionen, sie brauchen nicht alle fünf Minuten einen Leitartikel, es nimmt der Musik, nun ja, hier und da die Magie.

Was die Symbole in der *Wall-Show* angeht, bin ich selbstverständlich nicht Ihrer Meinung. Sonst hätte ich sie in der Show nicht benutzt. Die Wirkung einer Show entsteht immer erst durch die Details dieser Show. Bei der *Wall-Show* haben wir während des Liedes *Goodbye Blue Sky* Symbole gezeigt, die wir wie Bomben aus den Kammern von B52-Bombern regnen ließen. Sie stehen für unheilvolle Einflüsse: Davidstern, Kreuzifix, Dollarzeichen, Firmenlogos und andere. Es war berührend, stark, poetisch. Warum war es so? Weil ich es sonst nicht gemacht hätte. Wissen Sie: Die Kunst anderer zu kritisieren, ist immer so eine Sache ... Sie kennen die Geschichte, in der jemand Vincent van Gogh über die Schulter schaut und sagt: »Findest du nicht, dass die Sonnenblumen zu gelb sind?«

Warum sind Sie so fokussiert auf Israel?

2006 war ich für ein Konzert in Tel Aviv gebucht. Ich wurde von vielen gebeten, mir das

zu überlegen – besonders von der damals noch sehr jungen Bewegung BDS. Schließlich sagte ich den Auftritt ab und verlegte ihn in eine ländliche Gemeinde namens Neve Shalom/Wahat Asalem, eine landwirtschaftliche Kooperative von Menschen unterschiedlicher Glaubensrichtungen. Ein echtes Friedensdorf. Wir hatten ein Publikum von 60 000 Leuten. Echte Pink-Floyd-Fans, die Leute sangen jede Zeile mit. Am Ende des Konzertes sagte ich: »Ihr seid die Generation junger Israelis, die Frieden mit euren Nachbarn schließen muss.« So. Und: Es war, als hätte man einen Hebel umgelegt. Das Publikum wurde auf die Sekunde still, als wären sie zu Stein erstarrt. Verständnislose Gesichter: »Wovon redet der?« Vorige Woche in Berlin habe ich einen Typen aus Israel getroffen, der damals dabei war. Der hat es begriffen. Er war damals so bewegt von dieser Stille, dass er für einige Tage in die Wüste ging, um über sein Leben nachzudenken. Er hat Israel verlassen. Er lebt jetzt in Berlin.

Möglicherweise wird er in Berlin attackiert, weil er Jude ist. Sie wissen, dass Juden, die sich als solche zu erkennen geben, in Deutschland gefährlich leben? Dass es Angriffe gibt am helllichten Tag, gegen Juden, jüdische Schüler, Restaurants? Dass jüdische Eltern Angst um ihre Kinder haben?

Ich weiß von diesen Angriffen. Sie sind widerwärtig! Rassistisch! Ich weiß von einem tief verwurzelten Antisemitismus – in Teilen der deutschen Gesellschaft ebenso wie in den Gesellschaften anderer Länder, einschließlich meinem, dem Vereinigten Königreich. Es ist abstoßend. Aber die Antisemitismus-Karte gegen Leute auszuspielen, die palästinensische Rechte verteidigen, wird nicht weiterhelfen! Sehen Sie, ich kannte meinen Vater nicht, weil er im Krieg gestorben ist – im Kampf gegen die Nazis. Also hat meine Mutter mich und meinen Bruder allein großgezogen, und sie hat uns gelehrt, uns für Unterdrückte einzusetzen. Meine Mutter hat sich immer für die Juden eingesetzt, so wie ich auch, und heute würde sie sich für die Palästinenser einsetzen, wenn sie noch am Leben wäre. Das erinnert mich an etwas, was Sophie Scholls Vater angeblich eines Abends bei einem Spaziergang entlang der Donau zu seinen Kindern gesagt hat: »Ich möchte, dass ihr gerade und frei durchs Leben geht, wenn es auch schwer ist.«

Millionen sind mit den Texten und der Musik von Ihnen und Pink Floyd aufgewachsen, bewegt von den Fragen und Zweifeln in Ihren Songs. In letzter Zeit stellen Sie nicht viele Fragen. Sie geben viele Antworten. Erzählen Sie mir von den Momenten, in denen Sie immer noch zweifeln?

Hören Sie: Sind wir Menschen oder Lemminge? Folgen wir dem halsbrecherischen Zerstörungskurs der Kriegsherren, die diesen verletzlichen Planeten mitsamt allen Lebewesen zu vernichten drohen? Oder widersetzen wir uns? Wir werden es bald herausfinden. Ich werde mich mit jedem Atemzug gegen sie wehren. Das Leben ist zu wertvoll, um es auf dem Altar der Gier zu opfern.

Wie verbleiben wir? In Anlehnung an Ihren Song Breathe würde ich gern sagen: »Leave but don't leave me« – und damit schließen, dass ich glaube, dass die Methoden des BDS falsch sind. Gleichzeitig sind Sie davon überzeugt, dass ich ein Opfer israelischer Propaganda bin?

Okay, lassen Sie uns so verbleiben. Obwohl, ich muss bitte schnell noch mit Goethe sagen: »Niemand ist hoffnungsloser versklavt als der, der fälschlich glaubt, frei zu sein.«

Danke. Gut, dass wir gesprochen haben.

Ja, gut, dass wir gesprochen haben.

„Die haben nur feste sich selber gesehen“

Der selbstherrliche Helmut Schmidt, der zudringliche Carl Zuckmayer, der ewig unerreichbare Theo Sommer: In einem langen Berufsleben war Heide Sommer die Sekretärin von Männern, die alle so berühmt wie schwer zu ertragen waren. Sommer hat ihre Defekte durchschaut – und sie gerade deswegen gemocht

Von Sven Michaelsen, SZ-Magazin, 10.11.2017

SZ-MAGAZIN Sie sind seit mehr als einem halben Jahrhundert Sekretärin und haben für Theo Sommer, Carl Zuckmayer, Joachim Fest, Günter Gaus, Rudolf Augstein, Fritz J. Raddatz und Helmut und Loki Schmidt gearbeitet. Wie kamen Sie mit 22 zur Zeit?

HEIDE SOMMER Ich erschien ohne Termin in der Personalabteilung und durfte gleich zur Chefin. Ich sagte: »Ich bin Sekretärin und möchte hier arbeiten.« So einfach war das 1963. Ich kam ins Politikressort, das von Gräfin Dönhoff geleitet wurde, und arbeitete für ihre berühmten Buben. Das waren Theo Sommer, Hans Gresmann, Rolf Zundel und Dietrich Strothmann. Dazu kam noch der chaotische Jungredakteur Kai Hermann, der später beim Stern mit der Serie Wir Kinder vom Bahnhof Zoo berühmt wurde. Meine wichtigste Qualifikation war, die Handschriften der fünf entziffern zu können. Sie schrieben ihre Artikel mit der Hand, ich tippte sie in eine riesige mechanische Schreibmaschine.

Ihr Vater war Dirigent und Komponist, Ihre Mutter Konzertpianistin. Warum wollten Sie Sekretärin werden?

Als ich ein gutes Abiturzeugnis nach Hause brachte, gab es einen kurzen Wortwechsel mit meinem Vater: »Willst du studieren? Wenn ja, kann ich unser Haus

nicht bauen.« Ich hätte staatliche Hilfe beantragen können, aber nach 13 Jahren Schule hatte ich nicht die geringste Sehnsucht nach einer Universität. Ich wollte arbeiten.

Die Zeit war in den Sechzigern ein Herrenclub. Was fiel Ihnen an Ihren Kollegen auf?

Wir Sekretärinnen waren den ganzen Tag mit den Redakteuren zusammen, oft bis tief in die Nacht. Für die Ehefrauen blieben nur der Anfang und der Rest des Tages übrig. Sie erlebten ihre Männer noch müde oder schon wieder müde. Während die Herren der Schöpfung die Weltpolitik ausdeuteten, mussten sie den Haushalt machen und die Kinder hüten. Ich war froh, ein anderes Leben zu haben, und fühlte mich privilegiert.

Ihr Arbeitsplatz war das Pressehaus am Hamburger Speersort. Im selben Gebäude wurde damals der Spiegel gemacht, im Nachbarhaus der Stern. Warum wollten Sie zur Zeit?

Ich hatte im Hamburger Amerika haus eine Podiumsdiskussion mit Theo Sommer gesehen und fand den Mann sehr eindrucksvoll.

Sommer, zehn Jahre älter als Sie, war verheiratet und hatte zwei Kinder. Wie kamen Sie sich näher?

Nach meinen ersten Monaten bei der Zeit gingen wir abends öfter auf Partys oder zum Heringessen in die Journalistenkneipe »Fiete Melzer«. Außerdem gab es gemeinsame Betriebsausflüge von Zeit und Stern, immer ein ganzes Wochenende mit Sonderzug und Sambawagen und tollen Hotels in Amsterdam, Kopenhagen oder Berlin. Theo und ich hatten eine richtig stramme Affäre, von der jeder im Haus wusste.

Drei Jahre später zogen Sie nach Saas-Fee in die Schweiz, um für Carl Zuckmayer zu arbeiten, der mit Stücken wie Der Hauptmann von Köpenick und Des Teufels General zu Ruhm und Reichtum gekommen war. Warum haben Sie bei der Zeit gekündigt?

Theos Ehefrau hatte spitzgekriegt, was los war, und ich musste Hamburg verlassen. Wie es immer so geht, rausgekommen ist es durch ein Telegramm in der Manteltasche. Ich hatte ihm dieses Telegramm nach Japan geschickt, wo er auf einer Dienstreise war,

und er hat es in seiner Manteltasche vergessen. Und was tut eine gute Hausfrau, die den Mantel ihres Gatten in die Reinigung bringen will? Sie kontrolliert, ob noch etwas in den Taschen ist.

Warum haben Sie zu Sommer nicht gesagt, steh zu uns und trenne dich?

Ich wollte Theo nicht bedrängen. Er hatte immer gesagt, er sei ein Familienmensch und werde sich niemals scheiden lassen. Das musste ich von Anfang an schlucken und habe es geschluckt. Dieses Runterschlucken war ein Relikt meiner schulischen Erziehung: Als liebende Frau musst du dich opfern. Das kannte ich aus den griechischen Tragödien. Diese Kultur wurde uns nahegelegt. Meine Rolle war, die dienende, entsagende Frau für den Mann zu sein, der die Liebe meines Lebens war.

Wie waren Sie als junges Mädchen?

Verklemmt, artig und brav. Ich bin gerne zur Schule gegangen und war mit viel Freude im Schulorchester und im Chor. Mit neun hatte ich eine lange Therapie wegen meiner Kinderlähmung. Ich hatte das Virus mitgebracht, als wir 1949 aus Bad Kissingen nach Hamburg zogen. Im Fränkischen gab es damals eine riesige Epidemie mit vielen Toten. Ich hatte vier Wochen lang 40 Grad Fieber und fantasierte. Ich konnte meine Beine nicht mehr spüren, auch nicht, wenn man mir Nadeln hineinstach.

Wollten Ihre Eltern ein adrettes Fräulein aus Ihnen machen, das früh unter die Haube kommt?

Nein, sie haben meine beiden Brüder und mich gleich behandelt. Bei aller Anpasstheit – ich bin emanzipiert geboren. Das Leben meiner Eltern wurde durch Musik geprägt. Männliche und weibliche Künstler hatten für sie den gleichen Wert. Diese Überzeugung haben sie auf ihre Kinder übertragen.

Wie kam es zu Ihrer Anstellung bei Zuckmayer?

Er hatte eine Stellenanzeige in der FAZ aufgegeben. Beim ersten Treffen waren seine Frau Alice und seine Tochter Winnetou dabei. Nach der Begutachtung sagte Winnetou zu ihren Eltern: »Was will die denn in Saas-Fee?« Ich war im schwarzen Kostüm und mit hohen Absätzen erschienen, das war normal für mich. Man trug damals

Pfennigabsätze mit Messingbeschlag, die Löcher ins Parkett machten. Zuckmayer hat mich sofort genommen, und dann saß ich im November in diesem absolut toten Saas-Fee. Die Geschäfte waren zu. An den Türen hingen kleine, mit Kopierstift beschriebene Pappzettel: »Geöffnet mittwochs von 15 bis 16 Uhr«.

War es in Zuckmayers Haus auch so still?

Das Ehepaar lebte auf getrennten Etagen. Die Herrin des Hauses hatte ein Himmelbett mit Tüllvorhängen von Sears & Roebuck, der Entlebucher Sennenhund schlief darunter. Wenn sie mit ihrer Nachthaube auf den riesigen Plumeaus lag, meinte man, Wilhelm Busch hätte die Szene gemalt. Der Herr des Hauses brauchte seine Ruhe und hielt auf seinen Mittagsschlaf. Wenn der beendet war, duschte er seinen Kopf eiskalt ab. Eine Lebensweisheit von ihm lautete: »Wenn man sich nach dem Mittagsschlaf noch mal frisch macht wie am Morgen, hat man einen zweiten Morgen.« Abends sollte ordentlich getafelt werden. Für das Kochen war eine junge Intellektuelle aus Eindhoven zuständig. Sie war superklug und schrieb an ihrer Doktorarbeit über Musils Mann ohne Eigenschaften, aber in der Küche war sie eine Niete. Ich habe Zuckmayers Herz mit einer Himbeerquarkspeise gewonnen.

Von der Sekretärin zum Mädchen für alles: Behagte Ihnen das?

Ja, das liegt mir im Blut. Wenn ich irgendwo bin, sehe ich, was gemacht werden muss.

Zuckmayer war 69, als Sie bei ihm einzogen, Sie waren 26.

Ein paarmal machte er offene Andeutungen und wollte was, wenn wir uns auf der Wendeltreppe begegneten. Sein Verhalten war mir zutiefst peinlich, weil ich absolut nicht wollte. Ich war ja noch immer so furchtbar in Theo verliebt. Wir hatten ernsthaft versucht, uns zu trennen, aber es ging nicht. Er hat mich jeden Tag in Saas-Fee angerufen. Es war keine einseitige Liebe.

Nach einem Jahr in Saas-Fee kehrten Sie nach Hamburg zurück und wurden Sekretärin in der Chefredaktion von Schöner Wohnen. Wie kamen Sie 1969 zum Spiegel?

Ich traf Joachim Fest auf der Straße, und der fragte mich, ob ich nicht zu ihm in die Essay-Redaktion des Spiegels kommen wolle. Wir kannten uns von Cocktailempfängen, zu denen Theo mich mitgenommen hatte. Später wurde ich Sekretärin von Günter Gaus in der Chefredaktion und kam dann zu Rudolf Augstein. Gaus und Augstein schrieben ihre Artikel in deutscher Schrift und diktieren sie mir anschließend ins Stenogramm. Auch die 500 Seiten seines Buches Jesus Menschensohn hat mir Augstein in den Block diktieren.

Wie haben Sie Augsteins Trinkerei erlebt?

Die tragischen Momente begannen Anfang der Siebziger. Nach einem Mittagessen krabbelte er volltrunken auf allen vieren über die Ost-West-Straße. Die Nachricht verbreitete sich wie ein Lauffeuer im Haus. Wäre das Gebäude ein Schiff gewesen, wären wir gekentert, denn die gesamte Belegschaft stand auf einer Seite an den Fenstern und gaffte. Ich fand das pervers und schämte mich für meine Kollegen. Da unten kroch immerhin der Mann, der ihnen rasend viel Gehalt zahlte und 50,5 Prozent des Verlags schenken wollte.

Als Augstein 1972 im Wahlkreis Paderborn-Wiedenbrück für die FDP in den Bundestag einziehen wollte, holte er Sie in sein Wahlkampf-Team. Was war Ihre Aufgabe?

Ich reiste mit ihm, kümmerte mich um den Journalistentross und ließ für seine Reden Recherchematerial aus dem Spiegel-Archiv kommen. Einer meiner Brüder, ein promovierter Literaturwissenschaftler, hat dem Rudolf erst mal die frisch verabschiedeten Freiburger Thesen der FDP und sicherheitshalber auch das Godesberger Programm der SPD erklärt. Naiverweise hatte Rudolf nicht damit gerechnet, bei Podiumsdiskussionen Argumente liefern zu müssen, ohne Mitarbeiter an seiner Seite zu haben, die ihm zuarbeiteten.

Zeitzeugen schildern den Wahlkämpfer Augstein als verlorene, deplatzierte Figur, die schwitzend schlechte Reden hielt und die Scham darüber mit Bier betäubte.

So war es. Gestandenen Spiegel-Reportern war ihr hilfloser Chef peinlich. Nähe zu wildfremden Menschen herstellen zu müssen war nicht Rudolfs Begabung. Im Spiegel-

Hochhaus wurde auf elf Etagen für ihn gearbeitet, und plötzlich war er ganz allein der bösen, weiten Welt ausgesetzt. Hinter seinem Spiegel-Schreibtisch in seinem mit dunkler Mooreiche getäfelten Büro war er der allmächtige Alleinherrscher, aber dieser Sicherheit gebende Raum fehlte ihm im Wahlkampf. Das war nach 25 Spiegel-Jahren eine Herausforderung, die er unterschätzt hatte. Er war scheu und wusste, dass flüssiges Sprechen nicht zu seinen Stärken zählte. Große Reden schwingen? Das war nicht Rudolf. Er hat in Spiegel-Konferenzen gesprochen und ganze Ressorts niedergemacht, aber er war kein großer Redner.

Irma Nelles, viele Jahre die Büroleiterin von Augstein, schildert in ihren Memoiren Augstein als müden, ungelenken Don Juan. Über ihr Einstellungsgespräch in einer Bonner Hotelsuite schreibt sie: »Wortlos ging Augstein in das angrenzende Schlafzimmer, zog dort seinen Morgenmantel und unter Stöhnen und Ächzen auch seine Strümpfe aus. Dann fing er schweigend an zu rauchen. Den Geruch kannte ich von Studentenpartys. Haschisch! Er sei so entsetzlich einsam, murmelte er und etwas wie, wir sollten jetzt endlich mal ficken. Eine Sekunde lang überlegte ich, warum er wohl ficken statt ficken sagte, und erklärte ihm unmissverständlich, ich hätte einen festen Freund.«

Im Grunde suchte Rudolf keine Sekretärin, sondern eine Lebenshilfekraft, die ihm eine warme Suppe kocht. Das mit dem Sex war vermutlich eher nebensächlich und in der Vorstellung schöner als in der Realität. Er hat sich nicht entblödet, an einem Samstagnachmittag bei mir zu Hause anzurufen und einleitungslos zu fragen: »Hai-däh, willst du mit mir leben?« Da war ich nicht die Erste oder Einzige. Ich wusste sofort, dass es ihm sehr schlecht gehen musste. Er tat mir leid, vor allem, weil ich auch noch Nein sagen musste.

Was wollte er von Ihnen: Suppe oder Sex?

Er suchte immer alles, Lebenshilfe, Frau und Geliebte. Dabei war er noch mit Maria Carlsson verheiratet, und Gisela Stelly, die Nummer vier seiner fünf Ehefrauen, war auch schon da.

Sie standen auf Augsteins Lohnliste. Fühlten Sie sich durch seine Offerte missbraucht, in Ihrer Würde verletzt?

Nein, so habe ich nie gedacht. In solchen Momenten war er Rudolf für mich, ein Mensch und ein Freund – ach, Unsinn, wenn ich ganz ehrlich bin, fühlte ich mich sogar geschmeichelt. Das war es ja: Wie unmöglich er sich auch verhielt, man wollte von ihm gemocht werden. Selbst Alice Schwarzer antichambrierte schön brav bei ihm und freute sich, dass er sie überhaupt empfing. Aber er hat sie oft lange warten lassen. Dass er Narrenfreiheit hatte, lag auch daran, dass er großzügig war und einen an tollen Festen teilhaben ließ. Ich verdanke ihm Begegnungen mit dem leider sehr betrunkenen Willy Brandt und Interviews mit Franz Josef Strauß, in denen ich das Tonband bewachte.

Wie wurden Sie die Trauzeugin von Stelly und Augstein?

Ich kam morgens mit einer schlimmen Erkältung in den Spiegel, war mies angezogen und konnte mich nicht leiden. Meine Kollegin sagte, ich solle meinen Mantel anbehalten, Otto, der Fuhrparkleiter, würde uns beide zu Augstein nach Hause fahren. Ich hatte keine Ahnung, was los war, aber zwei Stunden später saßen wir alle auf Ratsherrenstühlen in einem dunklen, holzgetäfelten Zimmer vor dem Standesbeamten im Blankeneser Rathaus.

Warum haben die beiden 1972 so holterdiepolter geheiratet?

Rudolfs Wahlkreis war Paderborn, die schwärzeste Katholikengegend. Er selber war ja auch katholisch. Im Wahlkampf mit einem schwangeren Fräulein Stelly an seiner Seite aufzutreten wäre schlicht sündhaft gewesen. Darum musste das jetzt und sofort sein. Als Theo und ich vier Jahre später heirateten, habe ich Rudolf gebeten, mein Trauzeuge zu sein. Er sagte: »Also davor kann ich nur warnen. Horst Ehmke ausgenommen, sind alle Ehen, bei denen ich Trauzeuge war, schiefgegangen.« Ich blieb trotzdem bei meiner Wahl.

Wie fand Sommer es, dass Sie mit dem Wahlkämpfer Augstein umherreisten?

Als ich mein Kofferchen für zwei Wochen packte, sagte er: »Ja, und wer brät mir jetzt mein Steak?« Ich war wütend und dachte: Arschloch!

Dennoch haben Sie Sommer 1976 geheiratet, ein Jahr nach der Geburt Ihres zweiten gemeinsamen Kindes.

Vielleicht hätte ich da schon gar nicht mehr wollen sollen. Es wurde schlechter statt schöner. Ich arbeitete wegen der Kinder nicht mehr und erlebte deshalb nichts, was Theo interessiert hätte. Ich war für ihn nicht mehr auf Augenhöhe, wie man heute so blöd sagt, und mich ärgerte es, wenn er beim Nachhausekommen meckerte, warum die Go-Karts der Kinder noch vorm Haus stünden und die Küche nicht aufgeräumt sei. Wenn ich mit ihm über unsere Probleme reden wollte, hieß es: »Ich hatte heute schon meine Konferenz.«

Nach fünfeinhalb Jahren Ehe haben Sie sich von Sommer getrennt. Ein Grund war, dass er eine Affäre mit einer 26 Jahre jüngeren Journalistin hatte.

Nein, ich habe ihn nicht verlassen, weil er eine Freundin hatte, sondern als er eine Freundin hatte! Ich war froh, dass er jemanden hatte, als ich ging. Plötzlich ohne die Familie zurückbleiben zu müssen war für ihn nicht leicht. Denn die Söhne nahm ich natürlich mit.

Ist Ihnen bei einem Mann sexuelle Treue wichtig?

Wichtig vielleicht, aber nicht das Wichtigste. Hätte ich mich in meiner Ehe wohler gefühlt, wäre ich nicht gegangen.

Ihre beiden Söhne bekamen Sie 1974 und 1975 als ledige Frau.

Als ich 1968 aus der Schweiz zurückkam, sagte Theo, er wolle mit mir leben, aber es dauerte noch etliche Jahre, bis es dazu kam. Das war eine harte Zeit für mich, weil er jedes Wochenende bei seiner Familie verbrachte und ich alleine in der großen Wohnung saß, in die er eigentlich mit einziehen wollte. Was ich in meinem Leben alleine war, ist eine Katastrophe, wenn ich das heute mal so deutlich sagen darf.

Sie waren jung und sahen gut aus. Warum sind Sie an den Wochenenden nicht ausgegangen?

Weil das seelisch nicht ging. Ich wohnte in der Nähe der herrlichen Alsterwiesen, aber da spazieren zu gehen war mir nicht möglich. Ich bekam Zustände, wenn ich all die verliebten Pärchen sah. Ich habe an den Wochenenden mit niemandem gesprochen, nur

geputzt, gelesen und geträumt. Ich war einsam, richtig schwer einsam. Als Theo 1969 als Leiter des Planungsstabes zu Helmut Schmidt ins Verteidigungsministerium nach Bonn ging, bin ich jedes Wochenende mit der Bahn zu ihm runtergefahren und habe ihm den Haushalt gemacht.

Hätte er das nicht selber erledigen können?

Helmut Schmidt hat 20 Stunden am Tag gearbeitet, Theo 18 Stunden. Wann hätte er putzen und seine Hosen bügeln sollen?

Sommer hat 1988 zum dritten Mal geheiratet und wurde mit 58 Jahren zum fünften Mal Vater. Gab es nach ihm Männer in Ihrem Leben?

Ich war 42, als ich mich von Theo getrennt habe. In dem Alter habe ich hoffen dürfen, noch mal jemanden zu finden. Aber nix da. Über die Gründe habe ich viel nachgedacht und bin auch beim Psychologen gewesen, aber der war genauso ratlos wie ich und hat mich wieder nach Hause geschickt.

Hatten Sie Affären?

Ich habe sehr nette Beziehungen gehabt, mal kurz, mal länger, nichts von Dauer. Anfangs dachte ich, die Männer trauen sich nicht an mich ran, weil ich doch sehr von Theo geprägt bin. Ich habe Theo immer noch im Herzen, und dadurch blockiere ich mich selber. Sensible Männer spüren das. Meine netteste Beziehung war ein Mann, mit dem ich toll über Filme und Bücher reden konnte. Nach zwei Jahren fragte er mich: »Sagen Sie mal, Frau Sommer, würden Sie denn auch mal mit mir schlafen?« Da begann eine klasse Zeit. Dieser Mann hat mir sehr über die Wechseljahre hinweggeholfen.

Was ist aus Ihnen beiden geworden?

Der Mann muss inzwischen 90 sein. Irgendwann hörte er auf, sich zu melden. Der wollte nicht mehr. Wenn das Körperliche bei alten Männern nachlässt, müsste die Liebe umso größer werden. Aber Liebe war seine Sache nicht.

Bis zu seinem Suizid im Februar 2015 haben Sie 14 Jahre lang für den Publizisten Fritz J. Raddatz gearbeitet, einen flamboyanten Exzentriker, der nach eigener Auskunft mit rund tausend Männern und 20 Frauen geschlafen hat.

Ich gehöre nicht dazu. Dabei hätte ich gerne mal mit ihm geschlafen.

Warum?

Um ihn zu trösten und das Ewig-Weibliche spüren zu lassen. Ich hatte einen wiederkehrenden Traum: Ich öffne mein wehendes Gewand, und ihm gefällt, was er da sieht. Ich erinnere mich fast nie an meine Träume, aber diesen Traum kann ich bis heute vor meinem inneren Auge abrufen. Raddatz war ähnlich zerrissen und einsam wie Augstein, aber für solche Menschen habe ich ein großes Herz.

In seinem Tagebuch schrieb Raddatz 2009: »Geringer, wenngleich mich erfreuender Trost: das vorzeitige Geburtstagsgeschenk von Sekretärin – pardon: Mitarbeiterin – Heide Sommer.«

Süß. Mir war es schnuppe, wie er mich bezeichnet. Er wusste, was er an mir hatte, und kam oft mit Alltagsproblemen oder heiklen diplomatischen Angelegenheiten zu mir. Seine Einleitung lautete immer: »Frag bei klugen Frauen nach.«

Was haben Sie Raddatz geschenkt?

Eine von mir zusammengestellte Bibliografie mit seinen sämtlichen Büchern, Artikeln, Fernseh- und Rundfunkauftritten der letzten zehn Jahre. Das war etwas, woran er sich delectieren konnte.

Wie haben Sie Ihren Chef angesprochen?

Je nach Stimmung mit Fritz und Sie oder mit Raddatz und Du. Wenn die Stimmung jovial war, sagte ich: »Mensch, Raddatz, kannst du nicht mal...«

Die letzten Jahre haben Sie im Souterrain der Wohnung von Raddatz in Hamburg-Harvestehude gearbeitet. In der Nachbarschaft mokierte man sich über einen Müll container, an den jemand ein extra angefertigtes Schild geklebt hatte, Aufschrift: »Prof. Raddatz«. Wer war das?

Er selber natürlich! Das ist Raddatz, wie er leibt und lebt. Er hatte ein riesiges Ego, aber kein Selbstbewusstsein. Wie soll man bei einer solchen Kindheit auch Urvertrauen entwickeln? Die Mutter starb bei seiner Geburt – »an ihm«, wie er es ausdrückte. Der entsetzlich grausame Vater schlug ihm beim geringsten Vergehen mit einer

Hundepeitsche aus geflochtenem Leder blutige Striemen. Was die Stiefmutter mit dem elfjährigen Raddatz gemacht hat, ist ja bekannt.

Raddatz hat es 2014 im SZ-Magazin so erzählt: »Obwohl ich ein alter Mann bin, habe ich diese Nacht nicht vergessen können. Mein Vater kam mit erigiertem Glied in mein Schlafzimmer, zog mich durch die Verbindungstür ins elterliche Schlafzimmer und führte mich meiner Stiefmutter zu. Mit meinen elf Jahren hatte ich keine Ahnung, was von mir erwartet wurde. Ich hatte das noch nie gemacht, ich hatte noch nicht mal onaniert. Meine Sexualität bestand aus unbegriffenen Ferkelversen aus der Schule und Witzchen, wie die Kinder zustande kommen. Mein Vater führte mir vor, wie man das macht. Sein erigierter Schwanz – riesig in den Augen eines Elfjährigen – war ein entsetzlicher Schock. So was hatte ich noch nie gesehen. Es war eine psychische und physische Vergewaltigung. Heute würde man Herrn Raddatz einen Sexualverbrecher nennen und die Polizei rufen.«

Wir haben über diese Szene geredet, aber da kam nicht viel von ihm. Er genoss wohl mein Mitgefühl, aber an seinen Schmerz wollte er nicht ran. Sein Lebensmotto lautete: »Berühre mich – aber fass mich nicht an!« Ihm nahezukommen war fast unmöglich, weil er seine als Kind erlittenen Verletzungen nie überwunden hat. Ich glaube, selbst für seinen Lebenspartner Gerd Bruns, mit dem er mehr als 30 Jahre zusammen war, waren bestimmte Bereiche tabu. Aus dieser Dunkelzone kam das Tragische an Raddatz: Warum konnte er den Hals nicht vollkriegen mit Lob? Warum musste er jede Schmeichelei von zweitklassigen Leuten vor sich hertragen wie eine Monstranz? Warum litt er darunter, dass die Welt ihn nicht als großen Schriftsteller sah? Es war mir manchmal peinlich, Briefe für ihn zu tippen, in denen es hieß: »Ich kann mich ja nicht mit Günter Grass vergleichen, aber...« Indem er das schrieb, verglich er sich ja schon mit Grass. Wenn er schrieb: »Ich bin zwar kein Nobelpreisträger...«, schielte er nach der höheren Liga. Manchmal habe ich versucht, ihm solche Passagen auszureden, aber da kam ich nicht weit. Tippen muss ich das, was der andere geschrieben haben möchte. Wer das nicht akzeptiert, kann keine Sekretärin sein.

Hatten Sie außerhalb Ihrer Dienstzeiten oft Kontakt mit Raddatz?

Nein, ihn privat anzurufen, das erlaubte man sich nicht. Für ihn wäre das die höchste Form der Störung und Unhöflichkeit gewesen. Eine Ausnahme habe ich am 11. September 2001 gemacht, als die Zwillingstürme einstürzten. Da wollte ich nicht nur ein Fax schicken. Er war gleich am Apparat. Als ich erzählte, was passiert war, fragte er, wann und auf welchem Kanal man das denn sehen könne. Als wäre er aus einer anderen Welt.

»Schenken heißt für mich, einen Menschen zu streicheln«, sagte Raddatz gern. Was schenkte er Ihnen?

Ruinart-Champagner, freundliche Umschläge mit Geld, Pralinen. Und Parfum, immer das gleiche: First. Weil ich die Erste für ihn sei, wie er sagte. Aus seinem Nachlass hat er mir eine afrikanische Holzplastik vermacht, die er mit einer Widmung versehen hatte. Die steht jetzt in meiner Wohnung.

Warum wollte Raddatz sterben?

Aus Angst vorm Tod und weil er merkte, er schafft es nicht, sich innerlich zu glätten. Jede Zurücksetzung, jede Kränkung nagte an ihm, als wäre sie gestern passiert. Ein weiterer Grund war sein körperlicher Zustand. Er hasste seinen Verfall. In unbeobachteten Momenten schlurfte er wie ein Tattergreis vornübergebeugt über den Bürgersteig. Wenn ich das vom Auto aus sah, dachte ich: Jetzt bloß nicht hupen, der fällt tot um vor Schreck. Aber dann fiel mir ein, dass er ja fast taub ist. Wenn ich das Fenster runterkurbelte und ihn ansprach, stellte er sein Gesicht auf hell, reckte das Kinn in die Höhe und nahm Haltung an.

In seinen letzten Jahren klagte Raddatz im Tagebuch über seine rapide zunehmende Schusseligkeit: »Ohne die wunderbar hilfreiche, aufmerksame, sorgfältige Heide Sommer kann ich bald kein Manuskript mehr verabschieden.« Stimmt es, dass Sie seine Texte redigiert und verifiziert haben?

Ja, Fakten und Zitate waren nicht immer seine Stärke. Eigene Texte einkürzen konnte er auch nicht gut. Wenn er sich sprachlich im Bild vergriffen hatte, was öfter vorkam, habe ich ihm Korrekturvorschläge ins Manuskript geschrieben. Er konnte sie

durchstreichen oder ein Häkchen am Rand machen. Das könnte man sich heute alles im Literaturarchiv Marbach anschauen.

Seit wann ahnten Sie, dass Raddatz sterben wollte?

Ich war in seine Pläne eingeweiht und mit den Vorbereitungen befasst. 2011 reiste er in die Schweiz, um zu eruieren, ob einer der Vereine für begleiteten Suizid sich seiner annehmen würde. Ende 2014 sagte er mir, er habe nicht mehr viel Zeit, im Frühjahr sei es so weit. Weil ich dachte, er wolle sich seine geliebte Rhododendronblüte noch einmal gönnen, tippte ich auf Mai. Er schied dann aber schon am 26. Februar aus dem Leben, einen Tag vor dem Erscheinen seines Buches Jahre mit Ledig . Mit diesen Erinnerungen an seine Zeit als Lektor bei Heinrich Maria Ledig-Rowohlt kehrte er zu seinen Anfängen zurück. So schloss sich für ihn der Kreis. Aus seinen Aufzeichnungen geht hervor, dass er Suizid und Buchveröffentlichung genau koordiniert hatte.

Wann haben Sie Raddatz zuletzt gesehen?

Am 20. Februar, einem Freitag. Er hatte mir gesagt, er fahre am Samstag zu einer Geburtstagsmatinee für seinen toten Freund Thomas Brasch nach Berlin und bleibe ein paar Tage. Das Hotel habe ich selber noch für ihn gebucht. In Wirklichkeit flog er am Montag mit einer aus Hannover angereisten Sterbebegleiterin nach Zürich ins Hotel »Baur au Lac«. Nach weiteren Untersuchungen und Arztgesprächen wurden ihm am Donnerstag die tödlichen Medikamente gegeben. Er hat seinen Freitod mit unglaublicher Akribie vorbereitet. Eine Woche vor seinem Tod fragte mich sein privater Hausmeister, was denn mit dem Chef los sei, es seien nur noch drei Flaschen Rotwein im Haus, und er solle kein Kaminholz mehr nach oben bringen.

Wie wirkte Raddatz bei Ihrer letzten Begegnung?

Aufgabenlos, gebrochen, leer, ganz auf sein Ende gerichtet. Als er über den Korridor taperte, wusste etwas in mir: Das ist das letzte Mal, dass du ihn siehst! Ich wollte ihn nicht umarmen, weil er Berührungen hasste, also habe ich hinter seinem Rücken mit meinen Armen einen Sonnenkreis gebildet und ihn gesegnet. Mit dieser Geste wünschte ich ihm Kraft für das, was er vorhatte, sie war mein Abschied. Ich dachte, mach's gut, Kerl, du bist eine absolut einmalige Type. Dann habe ich erst mal ordentlich

geheult. Zwei Tage später wurde mein älterer Sohn Vater von Zwillingen. Von der Entbindungsklinik fuhr ich am Abend um acht zum Haus von Raddatz, weil ich diese Vorahnung hatte. Von der Straße aus konnte ich sehen, dass bei ihm alle Lampen brannten, es war hell wie sonst nie. Er war also keineswegs in Berlin. Ich habe gedacht, der liegt da tot, ruf die Polizei. Aber dann hatte ich einen anderen Gedanken: Du weißt, er will sich umbringen, wie und wann und wo, ist seine Sache, fahr nach Hause. Das habe ich dann gemacht.

Wissen Sie, was in der Wohnung vor sich ging?

Ja. Bruns und ich sind sehr befreundet und offen miteinander. Er hatte Verdacht geschöpft und fand in der Nacht von Samstag auf Sonntag das Flugticket nach Zürich und die Terminvereinbarung mit der Sterbeklinik. Dann haben die beiden Männer den ganzen Sonntag durchgeheult und sich verabschiedet. Am Montag ist Raddatz ins Flugzeug nach Zürich gestiegen und hat von dort aus noch jeden Tag mit Bruns telefoniert, und dieser mit mir. Ich hätte auch selber noch mit Raddatz sprechen können, aber ich habe ihn losgelassen. Am Donnerstag rief Bruns mich an und sagte, heute Mittag ist es so weit, er bekomme einen Anruf, wenn Fritz tot sei. Als ich am nächsten Tag ins Büro kam, lag dort ein handschriftlicher Brief von Raddatz. Auf dem Umschlag stand: »Von dieser Reise kehre ich nun nicht zurück...«

Augstein und Raddatz liegen nur wenige Meter voneinander entfernt auf dem Friedhof von Keitum auf Sylt. Besuchen Sie die beiden öfter?

Nein, Gräber haben für mich keine tiefere Bedeutung. Ich brauche keinen Ort für meine Trauer. Sie ist in meinem Herzen.

Neben Ihrer Arbeit für Raddatz haben Sie von 2006 bis 2009 für Helmut und Loki Schmidt gearbeitet. Wie kam es dazu?

Ich habe die Schmidts kennengelernt, als Theo 1969 für das Verteidigungsministerium arbeitete. Meinen Erstgeborenen habe ich später auf dem Küchentisch des Ferienhauses der Schmidts am Brahmssee gewickelt. Nach der Trennung von Theo gab es zwei Ehepaare, die mir die Treue hielten, eins waren die Schmidts. Als das Bundeskanzleramt 2006 fragte, ob ich in Schmidts Stab eintreten wolle, bestand ich

darauf zu klären, ob man bei der damals noch hohen Arbeitslosigkeit eine Rentnerin einstellen dürfe. Aber da hieß es nur: »Was Schmidt sagt, wird gemacht!« Als ich nach Jahrzehnten zum ersten Mal wieder in das Langenhorner Reihenhaus kam, hatte sich nichts verändert: noch immer dieselbe Teak-Einrichtung, dieselben Bilder, derselbe Flügel – konservative Treue.

Raddatz verabscheute Schmidt und ließ keine Gelegenheit aus, ihn zu verhöhnen.

Und ich musste seine Schmähungen dann immer in den Computer tippen. Vier Tage bei Schmidt in Langenhorn, freitags bei Raddatz: Schizophrenie, lass grüßen. Aber ich war beiden loyal.

Wussten Sie, dass Schmidt jahrzehntelang Affären hatte?

Alle wussten es. Das fing schon Mitte der Sechziger an, als er in Hamburg Innensenator war. Mitte der Siebziger hat Loki sich einmal bei mir ausgeweint.

Noch vor 30 Jahren stand in einem Handbuch für Sekretärinnen: »Geben Sie sich auch optisch so frisch und appetitlich wie der Obstsalat, den Sie servieren.« Wie finden Sie diesen Satz?

Witzig, aber junge Frauen empfänden das heute als eine schwere Beleidigung. Mein Bestreben war, mich hübsch und frisch anzuziehen, charmant und fröhlich zu sein und meine Herren mit Tüchtigkeit zu verwöhnen. Ich habe 27 Jahre immer einen Hund gehabt. Selbst beim Gassigehen war ich nicht ungeschminkt. Wenn ich krank bin und schlecht aussehe, muss der Arzt warten, bis ich wieder präsentabel bin. Man hat doch einen Anspruch an sich selbst.

Haben Sie am Arbeitsplatz geflirtet?

Nein – oder nur sehr wenig. Wenn Günter Gaus beim Diktieren wie ein Tiger durchs Zimmer wanderte und mir ab und zu über den Nacken strich und natürlich bemerkte, wie das auf mich wirkte, dann war das ja nicht meine Schuld. Zwischen 20 und 30 war mir nicht bewusst, wie gut ich aussah. Das habe ich erst sehr viel später auf Fotos gesehen. Ab Mitte 30 hatte ich das nötige Selbstbewusstsein für das Spiel zwischen den

Geschlechtern, aber da war ich eine verheiratete Mutter von zwei Kindern und hörte für einige Jahre auf zu arbeiten. Hätte ich über den Gartenzaun hinweg mit dem Nachbarn flirten sollen? Einer der Nachbarssöhne kam öfter mit Schallplatten vorbei, wenn Theo verreist war. Wir hörten dann Wish you were here von Pink Floyd.

Würden Sie einem Mann zu einer Sekretärin oder zu einem Sekretär raten?

Er soll die Sekretärin nehmen. Frauen sind verlässlicher, einfühlsamer und fürsorglicher als Männer. Ein Sekretär würde seinem Chef niemals das Obst schälen und in mundgerechte Stücke schneiden. Der sucht sich für solche Dienstleistungen eine Frau, die in der Hierarchie unter ihm steht. Bei Feingefühl sind Männer auch nur zweite Wahl. Wenn ich für meine Chefs Einladungen absagen musste, habe ich das mit Worten gemacht, dass der Gastgeber zu weinen anfing, weil mein Chef verhindert war. Auf dieser Klaviatur muss man spielen können, und das können Frauen einfach besser.

Haben Ihre Chefs bemerkt, wenn Sie mit neuen Ohrringen oder neuen Schuhen ins Büro kamen?

Für so etwas hatte nur Raddatz einen Blick. Die anderen haben alle nur feste sich selber gesehen.

Sie sind durch Ihre Chefs eine Spezialistin für eitle Männer geworden. Was fällt Ihnen an dieser Spezies auf?

Dass Erkenntnis nicht immer zu Selbsterkenntnis führt. Raddatz' Eitelkeit zum Beispiel war eine Kompensation seiner Minderwertigkeitskomplexe. Sie resultierte aus Schwäche, und das machte ihn so kränkbar. Das krasse Gegenteil war Helmut Schmidt. Dem quoll seine Selbstherrlichkeit aus den Ohren, und ob er wirklich zu kränken war, wage ich zu bezweifeln.

Kam es vor, dass Sie Ihren Chefs die Meinung gezeigt haben?

Nein, ich halte die Schnauze, aber wenn man mir auf Dauer dumm kommt oder mich ungerecht behandelt, ertrage ich das nicht und packe meine Sachen.

Fühlten Sie sich von Ihren Arbeitgebern angemessen bezahlt?

Nein, denn ich habe ja das Leben meiner Chefs mitgelebt, statt um 18 Uhr den Griffel fallen zu lassen. Nur das Bundeskanzleramt hat mich für meine Arbeit bei Schmidt gut bezahlt.

Hätten Sie gern mal für eine Frau gearbeitet?

Ach Gott, ach Gott, Sie meinen so von Schwester zu Schwester? Nein. Ich habe mal für eine Frau gearbeitet, deren Firma Geld von Frauen anlegte. Die fand ich so affig und lächerlich in ihrem Getue, dass ich da ganz schnell wieder aufgehört habe, ehe es zwischen uns zum Krach kommen konnte.

Sind Sie eine Männerfrau, die mit Frauen nicht kann?

Überhaupt nicht. Ich habe großartige, lebensbegleitende Freundinnen, von Gretchen Dutschke über Bettina Röhl bis zu Pamela Biermann.

Ihr derzeitiger Chef Klaus von Dohnanyi, ehemals Bundesminister für Bildung und Wissenschaft und Erster Bürgermeister von Hamburg, ist 89. Empfinden Sie es als belastend, meistens mit betagten Herrschaften zu tun zu haben?

Nein, sie durchziehen mein Leben von Anfang an. Ich kann alte Männer verstehen, ich kann sie bedienen, ich kann sie glücklich machen. Viele Künstlerkollegen meiner Eltern waren alte Menschen, und in der Zeit mit Theo habe ich Herbert Weichmann, Carlo Schmid und Herbert Wehner erlebt und zugesehen, wie Greta Wehner ihrem zuckerkranken Stiefvater und späteren Ehemann drei Löffelchen Hüttenkäse mit Kiwi servierte. Das sind Bilder, die mich geprägt haben. Ich hätte auch nichts gegen einen älteren Freund. Ich kenne Frauen, die sich vor alten Männern ekeln. Das tue ich nicht.

Was haben Sie über das Glück gelernt?

Dass es unglücklich macht, dem Glück hinterherzulaufen. Glück kann man nur durch Verdienst erlangen. Wer sich nicht einsetzt, wird mit einer schalen Grundstimmung und wenig Selbstwertgefühl durchs Leben gehen. Ich übersetze seit vielen Jahren Bücher aus dem Englischen ins Deutsche. Mein größtes Projekt waren die fünf Romane des Alterswerks von Henry Roth. An denen habe ich insgesamt sechs Jahre gesessen. Diese Leidenschaft macht mich glücklich. Leerlauf würde mich krank machen. Was aber das

Glück mit Männern angeht, so ist mein Fazit zwiegespalten. Mein Leben war voller Männer, aber ohne Mann. Die vielen anderen haben den einen ja nicht ersetzen können.

Nach mehr als 50 Jahren im Maschinenraum des deutschen Medien-, Politik- und Kulturbetriebs: Bleiben große Männer groß, wenn man sie aus der Nähe beobachtet?

Ach, was ist denn schon Größe? Ich bin jetzt 76. Im Rückblick auf das eigene Leben fragt man sich nicht, welche Menschen groß waren. Wichtig ist, dass man eine liebevolle Verbindung hatte, wie ich zu Augstein und Raddatz. Bei beiden habe ich durch gedankliche Osmose gespürt, was sie in ihrem Innersten bewegt und was sie ausbrüten. Welche Frau kann das schon über ihren Ehemann sagen?

Alles auf Nichts

Trabrennen sind Zeitreisen: Zurück in ein Früher, als das Leben einfach war. Mal gewinnt der und mal gewinnt die. Aber einer, einer gewinnt nie. Genau den hat unser Reporter begleitet

Von Moritz Herrmann, JWD, 01.08.2018

Es gibt Wahnsinnsgeschichten. Geschichten, bei denen ein vom Leben stetig Verprügelter noch mal aufsteht, sich stemmt gegen all die finsternen Mächte, gegen alle Widrigkeiten, gegen sich selbst und das, was man wohl sein Schicksal nennen muss, und am Ende obsiegt. Geschichten, die verwundert auf ihre eigenen Wendungen blicken, auf das ungeplant Passierende, was aber aus einer normalen Recherche eine unnormale Begleitung machen kann, eine glückliche Wette, an deren Ende man mit Staunen feststellt: Ich war dabei, als sich dieser Mensch, der von unten kam und unten hätte bleiben sollen, nach oben gekämpft hat. Nun, dies ist keine dieser Geschichten.

Joachim Hay steht vor dem Stall und raucht seine Hoffnung auf Lunge. Selbst gedreht, mit Filter. Blickt in einen leeren Himmel. Fette, gnadenlose Sonne. Bei so einer Hitze gehen die Menschen ins Freibad, nicht zum Trab. Aber auch gut. Wenn Hay sich blamiert, braucht er kein Publikum, das lacht. Noch drei Stunden. Er könnte allen zeigen, wie falsch sie in ihrem Urteil über ihn und Bibi gelegen haben. Aber Hay weiß selbst nicht, ob er daran glauben soll. Er drückt die Zigarette tot und blättert im Heft, das alle Starter vorstellt. Starkes Feld, brummt Hay, ein Maisonntag, Trabrennbahn Bahrenfeld, Hamburger Westen. Im Heft die Spalte: Joachim Hay, vier Starts dieses Jahr, kein Sieg, 49 Starts gesamt, ein Sieg. Erfolgsquote zwei Prozent. Kein männlicher Fahrer im Starterfeld hat weniger. Er schüttelt den Kopf, wirft das Heft in den Staub. Weiß er alles, nächste Zigarette, weiß aber auch, dass es knapp war, manchmal. Hay lag

in Gelsenkirchen vorn, dachte, er könne gar nicht mehr verlieren, da, die Linie, endlich, endlich, dachte er, noch zehn Meter, ein Hengst schloss auf, Bibi sprang ihm weg, disqualifiziert. In Berlin winkte die Jury sie nach 50 Metern raus. 300 Kilometer hin, 300 zurück, 50 Meter Rennen. Drei Fehler in vier Starts dieses Jahr.

Hoffnung, was ist denn schon Hoffnung? Hoffnung ist, wenn dein Herz den Kopf belügt. Wenn eins plus eins drei ergibt. Hoffnung ist groß. Hoffnung ist doch scheiße. Hoffnung ist das Einzige, was Hay hat.

Joachim Hay, Hamburger Junge, ist Dachdecker, jeden Tag, bei Sonne, bei Regen, auf die Schindel. Trab, sagt Hay, ist mein Hobby. Trab, sagt er, wird mein Grab. Er steht am Stall, ein Enddreißiger, sehniger Körper, Greifvogelgesicht, rasierter Kopf, die Maloche hat den Rücken gerundet, der Trab auch. Warum tut so einer sich das an, das Verlieren, das Anreisen, die Kosten, die Häme? Einfache Antwort: Weil einer nicht aufhören kann, hat einer ja oft überlegt, aber wie denn und was dann? Schwierige Antwort: Weil einer hofft, siehe Hoffnung, dass es doch noch mal besser wird, er besser wird, sein Pferd besser wird. Weil einer, der nur verliert, zum Giganten wird, wenn er doch mal gewinnen sollte. Weil ein Sieg von ihm größer wäre als hundert Siege der anderen.

Über das einzige Rennen, das er mal gewonnen hat, redet Hay nicht. War auf einem anderen Pferd, einerseits, der erste Platz, andererseits, erinnert ihn an alle Male, die er nicht Erster wurde, sondern Siebter, Achter oder disqualifiziert. Sein einziger Sieg ist kein Ansporn, er ist eine Last. Ein Irrtum, den sich Hay nicht mehr erklären kann. Und Bibi hört man wiehern.

Sie steht im Stall hinten rechts, fernab der anderen, kein Hengst in der Nähe. Bibi von Haithabu, sieglose Stute, mag keine Hengste oder mag sie zu sehr, wird jedenfalls nervös, wirft den Kopf, den Fokus weg. Die Box heute ist die erste Voraussetzung für ein Wunder. Über seine Niederlagen kann Hay lachen, aber es ist ein düsteres Lachen. Ein Husten. Darüber, dass der Trab geworden ist, was er geworden ist, und er deshalb nichts mehr wird in diesem Trab. Früher waren die Ränge voll, und gewettet wurde, mein Gott, früher war das ein verdammtes Eldorado hier. Die Menschen warfen mit Geld um sich,

gab doch genug, musste raus, damit es reinkommt, und die Tribüne platzte, 80 000 Leute, Rausch, Spektakel. Früher war Trab- noch Volkssport, viele hielten sich Pferde, und viele traten an. Heute sind Leute wie Hay, die sich einen Traber zum Hobby halten, selten. Die überlebenden Rennbahnen wollen namhafte Fahrer, ein Mindestpreisgeld ist ihre Startvoraussetzung, die solide Ausschüttung das Lockmittel. Wer schon ins Geld gefahren ist, kriegt noch mehr Geld. Amateure wie Hay kommen zu kurz, also gar nicht ins Rennen, und sind sie doch mal dabei, dann ohne Chance. Denn die anderen fahren Edeltraber, fantastisches Blut, Siegerlinien, für hohe Summen erstanden. Die Züchter verkaufen an erfahrene Trainer, starke Fahrer, an die, die sie kennen, Erstzugriffsrecht für Fohlen inklusive. Fahrer wie Hay kriegen Pferde wie Bibi.

Ich kann mir kein Tier für 100 000 Euro leisten, ich muss Bibi nehmen, wie sie ist, und wie sie ist, weiß man nie vorher, kann so oder so sein, knurrt er. Klar, man kann auch Glück haben. Züchtung funktioniert über Geschick, Können, Wahrscheinlichkeit, Fürsorge, und auch über Glück, die Natur hat noch nicht auf industrielle Fertigung umgestellt. Aber Hay hatte noch nie Glück. Er geht einen Filterkaffee im Container zapfen und damit also zum ersten Mal heute unter Leute, hinein in diese Traberwelt, von der er gesagt hat, dass er sie liebt, aber von der angenommen werden muss, dass sie ihn nicht in gleichem Maße zurückliebt.

Mit Eldorado hat das nicht mehr viel gemein, mit moderner Gegenwart aber noch weniger. Man ist auf perfideste Weise zwischen den Zeiten hängengeblieben. Ästhetisch konservierte Spätachtziger, minus Andrang, plus Smartphone. Trab war immer der Pferdesport der kleinen Leute, während die Bonzen, Pfeffersäcke und Alsterreichen einmal im Jahr ihren Porsche zum Galoppderby ausfahren, um kaviarkauend über Aktien, Yachten und Botox zu diskutieren. Galopper sind Wertanlagen, die Traber stammen von Bierkutsch- und Schlittenpferden ab. Im Oval, durch das Hay pflügt: ganz viel Lederblouson, viel Schnurrbart, der hier aber Schnobbi heißt, Kämmen in den Arschtaschen und die Frauen mit Strass am Top und Stress im Gesicht, weil das Holsten auf die Kunstnägel schäumt. Bier, Wurst und Platzwette, die heilige Dreifaltigkeit des Trabens. Selbst die Fahrer dürfen bis 0,2 Promille haben, was besser als nichts ist, aber weniger als einst, da fielen Starter auch mal besoffen vom Sulky. Männer in ihren

schlechtesten Jahren, aber bestens gelaunt, feine Kerle, Augenringe bis ans Kinn. Als Konsensgemüts-tier aller der Dackel, also nach dem Pferd, versteht sich. Spürbar auch der stoische Fatalismus, mit dem die Übriggebliebenen herpilgern, im Wissen, dass diese Bahn, ihre Bahn, untergehen muss, wohl 2020, wenn die Stadt Wohnungen auf das Oval baut. Ähnlich darin den Touristen, die zum Great Barrier Reef fliegen, nur dass es da wohl ein bisschen bunter zugeht. Auf der Trabrennbahn ist alles vor allem beige, bisweilen lederfarben. Manche Häute zum Beispiel, aber eben nicht aus solariumaffiner Eitelkeit, sondern weil hier eine Generation in der Sonne steht, die noch nie daran geglaubt hat, dass der UV-Schutz hilft. Was garantiert hilft: Rothhändle, mit Zitterfingern geascht in den Topf der Yucca, die im Wettcontainer verwelkt, obwohl sie aus Plastik ist. Falls man es bis hierher schafft, durch das anekdotische Dickicht, das die Stehtische umwuchert. Alter, weißte noch. Das war ein Pferd. Ich sach dir jetzt mal was. Noch ein Kleines? Mach mal zwei Große. Viel Prost, wenig Mahlzeit und nur Vornamen. Der Erwin, der Martin, die Rita, die Gitti. Und natürlich der Joachim, der Hay, der den Gesprächen lauscht, ohne mitzureden.

Alle stellen sie plötzlich das Plaudern ein, als ein Mann vorbeitrabt, um seinen Hengst Hector di Quattro aufzuwärmen: Rudolf Haller, Legende zu Lebzeiten. Republikweit Rudi gerufen, also Ruuuudi, und wenn man ihn ruft, bayert Ruuuudi zurück, was Deftiges, Kluges, irgendeinen Klasesatz, den man sich einrahmen will, weil Haller ist ein Trabstar, 11 183 Rennen, 2098 Siege, Ruuuudi, König der Traber, der Sulky sein Thron. Und Joachim Hay hat sich im Trubel um den König weggeschlichen, zurück zum Stall.

Will Hay den Haller irgendwann schlagen, was undenkbar erscheint, muss er mit Bibi eine Zeit um 1:16 Minute traben, sind sich die Experten einig. Im Trab ist die Kilometerzeit der Leistungsmaßstab, der Durchschnitt für 1000 Meter. Als der Sport entstand, erst in den Staaten und danach in Europa, lag sie bei 2:06 Minuten, exakt gemessen 1806. Heute traben die besten Pferde den Kilometer in einer Minute und zehn Sekunden, sie sind knapp 50 km/h schnell, nicht viel weniger als die Galopper, die bis 65 km/h schaffen. Aber Bibi und Hay eine 1:16? Die Taschenkammkibitze im Clubheim müssen doch recht herzlich lachen, als man diese Ungeheuerlichkeit zur Debatte stellt. Es sei ja nicht nur Kentucky Bo, das Pferd vom Hallerrudi, dem sie heute entlaufen müssten.

Da sei auch Arendelle, die von Christoph Pellander angetrieben wird, dem üppig gegelten NDR-Moderator, der sich schon Amateurmeister nennen durfte. Rekordhalter Andreas Schwarz auf Sansibar Diamant, ehemdem irrsinnige 200 Siege in einem Kalenderjahr. Die jungen Matzky-Zwillingsschwestern, die ehrgeizigsten Talente der Branche. Und, nicht zu vergessen, Sarah Kube auf Navy Blue! Nein, man ist sich einig: Hay und Bibi ohne Chance.

Joachim Hay sitzt, neue Zigarette, im Fahrerraum am Stallende, der Backstagebereich des Trab, aber einer, den Groupies nicht für Geld betreten würden. Es riecht nach Staub, Fußschweiß, Kölnischwasser. Er hat den Sulky verschraubt. Andere Starter sind mit Team angereist, mit Trainer, Masseur, Arzt, Assistentinnen, andere lassen machen. Hay macht alles selbst. Einzelgänger, Wortsparer. Selbst wer ihm näherkommt, kommt ihm nicht nah. Er starrt in die winzige Röhre, über die das erste Rennen flimmert. „Fahren die langärmlig?“, fragt er den Fernseher, aber der Fernseher antwortet nicht. Hay wählt kurze Ärmel, keine Jacke. Am Bizeps spannt ein Tribal. Mit seiner weißen Schutzhose und dem blau-roten Shirt sieht er aus wie Evel Knievel, der Stuntmanheld aus Amerika. Nur dass Hays ewiger Stunt das Hinterherfahren ist. Er bricht sich nichts, aber vielleicht bricht es ihn, irgendwann. Hay seufzt sich aus dem Plastikstuhl hoch, was hilft Trübsal jetzt, er muss die Proberunde fahren, hopp, Bibi, brummt er, am Zaum ins Licht.

Bibi von Haithabu ist nicht Hays erstes Pferd, er hatte davor andere. Haben auch nicht funktioniert. Die eine war zu alt, der andere zu launisch, der danach hatte Talent, aber dann leider auch Arthrose. Hay kauft, fährt, verstößt. Liebe auf Raten, in jeder Hinsicht. Das Dachdeckergehalt, nur damit, wie soll das gehen? Er müsste mal richtig fett absahnen. Ist keine Sucht, ist eine Seuche, sagt er. Hay wohnt nicht weit vom Oval, Osdorf, Brennpunktviertel. Jede Fahrt auf die Weide als Erholung. Hay will dem Alltag davonfahren, aber womöglich ist Bibi auch dafür zu langsam? Dabei pulsiert in ihrer Linie gutes Blut. Hedda von Haithabu, die Mutterstute, lief stark, Kjeld von Haithabu hält den Saisonrekord der Dreijährigen, Orkan von Haithabu, jüngster Verwandter, wird ein Irrsinnshengst, glauben alle. Vielleicht kein Greyhound, nein, aber bitte, einen zweiten Greyhound wird es sowieso nicht geben! Greyhound, Schnellster der Schnellen,

Schimmelwallach aus Kentucky, 1932 ins Stroh geboren, stellte 40 Weltrekorde auf, gewann die größten Rennen, trabte alle Konkurrenten in Grund und Boden.

Hay hat bei der Aufwärmrunde sogar ins Publikum gewinkt. Bibi läuft glatt, rund, ruhig, doch, orakelt er, heute geht was. Habe es im Gefühl. Stunde noch. Halbe Stunde noch. Viertelstunde noch. Zigarette, Zigarette, Zigarette. Hay bindet Bibi im Stall an, links und rechts, strafft ihre Zügel, zäumt noch ein Loch enger, prüft die Kniebandagen, die Hufe, kein Wort, kein Wiehern. Vom Oval her der Kommentator, der das Feld vorstellt, über Hay erst ganz am Ende: „Und nicht zu vergessen, Bibi von Haithabu, tja, da wollen wir einfach mal hoffen, dass heute ein bisschen Glück mit reinspielt für die beiden.“ Das Mitleid trieft aus den Boxen. Hay kneift seine Augen zusammen.

Glück?

Noch zwei Minuten.

Noch zwei Minuten auch für die Wetter, die sich jetzt wild an den Tresen drängeln, Scheine bekritzeln oder, wenn sie falsch gekreuzt haben, dem Personal ihren Tipp zuschreien. Fünf Euro auf Arendelle! Sansibar mit acht Euro in den Plätzen! Bo auf die Eins, Navy auf die Zwei, Zehner, mach schon! Schnell! Schneller! Von den Monitoren flimmern die im Sekundentakt umschlagenden Quoten herab, kristallisieren sich Favoriten heraus. Niemand setzt auf Hay. Seine Quote ist bei 999:10 eingefroren, eigentlich beträgt sie sogar 1032:10, wird der Wettboss später erklären. Vierstellig können sie nicht mehr anzeigen. Hays Chancen sind schlechter, als es die Tafel erlaubt.

9616,59 Euro werden bis zum Start auf Rennen vier gewettet, aber kein einziger verdammter Euro auf Hay. Was auch bedeutet, dass er sich selbst reich machen könnte: Ein Fahrer darf auf den eigenen Sieg wetten, das ist ihm erlaubt. Für zehn Euro Einsatz gäbe es bei Sieg Bibi exakt 1032 Euro Auszahlung. Aber nicht mal Joachim Hay setzt auf Joachim Hay.

Und dann beginnt der Sirtaki, dröhnt aus den Lautsprechern der Bahn. Die Pferde in Reihe hinter den ausgeklappten Planken des Startwagens, wochenlange Vorbereitung, auf 2200 Meter zusammengeschnürt. Hay innen links, das Gesicht eine Maske. Aus dem Gras in der Stadionmitte steigt ein Falke auf, als habe selbst er Angst, ein Wunder zu

verpassen. Der Wagen beschleunigt weg vom Feld, klappt die Planken ein, das Rennen ist frei. Bibi läuft gut mit, bockt nicht, muss nicht durchpariert werden. Steinmehl spritzt. Erste Disqualifikation, Bibi ist es nicht. Das Feld streckt sich wie ein langer Tropfen, der vom Hahn hängt. Bibi fällt zurück, kämpft, gestreckter Hals, geblähte Nüstern. Jetzt muss sie kommen, wann sonst, verdammte Hölle? Hay drischt die Peitsche. Bibis Flanke dampft. Letzte Kurve. Schaum am Maul. Der Moderator schreit wie ein orgiastischer Opus-Dei- Priester, schreit Namen, die gar nicht nach Haithabu klingen. Auf der Zielgeraden halten Hunderte ihre Wetzettel ins Licht, erigierte Arme der Verzweiflung. Vorn trudeln die Ersten ein, hinten bricht Bibi aus, aber weil der Ausgang deutlich ist, macht sich die Jury nicht mal die Mühe, sie zu disqualifizieren. Joachim Hay, der ein Wunder gebraucht hätte, wird Zwölfter von Zwölfen.

Sie traben durch bis zum Stall. Kriegen Tröstendes zugerufen. Der letzte Aufrechte. Der aufrechte Letzte. Hay steigt aus dem Sulky. Er schwitzt, aber vielleicht weint er auch einfach nur aus der Stirn, damit es keiner mitbekommt. Hay, der wenig sagt, sagt: tja, Scheiße. Bibi wird gewaschen, gekämmt, gesalbt. Vom Vormittagsoptimismus ist nichts geblieben, nicht mal ein Streicheln. Ich konnte nicht weg, hebt Hay an, am Start vom Auto ausgebremst, und dann hingen wir fest, da war, er spuckt aus, gar nichts, keine Lücke, vielleicht hätte ich mehr Gas geben müssen, vielleicht wäre sie galoppiert, ich weiß nicht, er schluckt, die waren zu schnell. Vielleicht sollte ich das alles sein lassen. Vielleicht sollte ich aufhören. Er verstummt.

Drüben, an der Haupttribüne entlang, paradiert Franz Klein auf Pepper K. L., der strahlende Sieger. Die instinktsicheren Wetter lassen sich auszahlen, umschwirrt von rumänischen Bettelkindern, die ein paar Cent vom Gewinn wollen. Der Moderator überreicht im Halbrund des Winner's Circle absolut ernst einem Besucher, der irgendetwas richtig geschätzt hat, eine Balkongeranie im Tontopf. Aber all das kriegt Hay schon nicht mehr mit. Er ist verschwunden und taucht erst vier Wochen später wieder auf.

Auf einer grünen Koppel in Alveslohe, hoch im Norden, links der A7. Flach ist das Land hier, groß die Liebe der Menschen zu ihrem Tier. Joachim Hay steht an einem Zaun und pfeift und lacht. Hier, bei Trainerroutrinier und Gutsbesitzer Manfred Walter, stellt er seine Pferde unter, seit jeher. Weiter unten, hinter den Gattern und Ställen, hat Walter

eine Bahn aus Sand und Gras aufgeschüttet, da können seine Fahrer trainieren. Walter, ein kumpeliger Turboredner, gleicht Hays Schweigen aus. Vielleicht passt es deshalb ganz gut mit den beiden. Der Joachim, sagt Walter jetzt, hat die Bibi zu oft beschlagen, mal das Eisen, dann das Eisen, das funktioniert nicht. Das ist, wie wenn ich tausend Paar Schuhe kaufe, aber ich kann am Ende doch nur eins tragen, verstehste?

Hay sitzt neben dem Trainer, er wirkt abwesend. Starrt auf die Weide, zu seinem Pferd. Seiner Bibi. Bibi sieht anders aus heute. Ist schmaler geworden, auch muskulöser. Ruhiger, der Blick ganz fest. Und ihre Mähne glänzt im Abendlicht – aschefarben? Das ist nicht Bibi von Haithabu.

Das ist Erik, sagt Hay da, mit einem gigantischen Grinsen. Mein Neuer. Ein Jahr noch, sagt er, dann ist der Erik bereit. Er hat Bibi bei seiner Freundin in Dinklage in Pflege gegeben, vielleicht kriegt die sie ja hin. Es klingt nicht, als würde ihn das noch groß was angehen. Aber der Erik, sagt Hay noch mal, das wird einer. Ganz bestimmt. Guckt. Grinst.

Joachim Hay ist ein bisschen verliebt.

Joachim Hay hört ganz bestimmt nicht auf.

Neues Pferd, neues Glück.

Glück?

Hoffnung.

Seine Experimente sollten helfen, Parkinson und Demenz zu heilen

Dann geriet der Tübinger Hirnforscher Nikos Logothetis, der als Anwärter auf den Nobelpreis galt, ins Visier von radikalen Tierschützern

Von Moritz Aisslinger, Die Zeit, 30.05.2018

Als sich Nikos Logothetis am Abend des 10. September 2014 vor den Fernseher setzte und den Sender RTL einschaltete, ahnte er, was er gleich zu sehen bekommen würde. Das Fernsehmagazin Stern TV hatte einen Beitrag über Tierversuche angekündigt. Tierversuche, die er, Logothetis, der weltberühmte Hirnforscher, durchführte.

Was er nicht ahnte, war, dass er in den Wochen und Monaten danach Todesdrohungen bekommen sollte, Strafanzeigen, Herzprobleme. Dass er, der gerade noch für den Nobelpreis gehandelt wurde, gezwungen sein würde, seine Forschung aufzugeben, seine Affen, sein Lebenswerk.

Es war ein milder Spätsommerabend, Logothetis, 67, saß in seinem Haus, beschaulich gelegen auf einem Hügel in Tübingen, zu seinen Füßen leuchtete die Stadt, noch herrschte Ruhe.

Dann begann auf RTL die Sendung.

Die Bilder erschienen Logothetis vertraut, und doch ganz fern. Aufgenommen worden waren sie im Nachbargebäude, keine 50 Meter von dem Ort, an dem er gerade saß. Dort, im Max-Planck-Institut für biologische Kybernetik, das er leitet, betreibt Logothetis Grundlagenforschung. Er untersucht, wie die Strukturen des Gehirns

miteinander kommunizieren. Die Fachzeitschrift Nature nannte ihn einmal den Maestro of Minds.

In dem Fernsehbeitrag trat ein Mann in Kapuzenpullover auf, das Gesicht abgewendet. An der Stimme erkannte Logothetis jedoch sofort seinen ehemaligen Mitarbeiter, den Tierpfleger P., der sich im vergangenen Jahr im Labor um die Versuchstiere gekümmert hatte, 42 Makaken. Doch im Beitrag wird P. nicht als Tierpfleger, sondern als Tierschützer vorgestellt, der sechs Monate undercover im Institut für biologische Kybernetik gearbeitet und dabei für den Verein Soko Tierschutz heimlich Filmaufnahmen angefertigt habe.

Die Aufnahmen, unterlegt mit düsteren Klängen, sind verstörend. Ein Affe sitzt mit kahl geschorenem Schädel in einem trostlosen Käfig, kurz zuvor wurde ihm ein Implantat in den Kopf gepflanzt. Die Narbe ist noch frisch, rötliches Wundsekret läuft ihm über das Gesicht. In einer weiteren Sequenz beugen sich zwei Wissenschaftler über einen toten Affen, der auf einem Operationstisch liegt, und schneiden ihm den Körper auf. Danach legen sie die Leiche in einen blauen Plastiksack. Der Beitrag endet mit der Affendame Stella, halbseitig gelähmt stolpert sie unkoordiniert in ihrem Käfig umher. Sie erbricht weißen Schleim. Tierschützer P. erzählt aus dem Off, Stella solle noch einem »Endversuch« unterzogen werden, danach werde sie getötet. Die Kamera fokussiert Stellas Gesicht, man sieht ihren offenen Mund, ihre weit aufgerissenen braunen Augen.

Für die Öffentlichkeit ist er ein Tierquäler – er versteht die Welt nicht mehr

Als Nikos Logothetis den Fernseher ausschaltete, war er wütend, Angst hatte er jedoch keine. Die Aufnahmen, ja, sie stammten aus seinem Institut, aber sie waren, so fand er, böswillig zusammengeschnitten. Niemand würde ernsthaft glauben, dachte Logothetis, dass dies den Alltag in seinem Labor zeige. Er schlief ein mit dem ruhigen Gewissen, die Sache werde sich ohne viel Aufhebens erledigen.

Er irrte.

»Gequälte Tiere! Kritik am Max-Planck-Institut wegen Versuchen an Affen«
(Bild, 11. 9. 2014)

»Sirenengeheul gegen Affenversuche. Gut 1000 Menschen protestierten am Samstagnachmittag in der Tübinger Innenstadt gegen Versuche mit Affen am hiesigen Max-Planck-Institut« (Schwäbisches Tagblatt, 21. 9. 2014)

»Der Konflikt um die Tierversuche am Max-Planck-Institut in Tübingen eskaliert. Wird der weltbekannte Institutsleiter gehen?« (FAZ, 15. 1. 2015)

»Hausdurchsuchung im Max-Planck-Institut« (taz, 30. 1. 2015)

»Endlich! Affen in Tübingen müssen nicht mehr leiden. Das Max-Planck-Institut hat seine Versuche an Affen nach anhaltender Kritik von Tierschützern eingestellt.« (Bild, 19. 4. 2017)

»Gegen Nikos Logothetis wurde Strafbefehl wegen Tiermisshandlung erlassen.« (Deutsche Welle, 20. 2. 2018)

1308 Tage sind vergangen, seitdem Nikos Logothetis ruhig einschlieft – und in einen Albtraum geriet, aus dem er bis heute nicht aufgewacht ist. Er sitzt an einem sonnigen Apriltag in seinem Büro, ein kräftiger Mann mit vollem Haar und dunklem Bart, er ist aufgewühlt, weiß nicht, wo er anfangen soll. Er sagt: »Ich verstehe das alles nicht.«

Dabei scheint die Sache klar. Für die Öffentlichkeit ist Logothetis ein elender Tierquäler, der zu fragwürdigen Forschungszwecken wehrlose Affen folterte. Die Staatsanwaltschaft ermittelte gegen ihn. Und die Max-Planck-Gesellschaft, unter deren Dach er arbeitet, hat ihn abgestraft, indem sie ihn bis auf Weiteres keine Tierversuche mehr durchführen oder anleiten lässt.

Fall geklärt? Nicht ganz. Spricht man mit Menschen, die mit Logothetis' Forschung vertraut sind, entsteht auf einmal ein anderes Bild.

Der renommierte Forscher Kuno Kirschfeld, jahrelang Gutachter in der für Logothetis zuständigen Ethikkommission für Tierversuche, sagt: »Nikos hat sich nie etwas zuschulden kommen lassen. Er arbeitete immer nach höchsten Standards.«

Tübingens Oberbürgermeister Boris Palmer findet: »Ich habe Logothetis und sein Team als geniale Forscher kennengelernt, die Wissenschaft auf höchstem Niveau

betrieben haben.« Und selbst der eingeschleuste Tierschützer P., der den Skandal auslöste, räumt mittlerweile ein: »Ich habe Logothetis nicht als jemanden wahrgenommen, der Tieren aus bösem Willen Schmerzen zufügt.«

Wie ist das zu erklären?

Logothetis wippt unruhig in seinem Sessel, er wirkt unschlüssig, ob er reden soll oder doch lieber schweigen. »Vielleicht schreiben Sie danach auch, dass ich ein Arschloch bin«, sagt er mit rauer Stimme und griechischem Akzent. Er lehnt sich zurück, beugt sich wieder vor, zögert, sagt: »Entschuldigen Sie! Es war viel in den letzten Jahren.«

Die Deutschen diskutieren vernünftig, denkt er. Er weiß nicht um ihr Verhältnis zu Tieren

In den Tagen nach dem ersten Beitrag – in den kommenden Monaten folgten noch weitere Stern TV- Filme zu dem Fall – schickten ihm Menschen E-Mails, in denen stand, er sei der »Josef Mengele unserer Tage«, man werde ihn töten, er solle das »Gebäude nur mit Sturzhelm verlassen. Unsere Eisenstangen sind sehr schmerzhaft.« Als Logothetis zum Friseur ging, winkte man dort ab: »Wir schneiden Kriminellen nicht die Haare.«

Er weiß, wie emotional Menschen werden können. Er ist Grieche. In Deutschland aber, hatte er geglaubt, setze sich in Debatten am Ende immer die Vernunft durch. Da wusste er noch nicht um das Verhältnis der Deutschen zu den Tieren.

Manchmal sind es absurde Debatten, die das Land führt, wie kürzlich, als Chico durch die Schlagzeilen jagte, ein Kampfhund, der seine zwei Besitzer zerfleischt hatte und doch Unterstützung von Hunderttausenden erfuhr, die ihn vor dem drohenden Tod bewahren wollten. Manchmal sind es notwendige Debatten, die auch in der ZEIT stattfinden, wie jene über das Elend in einigen Mastzuchtanlagen und Schlachthöfen. Aber bei kaum einem Tier-Thema reagieren die Menschen so empfindlich wie bei Experimenten an Affen. Sind diese Tiere uns nicht viel zu nah, sind sie nicht zu eng mit uns verwandt, als dass wir an ihnen herumexperimentieren dürften? Ist das nicht unmoralisch?

Bilder von Affen mit Drähten im Kopf und großen Augen im so menschenähnlichen Gesicht werden leicht zu Waffen, derart gewaltig, dass sie Argumente im Ansatz erledigen können, und manchmal auch Menschen.

Nikos Logothetis tritt aus seinem Büro, er will eine Führung geben durch die Ruinen seines Labors. Er geht über den Institutsflur, vorbei an Räumen, die aussehen, als hätte sie jemand über Nacht geplündert. Kabel hängen aus den Wänden, ein paar Tische stehen quer im Raum, Bildschirme verstauben. Ansonsten: Leere. Hier wurden die Tests mit den Affen gemacht. Früher funkelte in diesen Räumen neueste Technik, regelmäßig beäugt von neidischen Hirnforschern aus aller Welt. Der Stanford-Professor William Newsome nannte das Labor den »Tadsch Mahal der Primatenforschung«. Seit einem Jahr verwildert es.

Am Ende eines Ganges öffnet Logothetis eine Schiebetür. Dahinter liegt, stolz und verlassen, ein voll funktionsfähiger Operationssaal. In der Mitte ein kleiner Behandlungstisch, darüber eine OP-Leuchte, es gibt eine Patientenschleuse, einen Vitaldatenmonitor, ein Großmikroskop, Infusionspumpen, steriles Operationsbesteck. Man könnte hier problemlos ein Kind operieren. Logothetis operierte auf dem Behandlungstisch seine Affen. Er setzte ihnen unter Vollnarkose Implantate ein oder transplantierte ihnen Ableitkammern in den Kopf, um darüber Mikroelektroden in das Affenhirn einführen zu können. Danach begannen die Versuche.

Bittet man Logothetis, zu begründen, wofür die gut waren, strahlt er, dankbar, sich endlich erklären zu dürfen. Seine Anspannung verfliegt. Er fängt an, über funktionsspezifische neuronale Netzwerke zu sprechen, über Aktionspotenziale und Feldpotenziale, über inhibitorische und exzitatorische Synapsen. Voller Faszination macht er sich auf in die Untiefen des Gehirns, rast vielmehr hinein und vergisst auf dem Weg, zurückzublicken, die Hand zu reichen, damit man folgen kann. Für Tierschützer, die gegen einen solchen Vortrag das Foto eines Makaken mit Elektroden im Hirn in die Höhe halten, ist so jemand ein leichter Gegner.

Francis Crick, Entdecker der DNA und seitdem Legende, sagte einmal über Logothetis: »Nikos ist ein extrem intelligenter Mensch, vielseitig, äußerst fleißig, sehr

gründlich, und er versteht sehr genau, was er tut.« Es anderen zu erklären fällt Logothetis dagegen schwer, und vielleicht konnte die ganze Sache nur aus diesem Grund so groß werden.

Seine intellektuelle Überlegenheit ist manchmal eine soziale Unterlegenheit. Das zeigte sich schon in den sechziger Jahren, als Nikos, ein Wunderkind, in Istanbul aufwuchs. Seine Familie lebte als Teil der griechischen Minderheit in der Türkei. In der Schule schloss er jede Klasse mit Bestnoten ab, mit elf las er, während die anderen Jungs Fußball spielten, Physikbücher, mit zwölf Chemiebücher, mit 13 stellte er Nitroglycerin her. Nebenher spielte er Akkordeon, später Klavier. Wenn er ein Lied gehört hatte, konnte er es sofort und ohne Noten nachspielen. Er spricht sechs Sprachen.

1966 ging er nach Athen und studierte am Konservatorium Musik. Mit Freunden gründete er 1970 die Rockband Peloma. Die erste Platte, die ersten Fans, die ersten Erfolge. Vorband der Rolling Stones. Shootingstars in Griechenland.

Doch dann hörte Logothetis auf. Musik war nett, aber Mathematik, das spürte er, eine Leidenschaft. Er studierte Mathe, dann Biologie. Nachts, um sein Studium zu finanzieren, saß er in Bars und Hotels weiter am Klavier, tagsüber näherte er sich der Schönheit und Komplexität des Gehirns. Logothetis sagt: »Das Gehirn macht gerade mal zwei Prozent unseres Körpergewichts aus. Aber es verbraucht 20 Prozent des gesamten Sauerstoffs. Das heißt, es ist andauernd wahnsinnig aktiv. Warum? Das wollte ich verstehen.«

Er zog nach München und machte dort in kürzester Zeit seinen Doktor in Neurowissenschaften. 1985 entdeckte ihn das MIT, das renommierte Massachusetts Institute of Technology, und holte ihn nach Cambridge. Nach ein paar Jahren wechselte er ans Baylor College of Medicine in Houston. In den USA begann er, mit Affen zu arbeiten. Sie sind, wie der Mensch, Primaten, das heißt, sie gehören zu den am höchsten entwickelten Säugetieren, sie haben eine ähnliche Neuroanatomie wie wir. Das macht sie so interessant für Hirnforscher. 1996 begann Logothetis seine Forschung in Tübingen.

»Schauen Sie mal«, sagt Logothetis, zurückgekehrt in sein Büro. Er zeigt Fotos, körnig und in Schwarz-Weiß, Makaken mit gewaltigen Beulen auf dem Kopf schauen darauf ungesund in die Kamera. »In den achtziger Jahren hat man die Implantate ohne große Rücksicht in den Schädel des Tieres eingesetzt«, sagt er. Seine Kollegen waren medizinisch weder sonderlich versiert noch interessiert, sie bohrten die Köpfe der Affen auf, wie es gerade passte, häufig bekamen die Tiere dadurch Infektionen oder Blutungen.

Logothetis war einer der ersten Forscher, die menschliche Standards für chirurgische Eingriffe an Primaten forderten. Er fragte in einem benachbarten Krankenhaus an, ob er bei Operationen an Menschen zuschauen dürfe. In seiner Freizeit beobachtete er fortan, wie Chirurgen Schädel aufschnitten. Logothetis lernte, das Skalpell so anzusetzen, dass möglichst wenig Blut fließt, er studierte, welche Hygienestandards eingehalten werden müssen.

Seine Grundlagenforschung, die er an Affen betrieb, galt als bahnbrechend. Um die Jahrtausendwende bot man ihm die Leitung des amerikanischen McGovern Institute for Brain Research an, damals finanziert durch eine 350-Millionen-Dollar-Spende eines Tech-Milliardärs. Logothetis aber blieb in Tübingen. Nirgendwo habe es damals eine Institution gegeben, die der Forschung so ergeben war wie die Max-Planck-Gesellschaft, sagt er.

In der Fachzeitschrift Science veröffentlichte er eine richtungsweisende Abhandlung, in der er beschrieb, wie Sinneseindrücke das Bewusstsein formen. Seine 2001 in Nature publizierte Arbeit über eine Methode, die eine genauere Beobachtung der Gehirnaktivität ermöglicht, wurde eine der meistzitierten Studien des Jahres in der Biologie.

Tierschützer wie P. klagen, eine solche Grundlagenforschung befriedige einzig und allein die Neugier der Forscher. Sinneseindrücke und Bewusstsein? Na und? Beobachtung der Gehirnaktivität? Wofür soll das gut sein?

Die Tierhaltung bei Nikos Logothetis: »Mindestens so gut wie in den besten Zoos«

Christiane Nüsslein-Volhard steht am Fenster ihres Büros, von hier hat sie einen direkten Blick auf das Institut für biologische Kybernetik, an dem Logothetis seine Experimente machte. Wenn sie in den letzten Jahren hinüberschaute, konnte sie oft beobachten, wie Polizisten das Gelände abriegelten und Sicherheitsleute Logothetis und seine Mitarbeiter vor gewaltbereiten Tierschützern abschirmten. Nüsslein-Volhard, 75, Bluse, Kette, weiße Locken, ist emeritierte Professorin am Max-Planck-Institut für Entwicklungsbiologie, sie gilt als eine der renommiertesten Wissenschaftlerinnen der Gegenwart, spätestens seitdem sie 1995 als erste deutsche Frau den Medizinnobelpreis erhielt.

Den Preis bekam sie für ihre Erkenntnisse über die genetische Kontrolle der frühen embryonalen Entwicklung bei der Taufliege *Drosophila*. Versuche mit Mäusen, Ratten oder gar Affen hat sie nie gemacht. »Da bin ich zu empfindlich«, sagt sie. Dennoch, findet sie, übertrage der Mensch seine Vorstellungen von Glück und Leid allzu oft voreilig auf die Tiere. Einem Löwen im Zoo gehe es zum Beispiel gut, solange er sein Fressen kriege und artgerecht gehalten werde. Für den Tiger dagegen sei der Zoo die Hölle, er habe einen viel zu großen Bewegungsdrang.

Die Affenhaltung bei Nikos Logothetis, sagt Nüsslein-Volhard, sei tadellos gewesen. »Mindestens so gut wie in den besten Zoos.« Deshalb fassten sich einige Tierärzte auch an den Kopf, dass ausgerechnet er so angegriffen werde. »Er ist es ja gewesen, der die Standards für das Wohl von Versuchsaffen gesetzt hat«, sagt sie. Dass er nun ein Sünder sein solle, überzeuge sie nicht. Für viele sei er vielmehr ein Heiliger.

»Seine Forschung kombiniert eine Vielzahl von Methoden, was sie einzigartig macht, um optische Reizwahrnehmung in den verschiedenen Hirnzentren mit höchster Präzision darzustellen. Sie hat das Versprechen gegeben, die Grundlagen des Gehirns topografisch so aufzubereiten, wie es niemand sonst auf der Welt kann«, sagt Nüsslein-Volhard. Durch diese Detailaufnahmen könne man nun viel genauer bestimmen, in welchen Hirnarealen welche Verknüpfungen liegen. Das wiederum helfe, zu erkennen, wie etwa Depressionen entstehen oder Demenzen. Hätte er seine Forschung zu Ende führen können, glaubt Nüsslein-Volhard, »wäre er vermutlich ein Kandidat für den Medizinnobelpreis gewesen«.

Mehr als 500 neurologische und psychiatrische Krankheiten sind bekannt. Eine Heilung, vollständig und endgültig, gibt es für kaum eine. Die große Hoffnung: Grundlagenforschung, wie sie Logothetis an seinen Affen betrieben hat. Durch sie konnten Wissenschaftler beispielsweise Hirnschrittmacher entwickeln, die bei Patienten mit Parkinson, Fettleibigkeit und Schizophrenie helfen, die Symptome zu lindern. Und bei Menschen mit Depressionen.

Im vergangenen Jahr sendete Stern TV einen Beitrag über einen schwer depressiven Mann, dem ein solcher Hirnschrittmacher eingesetzt wurde. Vor der Operation, berichtet der Mann, habe er jede denkbare Therapie ausprobiert, nichts habe geholfen, er dachte an Selbstmord. Dann implantierten ihm Ärzte den Hirnschrittmacher. Der stimuliert die kranken Nervenzellen mit elektrischen Impulsen, was einen antidepressiven Effekt auslösen kann. Der Mann sagt in dem Beitrag, es gehe ihm jetzt wieder gut, es sei »einfach nur traumhaft schön« und er sei »sehr, sehr dankbar, dass das alles so funktioniert hat«. Dass die Hirnstimulation auf Affenversuchen beruht, wurde in der Sendung nicht erwähnt.

Am Institut von Logothetis versuchten sie, diese Technik weiterzuentwickeln. Noch kommt es – weil bislang nicht klar ist, was genau passiert, wenn der Strom durch das Gewebe fließt – bei 40 Prozent der Betroffenen zu Nebenwirkungen wie Herzproblemen und neuronalen Störungen. Eine von Logothetis' Arbeitsgruppen war dabei, an Affen eine Methode zu entwickeln, um diese Risiken zu vermindern.

»Da sollte man ehrlich sein«, sagt Nüsslein-Volhard in ihrem Büro: »Nahezu jeder medizinische Fortschritt der letzten 200 Jahre basiert auf Tierversuchen.« Es gäbe heute ohne Experimente an Tieren keine Therapien gegen Aids, Krebs oder Malaria, keine Impfstoffe gegen Tetanus, Sars oder Kinderlähmung, keine Immunisierung gegen Polio, Diphtherie und Hepatitis, keine Antibiotika, keine Herzmedikamente, keine Narkosemittel, keine Insulin-Injektionen, keine Bluttransfusionen, keine Organtransplantationen.

Und doch kreist über jedem an Mäusen erprobten Wirkstoff, über jeder an Makaken untersuchten Heilbehandlung die Frage: Darf man das – an Tieren testen, was

Menschen einmal helfen soll? Vor allem an Tieren, die dem Menschen so nah sind wie der Affe?

Es gibt Philosophen, die sagen, ja, man dürfe, es gebe nämlich keine höhere Existenzform als unsere, die sich in Kunst, Musik und Literatur entfalte, die Institutionen für Bildung, Wirtschaft und Politik hervorgebracht habe. Der Mensch, die einzige Kreatur, die sich ihres eigenen unausweichlichen Todes bewusst sei, stehe vielmehr in der Pflicht, seinen Artgenossen – Familienmitgliedern, Freunden, Mitmenschen –, so gut es geht, zu helfen. Deshalb sei es zum Wohle der Menschheit gerechtfertigt, an Tieren, auch an Affen, zu experimentieren.

Es gibt aber auch Peter Singer. Der Australier, ein Philosoph auch er und seit seinem 1975 erschienenen Buch *Die Befreiung der Tiere* Lichtgestalt der Tierrechtsbewegung, ist der Ansicht, Forscher dürften, wenn durch ihre Versuche Tausende Leben gerettet würden, einigen wenigen Tieren Leid antun – allerdings nur, wenn sie zugleich wenigstens theoretisch bereit wären, »ihre Experimente an verwaisten Menschen mit schwerwiegenden, unheilbaren Hirnschäden durchzuführen«. Singer schreibt, Affen, selbst Mäuse oder Ratten hätten eine höhere Schmerzempfindlichkeit als schwer hirngeschädigte Menschen.

Im ersten Augenblick klingt das barbarisch. Dann klingt es logisch. Aber schließlich fragt man sich doch: Haben nicht die allermeisten Menschen mehr Mitleid mit einem anderen Menschen, und sei er ihnen fremd, als mit einem Affen? Mit welchen Gefühlen beträten die Menschen in einer Welt, in der Experimente an Hirngeschädigten erlaubt wären, ein Krankenhaus? Wüchsen ihre Angst und ihr Misstrauen nicht ins Unermessliche?

»Da ist es!«, ruft Logothetis und tatscht mit seinem Zeigefinger auf den Monitor. Er sitzt vor seinem Computer und hat eine PowerPoint-Präsentation geöffnet, die er für einen Vortrag angefertigt hat. Auf einer Folie stehen monströse Zahlen zum Töten und Schlachten von Tieren in Deutschland. Logothetis will die Verhältnismäßigkeit verdeutlichen.

Jährlich werden in deutschen Schlachthäusern mehr als 700 Millionen Geflügeltiere und knapp 60 Millionen Schweine umgebracht. Rund vier Millionen Tiere reißt die Flinte eines Jägers aus dem Leben, etwa 230 000 sterben im Straßenverkehr. »Wissen Sie, wie viele Affen 2016 für die Grundlagenforschung eingesetzt wurden?«, fragt Logothetis, die Stimme längst scharf und wütend. Er antwortet selbst: »192.« Und das seien Makaken, Javaner- oder Krallenaffen, also keine Menschenaffen wie Schimpansen oder Gorillas, die aufrecht gehen und lachen können. Versuche mit ihnen werden in Deutschland seit 1991 nicht mehr gemacht.

Wollte Logothetis ein neues Experiment mit seinen Affen starten, musste er einen rund 80-seitigen Versuchsantrag schreiben. Er musste nachweisen, welche Erfahrungen und Fähigkeiten die mitwirkenden Forscher besaßen. Er musste erläutern, wie, wann und von wem der Gesundheitszustand der Affen kontrolliert wurde und unter welchen Bedingungen die Tiere gehalten wurden. Er musste die Käfige beschreiben, die Ausstattung, das Hygienemanagement und belegen, dass die zu erwartenden Erkenntnisse allein durch einen Tierversuch zu erhalten waren.

Der Antrag ging daraufhin ans zuständige Regierungspräsidium Tübingen. Dort beriet eine Ethikkommission, bestehend aus Tierärzten, Ärzten, Forschern und Tierschützern, über Nutzen und Notwendigkeit des Versuches. Während der Experimente überwachten Tierschutzbeauftragte die Einhaltung der behördlichen Weisungen, manchmal tauchte ein Amtstierarzt zu unangekündigten Kontrollen auf.

Solche Experimente kann man in Logothetis' Institut nicht mehr beobachten. Die Makaken-Käfige sind leer, Logothetis gab seine Affenforschung auf, nachdem er in den Monaten nach der Ausstrahlung des Fernsehbeitrags, während all der Demonstrationen und Attacken gegen ihn, einen Hörsturz erlitten hatte und wegen Herzproblemen in Behandlung war. Die Öffentlichkeit forderte ein zügiges Ende der Versuche. Viele seiner Affen wurden noch letzten Tests unterzogen, danach mussten die meisten, wie vorgesehen, wenn bestimmte Versuchsreihen beendet sind, getötet werden. Im April 2017 stellte das Institut die Primatenversuche ein.

Doch es gibt noch einige wenige Einrichtungen in Deutschland, versteckt und hoch gesichert, in denen Forscher weiterhin mit Affen experimentieren.

Schon am Telefon hatte der Mann geraunt, man finde keine Ausschilderung, keinen Namenszug an der Klingel, man wisse schon, warum. Aber man könne gerne kommen. Man fährt Richtung Norden, nach Bremen – bis man irgendwo im Schatten eines schicken Gebäudes unauffällig eine Baracke kauern sieht, stahlumzäunt und videoüberwacht. 700 Kilometer von Logothetis entfernt öffnet ein anderer Hirnforscher die Tür, er ist schlank und groß und gut gelaunt. Andreas Kreiter sagt: »Wir können gleich rüber in die Versuchsräume.«

Ein Forscher sagt: Wären die Affen gestresst, könnte man nicht mit ihnen arbeiten

Kreiter, 55, ist Professor für Zoophysiologie, er leitet die Abteilung Theoretische Neurobiologie der Universität Bremen. Er arbeitet, wie Logothetis früher, mit Affen und ist ebenfalls bestens vertraut mit Anfeindungen aller Art. Als er 1997 nach Bremen kam, hängten Tierschützer in der Innenstadt ein Plakat auf: »Die Uni beruft Affenfolterer Andreas Kreiter. Wenn Sie etwas dagegen haben, rufen Sie ihn doch an oder besuchen Sie ihn.« Darunter seine Privatadresse und Telefonnummer. Einmal versuchte ein aufgebrachter Mob, das Büro zu stürmen, in dem er sich verschanzt hatte, ein anderes Mal erhielt seine Frau einen als Werbesendung getarnten Brief, in dem Tierrechtler drohten, den dreijährigen Sohn zu entführen und ihn als Versuchstier zu missbrauchen. Jahrelang stand Kreiter unter Polizeischutz.

Jetzt bitte leise sein. Er betritt einen Raum, darin Messgeräte, Computerbildschirme und ein Mitarbeiter. Kreiter deutet auf einen Monitor, ein Makake ist darauf zu sehen. Dann dreht sich Kreiter zur Tür neben den Geräten. Da, flüstert er, befinde sich das Tier gerade und löse Aufgaben.

Der Affe, so ist auf dem Monitor zu sehen, sitzt auf einem Primatenstuhl: einer Box aus Plexiglas mit einem Loch im Deckel, der Kopf des Tieres schaut heraus. Die Arme kann es frei bewegen. Aus seinem Schädel ragt ein Implantat mit Schraubverbindung; über sie ist der Affe an eine Metallkonstruktion angeschlossen, die von der Decke hängt. Dank der Elektroden in seinem Gehirn können die Forscher die

Signale einzelner Nervenzellen auslesen. »Er merkt davon nichts«, sagt Kreiter. Das Hirn ist, wie beim Menschen, schmerzunempfindlich.

Der Affe soll wiederkehrende Formen erkennen. Jedes Mal, wenn er es schafft, erhält er zur Belohnung über einen Schlauch, der in seinen Mund führt, einen Schluck Wasser. Das, kritisieren Gegner, funktioniert nur, weil die Tiere in den Tagen vorher nichts zu trinken bekämen. Sonst würden sie nicht mitmachen. Folter sei dies. Kreiter sagt: »Makaken laufen in der freien Wildbahn oft acht Tage von einem Wasserloch zum nächsten, ohne etwas zu trinken. Würden unsere Affen wirklich leiden, wären sie gestresst, und mit gestressten Tieren kann man nicht arbeiten.«

Zwanzig Minuten löst der Affe Aufgaben, plötzlich hört er auf. Guckt umher. Kratzt sich. Dann fallen ihm die Augen zu. Der Mitarbeiter lehnt sich in seinen Stuhl. »Das ist normal«, sagt er. »Kurzes Nickerchen«. Kreiter ergänzt: »Hätte er Angst, würde er nicht einfach einschlafen.«

Kreiter verabschiedet sich von seinem Kollegen und schlendert in benachbarte Laborräume, in denen andere Affen an ähnlichen Aufgaben sitzen. Er plaudert mit den Mitarbeitern und erklärt, dieses hier sei Grundlagenforschung im Endstadium. Er sei zuversichtlich, dass die an diesen Affen ersonnene Technik schon bald gelähmten Patienten mit Amyotropher Lateralsklerose, ALS, helfen könne, wieder zu kommunizieren, indem sie über Elektroden im Kopf Buchstaben auf einem Monitor auswählen und so Wörter und Sätze bilden.

Vieles können Forscher heute bereits ohne Tiere untersuchen. Sie züchten im Labor Zellen aus tierischem oder menschlichem Gewebe und analysieren ihr Verhalten. Sie kultivieren eine menschliche Hautschicht in einer Petrischale und testen daran Chemikalien. Tabakprodukte, Waffen und Kosmetika dürfen in Deutschland nur noch an Zellkulturen erprobt werden. Auch in der Hirnforschung, behaupten Versuchsgegner, seien Alternativen denkbar, Computersimulationen etwa.

Er sei, sagt Kreiter dazu, schon mal rübergegangen ins Nachbargebäude, zu den IT-Spezialisten, und habe ihnen das vorgeschlagen. Die hätten sich kaputtgelacht: ein Modell des kompletten Gehirns? Wie sollen wir etwas simulieren, von dem niemand

weiß, wie es wirklich funktioniert? Man würde, wäre das möglich, sofort auf Computermodelle umsteigen, allein schon aus Kostengründen, sagt Kreiter. »Es ist aber nicht möglich.«

Als die Affen ihre Aufgaben erledigt haben, bringen Pfleger sie zurück in ihre Käfige. Besucher dürfen nicht rein, das Risiko, ein Virus hineinzutragen, ist zu hoch. Aber Aufnahmen zeigen Ställe, in denen 18 Tiere in Kleingruppen zusammenleben, sie haben Kletterbäume, Seile, Hängematten, auch einen Flachbildschirm. Makaken lieben es, fernzusehen, sagt Kreiter. Hoch geschätzt sei das Vormittagsprogramm, da liefen oft Tierfilme. »Wenn dann aber ein Löwe im Film auftaucht, ist das Geschrei groß.«

Echte Wildnis kennen die Tiere nicht. Versuchsaffen werden schon in Zuchtstationen geboren. Im Dschungel oder in der Savanne würden sie nicht überleben. Makaken können üble Zeitgenossen sein. Ihre Revierkämpfe sind brutal, manchmal reißt ein Affe die Zunge seines Gegners heraus oder beißt ihm einen Finger ab. In den Ställen werden die einzelnen Gruppen meist mit Plexiglasscheiben voneinander getrennt. So können sie noch interagieren, aber nicht aufeinander einprügeln.

Kreiter stört, dass in der gesellschaftlichen Diskussion um Tierversuche ein wesentlicher Aspekt unterschlagen werde. »Ich will es an einem Beispiel erläutern.« Werde jemand erwischt, wie er an einem Unfallort vorbeifährt, ohne zu helfen, werde er zu Recht wegen unterlassener Hilfeleistung verurteilt. »Verhindern Tierversuchsgegner vier Jahre lang ein Forschungsprojekt«, sagt Kreiter, »verzögern sie damit womöglich vier Jahre lang die Entwicklung einer medizinischen Technik, die Hunderte Menschenleben hätte retten können.« Kreiter glaubt, ohne die Behinderung von Logothetis' Arbeit hätte dessen Labor in der Zwischenzeit sicher wegweisende Erkenntnisse erzielt, die vielen Menschen zugutegekommen wären.

Nikos Logothetis hatte, als die Affäre ihren Lauf nahm, darauf gedrängt, den eingeschleusten Tierschützer P. zu verklagen. Der sei unter Behauptung falscher Tatsachen in sein Labor gelangt, habe heimlich Filmaufnahmen gemacht und interne Dokumente gestohlen. Die Max-Planck-Gesellschaft habe davon aber nichts hören wollen, sagt er. »Sie wollten die Sache klein halten.«

Den Mann, der ihn ins Verderben stürzte, sah Logothetis zum ersten Mal an einem Tag im August 2013. Es war P.s erster Arbeitstag. Logothetis begrüßte den neuen Mitarbeiter und ging zurück in sein Büro. Und P. begann seine Undercover-Mission.

P. hat schon lange nicht mehr über diese gut sechs Monate gesprochen. Eine extreme Zeit sei es gewesen, eine stressige auch, sagt P. Er hat für das Treffen eine Kneipe am Augsburger Bahnhof vorgeschlagen, seine Wohnung liegt außerhalb. P., 33, bestellt einen Kaffee ohne Milch und Zucker, er trinkt vegan und isst vegan und trägt vegan, heute ein schwarzes T-Shirt, eine schwarze Hose.

Auf den Job sei er durch eine Stellenanzeige gestoßen, Tierpfleger in Labor gesucht. Das passte, er hatte ja Erfahrung. »Ich habe früher in einer kleinen Tierarztpraxis ausgeholfen«, erzählt P.

Vor einigen Jahren habe er mit Bekannten die Soko Tierschutz gegründet, sagt P. »Unser Hauptanliegen war es, die Menschen zu informieren, wie Tiere behandelt werden.« Der Verein, der auf Facebook heute gut 50 000 Nutzern gefällt, deckte auf, wie auf einem Schlachthof in Düren, aus dem auch McDonald's Fleisch orderte, das Vieh so schlecht betäubt wurde, dass etwa Rindern mehrmals in den Kopf geschossen werden musste, ehe sie verendeten. Gerade erst dokumentierte er die Qualen von Kühen auf einem Hof in Sachsen-Anhalt: Lebende Tiere stehen da zwischen verwesenden Kadavern, in einer Aufnahme reißt ein automatischer Kot-Schaber eine geschwächte Kuh mit. Die Aufnahmen der Laboraffen aber waren der vielleicht größte Coup der Aktivisten.

Er sei dafür extra nach Tübingen gezogen, erzählt P. Es war seine erste Undercover-Recherche. Nach einigen Wochen traute er sich, den Affenalltag mit einer im Hemd versteckten Kamera aufzunehmen. Was er sah, empfand er als Pein für die Tiere. Die Experimente, der Wasserentzug, die Primatenstühle. »Man versuchte, wie beim Hundetraining, die Tiere zu belohnen, wenn sie Dinge richtig ausführen«, sagt P. Das müsse man seiner Meinung nach als einen gewissen Zwang interpretieren.

Wohl nie hatten Tierschützer größeren Einfluss auf die Gesellschaft als heute

Wie ein radikaler Tierschützer wirkt er nicht. Die zurückhaltende Art, die gedämpfte Stimme, ehrlich müsse man schon sein, meint P. Natürlich habe man am Ende die schlimmen Sequenzen ausgewählt, manipuliert sei aber nichts. Den Institutsleiter habe er nicht als jemanden wahrgenommen, der Tieren aus bösem Willen Schmerz zufügt. »Ich glaube sogar«, sagt P., »dass die Menschen, die diese Forschung betreiben, meinen, Gutes zu tun. Sie denken, mit ihrer Arbeit der Menschheit zu helfen.« Sieht er anders. »Das Problem mit der Grundlagenforschung ist ja, dass sie erst mal keinen praktischen Nutzen hat.«

Und Tierexperimente, die unmittelbare Anwendung finden, wie die Erprobung eines Wirkstoffes gegen Ebola an Affen, die half, die Epidemie in Afrika vor wenigen Jahren zu bekämpfen – sind die erlaubt?

»Also für mich stellt sich die Frage, ob man es nicht auch mit anderen Methoden hätte entwickeln können.«

»Auf die Schnelle nicht.«

»Weiß ich nicht. Ist auf jeden Fall ein schwieriges ethisches Thema. Mir fehlen da Informationen.« Jedenfalls dürften Tiere nicht leiden.

Stattdessen aber die angefeindeten Forscher?

P. zuckt mit den Schultern: »Ich finde es schwierig, uns als Tierschutzorganisation die Verantwortung dafür in die Schuhe zu schieben.«

P. hat die Soko Tierschutz mittlerweile verlassen. Über die Gründe will er nicht sprechen. Er arbeitet jetzt für Peta, die größte Tierrechtsorganisation der Welt, unterstützt von mehr als sechseinhalb Millionen Menschen und bekannt für ihre Kampagnen. Eine hieß »Der Holocaust auf Ihrem Teller«, sie zeigte Bilder, zweigeteilt, auf der einen Seite ausgezehnte KZ-Häftlinge, auf der anderen Seite Hühner und Schweine in der Massentierhaltung.

Wohl nie hatten Tierschützer größeren Einfluss auf die Gesellschaft als heute. Bilder von aufgebohrten Affenschädeln und tumorgeplagten Mäusekörpern werden gepostet, weitergeleitet, tauchen unangekündigt und ohne Kontext in Facebook-

Timelines auf, Millionen leiden mit. Die Empörung dieser Millionen gebiert öffentlichen Druck, diesem standzuhalten schaffen wenige.

Tierschützer übten so lange Druck auf Abgeordnete der Bremischen Bürgerschaft aus, bis das Parlament einstimmig beschloss, Andreas Kreiters Affenversuche zu beenden. Dass viele Politiker zu Beginn für die Forschung waren: vergessen. Kreiter konnte nur weitermachen, weil er klagte und das Bundesverwaltungsgericht ihm 2014 recht gab. Die Belastungen für die Tiere seien »im Hinblick auf die hohe wissenschaftliche Bedeutung des Versuchsvorhabens ethisch vertretbar«, begründeten die Richter ihre Entscheidung.

Sieben Monate nach dem Urteil fanden die Bilder der Tübinger Laboraffen ihren Weg in die Welt. Die Soko Tierschutz hatte P.s Aufnahmen, rund 100 Stunden, Stern TV zur Verfügung gestellt. Logothetis hätte sich gewünscht, dass die Tierschützer das gesamte Material veröffentlichen. Da hätte man den Alltag der Tiere gesehen, meint Logothetis, »die Realität«: wie sie spielen, schlafen.

Die Aufnahmen wurden nicht veröffentlicht. Stern TV, teilt die Produktionsfirma mit, habe das gesamte Material gesichtet, die Szenen seien nach Relevanz für den Beitrag ausgewählt worden. Logothetis habe das Angebot, die Vorwürfe zu entkräften, nicht genutzt.

P. wurde nicht verklagt. Stattdessen stellten einige Tierrechtsorganisationen Strafanzeige gegen Logothetis und sein Institut wegen Verstößen gegen das Tierschutzgesetz. Die Staatsanwaltschaft rückte zur Hausdurchsuchung an.

Die Max-Planck-Gesellschaft erklärte, sie stelle sich hinter die Forscher, versprach aber zugleich Verbesserungsmaßnahmen für die Primatenhaltung. Für Logothetis hörte sich das wie ein Schuldeingeständnis an. »Die Max-Planck-Gesellschaft wollte«, sagt Logothetis, »die ganze Angelegenheit unter den Teppich kehren.« Er lehnte alle Verbesserungsmaßnahmen ab und schlug stattdessen vor, noch mehr Affen anzuschaffen: ein Zeichen zu setzen. Position zu beziehen.

Man kann sich vorstellen, dass dieser in seiner Forschung unangefochtene und zugleich so emotionale Professor für die Max-Planck-Gesellschaft in dieser schwierigen Zeit kein einfacher Partner war.

An einem Tag im April 2015 setzte sich Logothetis frustriert an seinen Schreibtisch und tippte eine E-Mail an Kollegen. Darin gab er bekannt, er werde seine Affenforschung beenden. Ein Aufschrei folgte, fast 5000 Wissenschaftler aus aller Welt solidarisierten sich mit ihm.

Es half nichts, jetzt wühlte sich die Justiz in den Fall hinein, Zeugen wurden vernommen, Akten durchforstet. Die Ermittlungen zogen sich hin. Dann bekam Logothetis eine E-Mail von Martin Stratmann, dem Präsidenten der Max-Planck-Gesellschaft.

Für den Fall, dass ein Strafbefehl ergehe, wolle er Logothetis schon mal seine Möglichkeiten aufzeigen: »Eine Akzeptanz des Strafbefehls impliziert das Eingeständnis Ihrer Schuld (...). Konsequenterweise würde der Verwaltungsrat der Max-Planck-Gesellschaft darüber zu befinden haben, Ihnen die Leitungsfunktion teilweise, z. B. bezüglich des Personals, das mit Tierversuchen befasst ist, zu entziehen.«

Auch im zweiten Fall, bei einem Einspruch gegen den Strafbefehl, »müsste der Verwaltungsrat, um Schaden von uns allen abzuwenden, sich mit dem Ruhen Ihrer Leitungsfunktion bis zur rechtskräftigen Entscheidung des Gerichtes befassen und ggf. alle von Ihnen zu verantwortenden Tierversuche einstellen«. Er, Stratmann, empfehle ihm, Logothetis, dringend, seine Leitungsfunktion freiwillig nicht mehr auszuüben und sämtliche eigenen Tierversuche einzustellen. »Ungeachtet Ihrer oben skizzierten Entscheidungsmöglichkeiten steht es Ihnen daneben frei, auch darüber nachzudenken, die Max-Planck-Gesellschaft vorzeitig zu verlassen.«

Am Ende hatte die Staatsanwaltschaft dem Forscher nicht mehr viel vorzuwerfen

Auf Nachfrage teilt die Max-Planck-Gesellschaft mit, der Vorschlag ihres Präsidenten sei »angemessen« gewesen und habe dem Ziel gedient, »möglichen Schaden von allen Involvierten abzuhalten und sich gemeinsam auf die Lösung der Sachlage zu konzentrieren«.

Logothetis wunderte sich: Der Vorgänger Stratmanns hatte ihm, weil er so zufrieden mit ihm war, doch erst vor einigen Jahren eine Verlängerung seines Arbeitsvertrages über das Rentenalter hinaus angeboten. Nun ließ ihn der neue Präsident fallen, aus Furcht vor ein paar Tierschützern? Und überhaupt: Gilt nicht für jeden Menschen die Unschuldsvermutung?

Vier Monate nach der E-Mail des Präsidenten der Max-Planck-Gesellschaft schloss die Staatsanwaltschaft Tübingen die Ermittlungen gegen Logothetis ab. Viel hatte sie ihm nicht mehr vorzuwerfen. Der Affe etwa, der im Fernsehen mit kahl rasiertem Schädel für Entsetzen gesorgt hatte: alles in Ordnung. Das Tier war zuvor am Kopf operiert worden. Deshalb die abrasiierten Haare. Das Wundsekret, das ihm so kläglich über das Gesicht gelaufen war: sähe bei jedem Menschen nach einer solchen OP ähnlich aus. Nur dass Menschen einen Verband und eine Kanüle bekommen. Affen nicht. Die würden sofort daran herumreißen.

Auch die restlichen Schockaufnahmen ließen sich erklären, sodass nur eine Anschuldigung übrig blieb: Die Forscher sollen drei Tiere, darunter die bei Stern TV zu sehende Affendame Stella, zu spät eingeschlafert haben. Die ermittelnde Staatsanwältin wollte die Ermittlungen einstellen, aber dann schaltete sich, was selten passiert, die Generalstaatsanwaltschaft ein und bat darum, doch über einen Strafbefehl nachzudenken, da ihrer Auffassung nach »in mindestens einem Fall das Leiden des Tieres schwer« gewesen sei und »schuld mindernde Umstände hier möglicherweise überbewertet worden sind«.

Anfang des Jahres beantragte die Staatsanwaltschaft dann Strafbefehl gegen Nikos Logothetis und zwei seiner Mitarbeiter wegen des Vorwurfs der Tiermisshandlung. Logothetis legte Einspruch ein. Und die Max-Planck-Gesellschaft tat wie angekündigt: Keine 24 Stunden nach Bekanntgabe des Strafbefehls teilte sie der Öffentlichkeit mit, »dass Prof. Logothetis bis zum Abschluss des Verfahrens keine Tierversuche durchführen oder anleiten wird«. Das sei nicht rechtens, meinte Logothetis und klagte.

Das Gericht forderte die beiden Parteien auf, sich außergerichtlich zu einigen. Dazu ist es bisher nicht gekommen.

Das Verhalten der Max-Planck-Gesellschaft hat viele Wissenschaftler empört, sie sorgen sich um den Forschungsstandort Deutschland. Johanna Wanka, im Jahr 2015 Bundesforschungsministerin, schrieb zum Fall Logothetis, sie finde es »absolut unerträglich, dass in Deutschland Wissenschaftler bedroht und unter Druck gesetzt werden«. Die Max-Planck-Gesellschaft dagegen sagt: »Der Forschungsstandort Deutschland ist gefährdet, wenn Tierschutz-Standards nicht eingehalten werden.«

Nikos Logothetis überlegt jetzt, Tübingen zu verlassen. Um Ostern herum war er in China, eine wissenschaftliche Gesellschaft hatte ihn nach Shanghai eingeladen. Die Chinesen bereiteten ihm einen überwältigenden Empfang. Eine Delegation führte ihn durch die Stadt, der Bürgermeister begrüßte ihn. Man wolle, erzählten seine Gastgeber ihm, ein Forschungszentrum errichten, das seinesgleichen suche in der Welt. Hirnforschung auf höchstem Niveau. Mit den besten Leuten, der neuesten Technik. Es wäre ihnen eine Ehre, sagten sie, wenn er, Nikos Logothetis, sich entschiede, dieses Zentrum zu leiten.

Die Chinesen haben ihm mittlerweile ein Angebot unterbreitet, es ist außergewöhnlich, großzügig in jeder Hinsicht. Und Affen, sagten sie, könne er haben, so viele er wolle.

Eine Stadt sucht einen Mörder

Im November 2016 kehrt eine junge Frau nicht vom Joggen zurück, vier Tage später finden Polizisten ihre Leiche. Dann nimmt die Soko Erle ihre Arbeit in einer baden-württembergischen Kleinstadt auf – und findet acht Monate später den Täter. Eine Rekonstruktion der Ermittlungen

Von Jenni Roth, ZEITmagazin, 15.03.2018

An jenem Tag hängen Regenwolken über Endingen, es wird gar nicht richtig hell. Die junge Frau, die später das halbe Land als Carolin kennen wird, sitzt an diesem Sonntag mit ihrer Familie beim Brunch zusammen, Eltern, Geschwister, Tanten, ihr Mann Boris, dessen Familie. Es ist der 6. November 2016. Um zwei bricht Carolin nach Hause auf, sie will noch eine Runde in der Kälte joggen. Das letzte Foto, das es von ihr gibt, ein Selfie, zeigt sie kurz vor dem Verlassen ihres Hauses, ein breites Band um Stirn und Ohren. Gegen drei läuft sie los, ein paar Spaziergänger aus dem Ort grüßen. Boris, ihr Mann, fährt in der Zeit zu einem Fußballspiel. Als er gegen halb sechs zurückkommt, ist Carolin nicht zu Hause. Es wird sechs. Irgendetwas stimmt nicht. Carolins Eltern kommen, seine Eltern auch. Es regnet immer noch. Sie ziehen sich die Kapuzen über, nehmen Taschenlampen mit. Dann gehen sie durch die Weinreben Richtung Nordosten, wo Carolin normalerweise läuft. Sie suchen, rufen. Nichts. Vielleicht hat sie sich verletzt, kann nicht mehr aufstehen, denkt die Familie. So erzählen es später Bekannte.

Boris, der Ehemann, ist bei der freiwilligen Feuerwehr, sein Vater auch. Um 21.50 Uhr alarmiert die Feuerwehrleitstelle die Truppe: ein Vermisstenfall. Sie informieren die Kameraden und besprechen: Was ist zu tun? Dann rufen sie Hans-Joachim Meyer an.

Meyer, 60 Jahre alt, leitet das Polizeirevier im 15 Kilometer entfernten Emmendingen, der zuständigen Kreisstadt. Als er hört, um wen es geht, setzt sein Atem kurz aus. Er kennt Carolin gut, sie sind im selben Sportverein. Du musst da sofort hin, sagt er sich, und du musst so schnell wie möglich die ganze Maschinerie hochfahren.

Als Meyer in Endingen ankommt, erwarten ihn zwei Dutzend Feuerwehrkameraden aus der Region. Auch Carolins Mutter, ihr Bruder und ihre Schwester sind inzwischen eingetroffen und überschütten ihn mit Fragen: Was ist passiert? Was geschieht jetzt?

Die Feuerwehrmänner haben einen Plan gemacht, nach dem gesucht werden soll: Zwei Kameraden bleiben in der Funkzentrale, um Anweisungen zu geben, die anderen fahren mit dem Laster Carolins Laufstrecke entlang. Sie strecken ihre Handlampen aus dem Fenster, fahren die Flutlichtmasten aus den Lastern aus. Die Hälfte schaut links, die andere rechts. Gelegentlich steigen sie aus, schauen unter den Rebstöcken. Rufen Carolins Namen.

Um Mitternacht fahren sie zurück zur Leitstelle. »Der Gedanke an ein Verbrechen hat sich im Raum ausgebreitet wie ein Gespenst«, sagt Revierleiter Meyer. Eine Stunde später kreist ein Hubschrauber mit einer Wärmebildkamera über dem Ort. Immer noch nichts. Aber der Helikopter macht einen Mordslärm, und bald wollen die ersten Endinger wissen, was da los ist mitten in der Nacht.

Draußen wird es langsam hell, als 50 Mann mit Suchhunden aus dem nahe gelegenen Lahr anrücken. Revierleiter Meyer bringt die Kollegen auf den neuesten Stand. Erst jetzt merkt er, dass die Müdigkeit langsam stärker wird als das Adrenalin. Es ist 5.45 Uhr.

An diesem Montagmorgen will Walter Roth eigentlich ausschlafen, zum Arzt gehen und seine Krankmeldung verlängern. Er hat eine schwere Halsentzündung, die einfach nicht besser wird. Aber als das Telefon neben seinem Bett klingelt, nimmt der Polizeisprecher doch ab. Es ist sein Sohn, Dienstgruppenführer in Emmendingen: »Eine

Frau ist vermisst gemeldet.« Roth zieht sich an und fährt los. Der Polizeiposten Endingen liegt nur zehn Minuten entfernt.

Als die Endinger Polizeibeamten am Montagmorgen zu ihrer Sieben-Uhr-Schicht eintreffen, reicht ihnen ein Blick ins Revier, um zu wissen: Hier geht es um ein Kapitalverbrechen.

Walter Roths Meldung verbreitet sich am Morgen über die Internet-Seiten der Zeitungen. »Joggerin vermisst: 27 Jahre alt, 170 cm groß, schlank, lange braune Haare. Bekleidung: schwarze, lange und eng anliegende Laufhose, schwarzes Stirnband, lila oder türkisfarbene Jacke, blaue Laufschuhe. Hinweise bitte an das Polizeirevier Emmendingen oder den Polizeiposten Endingen.«

Carolin Gruber. Vor einem Jahr hat sie geheiratet, sie und Boris wollten Kinder. Viele im Ort kennen sie, eine quirlige, gesellige junge Frau, die viel lacht. Endingen ist ein 9000-Einwohner-Städtchen, Fachwerk, Kopfsteinpflaster. Carolin ist verwurzelt in der Region, spielt Fußball im Verein, genau wie ihr Mann Boris und Revierleiter Meyer. Polizeisprecher Roth wiederum ist ein alter Bekannter ihres Vaters. Eigentlich kennen alle Ermittler entweder sie oder ihren Mann oder einen Angehörigen.

Inzwischen ist das Endinger Büro der Polizei vollgestellt mit Flipcharts, ein Beamer wirft digitale Landkarten an die Wand. Der Kaiserstuhl mit seinen Rebhängen, eine der besten Weingegenden Deutschlands, ist darauf in Planquadrate eingeteilt. Revierleiter Meyer teilt Suchtrupps ein. Die ersten Männer ziehen los, Meyer läuft selbst mit. Sie durchkämmen das Gelände, fast Hand in Hand, lückenlos. Nichts.

Könnte Carolins Verschwinden etwas mit dem Freiburger Mordfall zu tun haben, bei dem kurz zuvor eine 19-jährige Medizinstudentin auf dem Rückweg von einer Party vergewaltigt und sterbend am Ufer der Dreisam zurückgelassen wurde? Ihr Mörder läuft immer noch frei herum. Könnte er auch Carolin getötet haben? Freiburg ist gerade mal eine halbe Stunde entfernt von Endingen. Revierleiter Meyer ist flau im Magen.

Der Bürgermeister von Endingen sitzt an diesem Tag mit seiner Frau in einem Café im Zentrum von Weimar – der Abschluss eines Wagner-Oper-Wochenendes. Er hat gerade einen Salat bestellt, als sein Handy vibriert und den Vermisstenfall meldet. »Was? Das muss das andere Endingen sein«, denkt der Bürgermeister, das bei Reutlingen. »Das kann nicht unser Endingen sein, niemals!«, sagt er.

Natürlich weiß auch er, wer Carolin ist. Sie arbeitet in einer Weinhandlung, eine auffallend hübsche Frau. Zuletzt hat er sie im Sommer 2015 getroffen, als sie sich mit ihrem Verlobten den Festsaal für die Hochzeit angesehen hat. Ihr Profilfoto auf Facebook zeigt ein strahlendes Paar im Oldtimer. Darunter hat sie ein Bild von sich im weißen Kleid mit Spitzenblumen gepostet, sie kickt einen Ball Richtung Kamera. Unter dem Hochzeitsbild 56 Kommentare, Glückwünsche für die Zukunft.

Als Revierleiter Hans-Joachim Meyer am Montagmittag von einer vierstündigen Schlafpause zurückkommt, hat seine Polizeitruppe den Proberaum der Musiker im Bürgerhaus geräumt. Hier gibt es Toiletten, eine Küche, die nötige Infrastruktur für einen Großeinsatz. Ein Sachbearbeiter macht ein Schreiben an die Netzbetreiber fertig, ein richterlicher Beschluss mit der Aufforderung, die Funkzellendaten herauszugeben. Das muss schnell gehen, weil die Betreiber die Daten meistens nur ein paar Tage speichern. Meyer schnürt derweil seine Einsatzstiefel zu, kehrt zurück ins Gelände. Seine Truppe läuft die Wege jetzt noch einmal aus der anderen Richtung ab, das schärft die Wahrnehmung. Dann marschieren sie weiter durch den vom Regen morastigen Wald. Sobald sie einen zugeteilten Abschnitt durchkämmt haben, geben sie eine Meldung an die Zentrale durch. Dort werden die weißen Flächen an der Wand immer kleiner. Als es dunkel wird, unterbrechen sie die Suche.

Später Abend. 14 Stunden sind vergangen, seit Polizeisprecher Roth trotz schwerer Halsentzündung seinen Computer angeschaltet hat, inzwischen hat er vier Pressemeldungen verschickt. Die Hotels im Ort sind ausgebucht, Dutzende Journalisten aus ganz Deutschland sind angereist, er kommt mit den Antworten auf ihre Fragen nicht hinterher. Viele Endinger machen Umwege, bloß nicht die Hauptstraße entlang, wo die

Kameras Spalier stehen. Abends gehen die Menschen lieber zu mehreren durchs Städtchen. Männer holen ihre Frauen vom Singkreis ab, Mütter telefonieren ihren erwachsenen Töchtern hinterher. Manche Winzer, die schon angefangen haben, ihre Reben zurückzuschneiden, lassen ihre Arbeit liegen, trauen sich nicht mehr in die Weinberge.

Die Angst geht um, auch wegen des Freiburger Falles. Ist hier ein Serienmörder auf freiem Fuß? Menschen misstrauen sich plötzlich gegenseitig: Könnte der Nachbar, der so zurückgezogen lebt, ein Mörder sein? Oder der Mann beim Bäcker, der jedem Blick ausweicht? Oder ist doch alles ganz anders, wie noch immer viele hoffen? Dass Carolin bald dastehen wird und es eine harmlose Erklärung für alles gibt. Dass alle im Nachhinein über ihr Verschwinden lachen werden, über die Panik, den Presserummel.

Zwei Zeugen tauchen bei der Polizei auf, ein Wanderer und eine Pilzsammlerin. Beide waren am Sonntagnachmittag in den Reben unterwegs, beide hörten einen Schrei. Der Wanderer erzählt, dass er mit Freunden unterwegs war, als er den Schrei gehört habe. Die anderen hätten abgewinkt, sie hatten nichts gehört. Auch die Pilzsammlerin erzählt von einem kurzen Schrei. Aber gleich danach sei es still gewesen. Auch sie glaubte an eine Täuschung und ging weiter.

Die ganze Nacht scheint aus den Fenstern des provisorischen Polizeipostens gelb das Licht der Schreibtischlampen. Immer wieder kommen Bürger vorbei. »Bei euch ist ja Tag und Nacht Licht. Sollen wir Kuchen backen? Hefezopf oder Schwarzwälder Kirschtorte?« Kein Kuchen kann den Druck lindern, der sich bei Revierleiter Meyer und seinen Kollegen zwischen Brust und Kehle festgesetzt hat und das Atmen schwer macht. Der Druck kommt von außen, von den Leuten, die endlich von ihrer Angst befreit werden wollen, ob unter ihnen ein Mörder ist. Aber der Druck kommt auch von innen. Fast alle kennen Carolin und ihre Familie persönlich.

Am nächsten Morgen schickt das Technische Hilfswerk Kameradrohnen. Sie überfliegen ein Stück dorniges Brachland, das zu Fuß schwer zugänglich ist. Der Drohnenpilot weiß nicht, was er sucht: Eine verletzte Frau? Eine Leiche? Ein

Tatwerkzeug? Alles, was Menschen hier haben liegen lassen, wird eingesammelt: Kleidungsstücke, Getränkedosen, Plastiktüten, Schuhsohlen.

700 Polizisten, aus der ganzen Region herbeordert, arbeiten im Endinger Bürgerhaus im Schichtbetrieb. Viele bleiben nach Dienstende freiwillig, manchmal sind 150 Beamte auf einmal da. Aber der Druck verteilt sich nicht auf die vielen Köpfe. Er potenziert sich mit jedem Tag, an dem der Erfolg ausbleibt, so empfindet es Meyer.

Tag vier, Donnerstagmorgen. Alle Flecken Richtung Riegel – dem Nachbarort – sind auf der Karte abgedeckt, alle Rebhütten durchsucht. Die Beamten werten jetzt die Funkzellendaten aus, die sie inzwischen bekommen haben: Carolins Nummer taucht in der Emmendinger Funkzelle auf, die an die Endinger Zelle anschließt. Die Ermittler finden heraus, dass ihr Handy um 15.48 Uhr »gecrasht« wurde, das heißt, »dass sich das Handy nicht normal ordentlich abgemeldet hat«, sagt Meyer. So etwas passiert, wenn der Besitzer in eine Tiefgarage fährt oder wenn das Handy zerstört wird, zum Beispiel weil es ins Wasser fällt.

Die Ermittler ziehen jetzt den Radius auf ihren Karten noch größer, hinein in das Gebiet »Erle« mit seinem Weiher. Um 15 Uhr ziehen zwei freiwillige Helfer des Tauchclubs Pinguine ihre Taucheranzüge über. Einer wird später berichten, wie er würgen musste, weil das Wasser so stank, wie seine Hände bei zehn Grad Wassertemperatur sofort kalt wurden, wie er sie über den Grund fahren ließ wie einen Scheibenwischer, nach etwas tastend, was ein Körper sein könnte. Am Rand des Weihers steht eine Schar von Journalisten.

Zeitgleich ist Revierleiter Meyer mit seinem Trupp Richtung Bahlingen ausgerückt, mit dabei haben sie einen Hund, der auf Leichengeruch trainiert ist. Auf der Höhe eines Waldes zieht der Hund nach links auf eine abschüssige Böschung. Die Erde ist nass, bemoost und voller Laub. Die Beamten rutschen den Hang hinunter bis zu einer kleinen, versteckten Ebene unterhalb des Waldes. Meyer sieht zuerst die lila Farbe von Carolins Joggingjacke. Er würde gern das Laub, das sich auf ihr gesammelt hat, zur Seite schieben. Aber er darf keine Spuren verwischen. Meyer wendet sich ab. Auch 40 Jahre

Berufserfahrung helfen in diesem Moment nicht. Das Flutterband ist schon gespannt, als Pressesprecher Roth zeitgleich mit den ersten Reportern eintrifft. Er sagt: »Wir haben eine tote Frau gefunden, es könnte sich um die Vermisste handeln.« Die Reporter fragen und fragen: Wer hat sie gefunden und in welchem Zustand? Musste sie leiden? Einer will bleiben, bis er den Leichenwagen filmen kann.

Hans-Joachim Meyer macht sich auf den Weg zum Polizeiposten im Bürgerhaus. Er geht zehn Minuten zu Fuß, muss Luft holen, braucht kurz Zeit für sich allein. Gut, dass man sie gefunden hat, denkt er. In diesem Versteck hätte sie Monate liegen können. Aber er weiß auch, was als Nächstes kommt. Im Bürgerhaus bespricht er sich mit den Kollegen, dann fährt er mit einem von ihnen los. Carolins Vater öffnet die Tür. Er sagt nicht Hallo. Er fragt: Isch's so weit? Ja, sagt Meyer, es ist so weit. Dann geht Carolins Vater rein und nimmt seine Frau in den Arm. Die Mutter will sofort zu ihrer Tochter. Carolins Ehemann sackt zusammen. Es ist das Ende des einen Albtraums und der Beginn eines neuen.

Um 16.45 Uhr, vier Tage nach Carolins Verschwinden, trifft die Meldung bei den Nachrichtenagenturen ein: »Am heutigen Donnerstag, 10. 11. 2016, kurz vor 15 Uhr, fanden Suchkräfte der Polizei in einem kleinen Waldstück zwischen Endingen und Bahlingen eine tote Frau. Mit hoher Wahrscheinlichkeit handelt es sich um die vermisste Carolin Gruber.«

An der Uni-Klinik Freiburg ist es kurz vor Mitternacht, als die Gerichtsmediziner ihre Arbeit aufnehmen. Fünf Stunden später ist klar: Der Täter hat Carolins Schädel mit einem Gegenstand, vermutlich einer Eisenstange, eingeschlagen. Davor hat er sie sexuell missbraucht. Beziehungstat, Zufallstat oder Nachahmung des Mordes in Freiburg? Auch die Freiburger Studentin war Opfer eines Sexualdelikts.

Wäre es ein Serientäter, dann tickte am Kaiserstuhl eine Bombe – nur drei Wochen liegen zwischen beiden Morden. In Endingen gehen Mütter inzwischen nicht mehr mit ihren Kindern auf den Spielplatz. Die Stadt ist abends wie ausgestorben. War es einer von

außerhalb? Einer von hier? Fest steht nur: Carolins Mörder war hier, und er ist es vielleicht immer noch.

Im Revier der Kreisstadt Emmendingen richtet sich jetzt die neu gegründete Soko Erle in einer alten Villa ein. Einer der Leiter ist Thomas Schönefeld, ein Kommissar aus Freiburg, 56 Jahre alt, im Besprechungsraum seines Teams steht ein sechseckiger Tisch, nach einer Stunde ist er vollgestellt mit Bildschirmen und Telefonen.

Nach und nach tapezieren die Ermittler die Wände: mit Karten, Fotos, Personalien von Tatverdächtigen. Auf einem großen Schaubild verbindet ein Netz aus Linien beschriftete Kreise: Opfer, Ehemann, Eltern, Geschwister, Kollegen, Freunde: Wer kennt wen wie gut? Wer versteht sich und wer nicht? Wie ist Carolins familiäre Situation? Viele der Ermittler kennen die Familienverhältnisse auch so: geordnet, die Ehe ein unbeschwertes Jahr alt. Trotzdem müssen sie dieses Bild hinterfragen – 90 Prozent der Tötungsdelikte sind Beziehungstaten. Hatte Carolin vielleicht einen Liebhaber, wie manche jetzt im Ort verbreiten? Kann es sein, dass sie ihren Mann betrogen hat?

Beim Kriminaltechnischen Institut in Stuttgart wird unterdessen alles eingeliefert, was nun genau untersucht werden muss: die Kleidung des Opfers, Carolins Kopfhörer, eine Tüte voller Laub von der Fundstelle, Zigarettenschachteln und Scherben von Bierflaschen, die in der Nähe im Gestrüpp lagen. Auch hier in Stuttgart stehen die Kollegen vor einer Herausforderung: Unter fast 2000 Spuren sollen sie den entscheidenden Hinweis finden.

Samstag. Revierleiter Hans-Joachim Meyer fährt noch einmal nach Endingen, heute ist Markttag. Rund um den Platz am Brunnen flackert ein Meer aus Kerzen. Meyer will die Endinger heute nicht allein lassen mit ihren Ängsten, deshalb ist er hier, steht in Uniform zwischen den Marktständen. Eine Frau sagt: »Ich habe vier Töchter, kann ich mit denen noch raus? Sagen Sie mir, ob ich je wieder im Wald joggen kann!« Dann fängt die Frau plötzlich an zu weinen, dreht sich abrupt weg und läuft davon. Eine andere Frau geht auf Meyer zu und umarmt ihn. Andere fragen: »Was ist mit der Carolin passiert?

Was tun Sie, damit wir wieder auf Straße können?« Die ganze Bevölkerung hat gebangt und gehofft, und jetzt verbindet sie Fassungslosigkeit, Trauer und Angst.

Das 40-köpfige Soko-Team um Leiter Schönefeld hat schon nach wenigen Tagen 260 Spuren und Hinweise gesammelt. Und es werden immer mehr – auch wenn viele Endinger tagelang mit sich ringen, ob sie ihre Beobachtungen melden sollen. Wenn die Polizei jemanden besucht, weiß die ganze Stadt Bescheid.

Schönefeld und sein Team verhören einen jungen Mann, der im Ort schon aufgefallen war, weil er jungen Frauen hinterhergeguckt hatte. Ein Kauz, ein Einzelgänger, vielleicht eine heiße Spur. Seine Wohnung wird durchsucht. Am Ende hat seine Mutter einen Nervenzusammenbruch und Schönefeld die Erkenntnis, dass der Mann nichts mit der Tat zu tun hat.

Zwei Zeugen erzählen von einem schwarzen VW Tiguan, den sie am Nachmittag der Tat am Waldrand gesehen haben. Andere von einem silbernen Passat, der mit offener Heckklappe an einem Rebstück parkte, und einem jungen Mann in Baggy Jeans, der sich in den Weinreben herumgetrieben haben soll.

Die Ermittler arbeiten einen Hinweis nach dem anderen ab, inzwischen sind es 300. Am Ende gehört der Passat zu einem Weinbauern, der am Sonntag arbeitete und auch den jungen Mann in Jeans gesehen hat. Auch dieser junge Mann taucht auf, auch er hat nichts mit der Tat zu tun. Nur der schwarze Tiguan kann niemandem zugeordnet werden.

»Die Spuren deiner Worte. Die Spuren deiner Umarmung. Die Spuren deines Lachens. Niemand kann sie uns auslöschen. Unsere Welt steht still. Du wirst immer bei uns sein«, steht in der Traueranzeige, die in der *Badischen Zeitung* erscheint.

400 Hinweise. Immer noch kein Tatverdächtiger.

Zwei Dutzend Sachbearbeiter sind damit beschäftigt, die Daten der Netzbetreiber in Excel-Tabellen umzuwandeln und auszuwerten. Das Problem: Auf dem Land gibt es wenige Funkmasten, die Funkzelle ist riesig. Fast eine Million Telefonnummern liegen im

Soko-Hauptquartier. Wer war am Sonntag in der Endinger Funkzelle eingeloggt, wer sind die Inhaber der Anschlüsse? Kennen sie das Opfer, haben sie Vorstrafen?

Der Trauergottesdienst findet zwei Tage später in der Endinger Pfarrkirche statt. 500 Menschen drängen sich in die Kirche, noch mal so viele stehen draußen, obwohl der Gottesdienst nicht per Lautsprecher übertragen wird. Revierleiter Meyer steht in Uniform am Rand und hofft, die Fassung wahren zu können. Seine Kollegen schirmen die Familie vor der Öffentlichkeit ab und begleiten sie später zur Beisetzung in Carolins Heimatdorf Oberrotweil, wo sie schon die umliegenden Hügel nach Fotografen mit Zoomobjektiven abgesucht haben. Keiner soll die Trauergemeinde heimlich filmen und die Bilder an die Presse geben können.

In Emmendingen arbeitet die Soko weiter Hinweis nach Hinweis ab, auch wenn er noch so unwichtig erscheint. Die Ermittler müssen kreativ sein, müssen immer wieder neu und quer denken, um in der Masse der Informationen Widersprüche und Zusammenhänge zu erkennen. Müssen genug Ausdauer haben für immer neue Diskussionen in den Besprechungen, in denen jeder Gedanke angehört und ernst genommen wird.

Soko-Leiter Thomas Schönefeld ist neben der Ermittlungsarbeit damit beschäftigt, das Team zusammenzuhalten. Nach vielen Jahren im Dienst hat er ein gutes Bauchgefühl. Er merkt, wenn jemanden der Mut verlässt oder er mit der Arbeit nicht hinterherkommt. Er koordiniert, wenn einer wegen der Familie nach Hause muss, er hört zu, wenn jemand überfordert ist. Er muss die Kräfte einteilen, seine eigenen und die der 40 Soko-Kollegen. »Ich hatte keine Ahnung, ob die Suche nach dem Täter ein Sprint wird oder ein Marathon«, sagt er später.

In Stuttgart arbeiten auch die Kriminaltechniker die Nächte und Wochenenden durch. Unter dem Mikroskop suchen sie jeden Quadratmillimeter von Carolins Laufhose nach Spuren ab, sichern Hautschuppen mit einer Pinzette. Damit selbst kleinste Partikel brauchbar werden, können sie die DNA auch vervielfältigen, was dauert, manchmal Wochen. Erst dann können sie sie abgleichen – mit den Daten von vorbestraften

Straftätern, mit Personen aus dem Umfeld des Opfers oder mit potenziellen Tatverdächtigen. Nicht jede DNA kann zugeordnet werden. Manchmal sind genau das die heißen Spuren – weil sie auf einen Verdächtigen hinweisen, der erst später ins Visier gerät. Manchmal sind es einfach nur Zufallsfunde.

Tag acht. Die Staatsanwaltschaft setzt für Hinweise, die zur Ermittlung oder Ergreifung des Täters führen, eine Belohnung in Höhe von 6000 Euro aus. Dazu kommen 22 500 Euro von Privatpersonen aus Endingen.

Tag zehn. Eine Zeugin sitzt im Hinterzimmer der alten Villa in Emmendingen. Sie versucht, einem Phantombildzeichner den Mann zu beschreiben, den sie an jenem Sonntag gesehen hat. Eigentlich war sie ganz nah an ihm vorbeigefahren in der Nähe des Fundorts. Jetzt kommt es ihr komisch vor, dass er sich wendete, als sie vorbeifuhr, so tat, als würde er telefonieren. Irgendwie ähnelt das Bild ihm doch nicht so richtig. Aber es ist das einzige, das die Kollegen haben. Sie geben es raus.

Die Soko arbeitet an sieben Tage die Woche, fast rund um die Uhr. Aus Tagen werden Wochen.

Am 2. Dezember nehmen die Freiburger Kollegen den mutmaßlichen Mörder der Studentin fest – ein scheinbar minderjähriger Flüchtling aus Afghanistan. Er soll die Studentin vom Fahrrad gezerrt, gewürgt und vergewaltigt haben, dann habe er sie im Fluss ertrinken lassen. Ist er auch Carolins Mörder?

Die Kriminaltechniker in Stuttgart fangen an, die DNA aus Endingen und Freiburg abzugleichen. Das Ergebnis ist noch am selben Wochenende da: Hussein K. ist nicht der Mörder von Carolin. Aber könnte auch Carolins Mörder ein Flüchtling gewesen sein? Der Kaiserstuhl liegt auf der Route, über die Flüchtlinge aus dem Balkan nach Deutschland kommen. Schönefeld schickt seine Leute in die Flüchtlingsunterkünfte in der Region. Nichts.

An Weihnachten haben sich bei der Soko 2400 Hinweise gesammelt. Als das neue Jahr beginnt, wird Soko-Leiter Schönefeld klar: Das wird ein Marathon.

Aber dann kommt der 17. Januar 2017. Thomas Schönefelds Telefon klingelt, es ist 16.30 Uhr. Als er die Stimme vom Chef der Kriminaltechniker in Stuttgart hört, läuft es ihm eiskalt über den Rücken – die Tatmerkmale stimmen mit Merkmalen einer ähnlichen Tat im österreichischen Kufstein vom Januar 2014 überein: Damals ging die französische Austauschstudentin Lucile gegen Mitternacht an der Promenade entlang zu Freunden, als sie angegriffen, vergewaltigt und ermordet wurde. Beide Frauen waren jung, hübsch, schlank, mit langen Haaren. Beide Male hatte der Täter die Frauen sexuell missbraucht, vermutlich mit einem Gegenstand, ohne Spermaspuren zu hinterlassen. Beide Tatorte liegen in Autobahnnähe, an europäischen Verkehrsachsen. Beide Morde passierten an einem Sonntag. Beide Frauen wurden erschlagen. In Kufstein fand die Polizei später im Fluss eine Eisenstange. In Endingen haben die Ermittler immer noch keine Tatwaffe finden können – aber dass auch Carolin mit einer Eisenstange erschlagen wurde, vermuten sie.

Schönefelds Gedanken überschlagen sich: Was müssen wir als Erstes tun? Woher kriegen wir welche Infos? Wer hat in Österreich gewohnt, gearbeitet und ist jetzt am Kaiserstuhl? Sie haben jetzt wieder eine heiße Spur.

Eine Stunde später stehen drei Flipcharts voller Fragen, Ideen und Ermittlungsansätzen im Raum. Die Autobahn, die Sonntage, denkt Schönefeld. An Sonntagen müssen Lastwagenfahrer pausieren. In Endingen hat zwar keiner einen Laster beobachtet – das wäre aufgefallen auf den kleinen Rebwegen. Aber die Autobahn liegt nur fünf Kilometer entfernt. Chefermittler Schönefeld spricht mit den österreichischen Kollegen. Die erklären ihm, dass eine Eisenstange, wie sie im Kufsteiner Mordfall benutzt wurde, normalerweise bei hydraulischen Hebesystemen gebraucht wird, zum Beispiel zum Abkippen von Lkw-Führerkabinen.

Die Österreicher übermitteln die Go-Box-Daten, mit denen die Lkw-Maut in Österreich erhoben wird. Jedes Fahrzeug mit mehr als 3,5 Tonnen hat eine solche Box.

Zwei Wochen lang gleicht ein Sachbearbeiter 43 000 Datensätze von fünf Mautstationen miteinander ab: Wer hat mehrere der Stationen passiert? Wer ist direkt nach der Tatzeit auf die Autobahn gefahren? Wo ist ein Lkw-Fahrer am Samstag angereist, konnte aber erst sonntags abladen? Die Soko fängt an, die Halter von 8500 ermittelten Fahrzeugen zu suchen, filtert knapp 300 Fahrzeuge heraus, die zur relevanten Tatzeit in Kufstein einen Aufenthalt eingelegt haben. Da es in Deutschland keine vergleichbare Maut gibt, liegen keine vergleichbaren Daten aus Eendingen vor.

Dann werden alle Speditionen im Umkreis von Eendingen und alle Personen mit Lkw-Führerschein kontaktiert. Ein Teil des Teams fährt los und klappert Tankstellen und Raststätten ab. Versucht, mit den Fahrern ins Gespräch zu kommen, verteilt Flugblätter auf Italienisch, Spanisch, Polnisch, Rumänisch. Das Phantombild wird ausgehängt.

Auch Holger Döpke pinnt das Bild ans Schwarze Brett seiner Firma. Döpke ist der einzige große Spediteur am Kaiserstuhl. Seine Lastwagen fahren zwar nicht nach Kufstein, aber Döpke erinnert sich, dass einer der Fahrer früher für eine österreichische Firma gearbeitet hat. Das Phantombild ähnelt dem Mann nicht, trotzdem meldet der Spediteur sich bei der Polizei. Beamte nehmen DNA-Proben von einzelnen Fahrern. Es gibt keinen Treffer.

Die Soko Erle arbeitet jetzt seit vier Monaten. Die Datenmengen im Computer wachsen, auf dem großen, sechseckigen Schreibtisch in der alten Villa in Emmendingen stapeln sich die Papiere, werden abgeheftet, 200 Aktenordner stehen inzwischen im Nebenzimmer. 3300 Hinweise. Aber noch immer keine konkrete Spur zu einem Tatverdächtigen.

Soko-Leiter Thomas Schönefeld verbringt oft schlaflose Nächte, seit es den Anschein hat, dass die Taten in Österreich und Eendingen zusammenhängen könnten. Er befürchtet, der Täter könnte noch einmal morden, bevor sie ihn finden.

Im Februar 2017 sind es 4200 Hinweise. Immer noch kein Tatverdächtiger. Die Soko lässt die Eisenstange aus Österreich kommen. Mitarbeiter verschicken Fotos und

Konstruktionszeichnungen der Stange an Lkw-Hersteller, bei anderen fragen die Kollegen direkt: Wer verwendet sie, welche Spediteure besitzen solche Modelle, wohin liefern sie?

Zwei Wochen muss Schönefeld warten, bis ein Sachbearbeiter die Tür zum Büro mit dem großen Tisch aufreißt. Er wedelt mit einer ausgedruckten Mail in der Hand. Der Lastwagenbauer Iveco hat sich gemeldet: Die Stange gehört zu ihrer Flotte. Ein riesiger Erfolg für die Ermittler: Sie können jetzt abgleichen, welche der an den Mautstationen erfassten Fahrzeuge von Iveco kommen und wer zur fraglichen Zeit am Steuer saß. Die Österreicher hatten diese Daten nie ausgewertet, weil es erst durch den Endinger Mordfall Anhaltspunkte dafür gab, dass der Täter ein Lastwagenfahrer sein könnte.

Es dauert quälend lange drei Monate, erst dann liegt eine Liste mit 13 Iveco-Lastern vor den Sacharbeitern. Nur eines der Fahrzeuge war zum Tatzeitpunkt mit nur einem Fahrer besetzt. Er arbeitet heute in der Spedition Döpke. Sein Name: Catalin C., ein Rumäne.

C. wohnt nicht in Endingen. Aber sonntags ist er immer hier – von einer Tankstelle vor Endingen holt er die Wäsche der Lkw-Fahrer und schiebt sie in die Waschmaschine in der Firma. Plötzlich gewinnt auch der in der Nähe des Tatorts beobachtete schwarze VW Tiguan wieder an Bedeutung: C. fährt genau so ein Auto.

Es ist der 1. Juni, als Schönefeld zwei seiner Mitarbeiter zur Spedition Döpke schickt. Sie sollen C. mit der Tatsache konfrontieren, dass er 2014 zur Tatzeit in Kufstein war. Aber die Beamten gehen ohne Dolmetscher los, und Catalin C. spricht kaum Deutsch. Dass sie eine Speichelprobe von ihm wollen, versteht er trotzdem, er gibt sie ganz entspannt ab. Als Schönefeld das hört, wundert er sich: Wenn C. der Täter ist, warum verhält er sich so? Oder ist ihm nicht klar, dass eine solche DNA-Probe ihn überführen könnte?

Thomas Schönefeld fordert einen Hubschrauber an, damit die Speichelprobe so schnell wie irgend möglich nach Stuttgart kommt. Zwei Stunden nach der Entnahme

sitzen die Kriminaltechniker über dem Mikroskop, extrahieren die DNA von dem Wattestab-Abrieb und fangen an, sie mit der DNA vom Fundort abzugleichen.

Zum ersten Mal seit sieben Monaten sitzen die Mitarbeiter der Soko Erle an diesem Abend zusammen, werfen den Grill an. Die Ermittlungsgruppe wird auf 20 Mann schrumpfen, für viele Kollegen ist es heute ein Abschiedsabend. Aber ist es auch das Ende des Falls? Haben sie den Täter? Oder geht der Marathon weiter? »Wir können nicht noch mal von vorne anfangen«, denkt Schönefeld. »Die Luft ist raus.« Er versucht, seine Zweifel zur Seite zu schieben. Ein Lkw-Fahrer mit Iveco-Fahrzeug, der am 14. Januar 2014 auch in Kufstein war – so viele Zufälle kann es nicht geben. Aber dann steht Polizeisprecher Walter Roth da und sagt: »Und wenn die DNA nicht übereinstimmt?«

Der Spediteur Holger Döpke verbringt eine unruhige Nacht, seine Gedanken hören nicht auf, um seinen Mitarbeiter zu kreisen. Catalin C. ist Familienvater, ein freundlicher Mann, höflich und zuverlässig, da sind sich alle im Team einig. In knapp zwei Jahren hat er keinen Unfall gebaut, er hat nicht einmal eine Schramme in den Lack seines Lasters gefahren. »Das schafft nur einer von 200. Arbeitstechnisch eins a«, sagt Döpke.

Um drei Uhr morgens fährt Döpke in seine Firma, um zu kontrollieren, ob C. seine Frühschicht antritt – die Ermittler wollen am Vormittag noch einmal mit einem Dolmetscher zur Vernehmung vorbeikommen. C. erscheint wie immer pünktlich zur Arbeit. »Er ist also nicht abgehauen«, denkt Döpke erleichtert. »Dann wird er wohl kaum der Mörder sein.«

In Emmendingen ist Soko-Leiter Schönefeld mitten in einer Besprechung, als um kurz nach 14 Uhr sein Handy vibriert. Er steht auf und geht Richtung Tür, nimmt auf dem Weg ab. Dann, so beschreibt es ein Kollege später, läuft sein Gesicht erst rot an, dann wird Schönefeld kalkweiß. Ein Beamter zieht schnell einen Stuhl zur Tür und drückt den Soko-Leiter drauf. Schönefeld stehen Schweißtropfen auf der Stirn. Sollen wir einen Arzt rufen?, fragen seine Kollegen. Schönefeld wehrt barsch ab: Nein, wir haben zu tun! Schönefeld muss einen Mörder festnehmen lassen.

Die Beamten rufen Holger Döpke an, bitten ihn, Catalin C. hinzuhalten, damit er das Büro nicht verlässt. In dem Moment ahnt Döpke, dass er gerade vor einem Mehrfachmörder sitzt. Er ist unbewaffnet, er fängt an, krampfhaft Dokumente zu sortieren, vermeidet jeden Blickkontakt mit seinem Mitarbeiter. Aber der sitzt nur ganz ruhig da.

Als die Beamten vorfahren, sitzt C. noch immer bei Döpke im Büro. Vier Polizisten treten ein, sie sind bewaffnet, tragen schusssichere Westen. Ohne jeden Widerstand legt C. die Hände auf den Rücken und lässt sich festnehmen. Die Fragen der Polizei beantwortet er pflichtbewusst – nach seiner Vita, nach seinem Aufenthalt in Kufstein. Nur als der Beamte fragt: »Wir haben Ihre DNA am Opfer gefunden. Wie erklären Sie sich das?«, sagt er nichts. Er starrt auf den Boden, regungslos. Nur in einer Rauchpause zittern seine Hände, erzählt Döpke später.

Ein Sachbearbeiter der Soko ruft bei Polizeisprecher Walter Roth an: »Sitzscht?« – »Ich brauch net sitzen. Sprich!« Der Kollege sagt nur: »Treffer.« Roth liest die Mail, die der Sachbearbeiter ihm weitergeleitet hat, immer wieder. Die Kriminaltechnikerin, die den DNA-Abgleich gemacht hat, schreibt darin unmissverständlich: Es gibt eine Übereinstimmung zwischen der DNA von den Fundorten und der von Catalin C.

Walter Roth ruft seine Frau an. Er fragt nur: Wär's für dich ein Problem, wenn wir meinen 60. Geburtstag morgen verschieben? Sie sagt: Ihr habt ihn!

Roth organisiert eine Pressekonferenz. Weil den Endingern der Tod von Carolin so nahegegangen ist, verlegt er sie in die Stadthalle, er will auch die Bürger persönlich informieren, nicht nur die Journalisten. 400 Menschen kommen. Sie wollen wissen, ob sie acht Monate nach dem Mordfall wieder allein vor die Tür können. Aber die Ermittler sagen nicht, was die Endinger sich wünschen: »C. war's!« Sie drücken sich vorsichtig aus, sie müssen sich rechtlich absichern. Also ist es der Bürgermeister, der schließlich vors Mikrofon tritt und mit fester, lauter Stimme sagt: »Ich glaube sicher, dass wir ihn haben.«

An diesem Samstag besucht Revierleiter Meyer aus Endingen den Friedhof des Städtchens. Zu Ehren von Carolin. Es ist schon warm an diesem Frühsommertag. Meyer sieht drei Freundinnen von Carolin an ihrem Grab sitzen, es ist voller Schmuck und Engelsfiguren, der Grabstein strahlt schneeweiß in der Sonne. Die Frauen haben Sekt und Gläser ausgepackt, Richtung Grabstein stoßen sie darauf an, dass der Täter gefasst ist. Sie erkennen Meyer, prostern ihm zu.

Dezember 2017, zwei Tage vor Weihnachten. Saal 4 der Schwurgerichtskammer des Landgerichts Freiburg ist bis auf den letzten Platz besetzt, viele Familienmitglieder und Freunde von Carolin sind da. Catalin C. sitzt mit gesenktem Kopf auf der Anklagebank. Der Gerichtsgutachter sagt, er habe selten so einen in sich gekehrten, emotionslosen Mann erlebt. »Wie durch eine Glaswand« habe er mit ihm gesprochen. Ein extrem verschlossener und einsamer Mann. Sein Vater verprügelte ihn als Jugendlicher, jahrelang hat er von ihm nichts gehört. Von seiner Mutter weiß Catalin C. nicht einmal, ob sie noch lebt. Emotionen habe er nur gezeigt, wenn es um seine Frau und seine drei Kinder in Rumänien ging. Angeblich habe er ein gutes Verhältnis zu seiner Frau. Aber Catalin C. hat im Internet regelmäßig nach anonymen Sex-Treffs gesucht. 2005 hatte er im Streit eine Prostituierte in Rumänien mit einem Messer angegriffen. Das Verfahren wurde damals eingestellt.

»Dass der Angeklagte Carolin G. vorsätzlich getötet hat, braucht keiner weiteren Ausführung«, sagt die Vorsitzende Richterin. C. habe Carolin den Schädel eingeschlagen, er sei entschieden gewesen, sie nicht am Leben zu lassen. Mit derselben Entschlossenheit habe er zwei Jahre vorher Lucile K. getötet. Als die Richterin das Urteil spricht, ringen viele im Saal mit den Tränen, aus Trauer um Carolin, auch aus Erleichterung. Der Mörder ist endlich gefasst. Catalin C. wird des Mordes und der besonders schweren Vergewaltigung für schuldig gesprochen. Er wird für den Rest seines Lebens hinter Gittern sitzen. Die Richterin lobt die Polizei: »Hier wurde unter großem Einsatz und unendlichem Fleiß große Arbeit geleistet.«

Im Soko-Revier in Emmendingen haben Beamte mittlerweile die Fahndungsbilder abgehängt und die Flipcharts abgebaut. In Endingen fühlen sich die Bürger so, als könnten sie in ihrer Stadt endlich wieder atmen. Trotzdem. Nur einfach so in den Weinbergen joggen, ohne einen Nebengedanken, das geht nicht mehr.

In der Kleinstadt trauen sich die Bürger kaum noch allein auf die Straße. Ist unter ihnen ein Serienmörder?

Zwei Zeugen melden sich bei der Polizei und berichten von einem Schrei, den sie in den Weinreben gehört hätten

Die Ermittler arbeiten 4200 Hinweise ab, dann haben sie einen Tatverdächtigen. Aber ist er der Mörder?

Hinter der Geschichte: Die Autorin lebt in Berlin, kommt aber aus einer Kleinstadt in Baden-Württemberg. (Mit dem Polizeisprecher Walter Roth ist sie nicht verwandt.) Sie fragte sich: Wie arbeiten Ermittler an einem Ort, wo jeder jeden kennt? Sie verbrachte vier Tage in Endingen. Während der Recherche lief sie die Strecke ab, auf der Carolin ihren Mörder traf. Ein unheimliches Gefühl – obwohl der Täter damals schon gefasst war.

Polizisten suchen in den Weinbergen bei Endingen nach Hinweisen

An einem Sonntagnachmittag ging Carolin joggen – und traf ihren Mörder

Die Ermittler sind sicher: Der Mörder ist ein Lkw-Fahrer

Droht uns die Sprachzensur? Nein!

Unser Deutsch ist ungerecht und ungenau. Deshalb müssen wir anders sprechen und schreiben als bisher.

Von Marie Schmidt, Die Zeit, 30.05.2018

Kurz noch was anderes, bevor wir anfangen: Was ein echter FC-Bayern-Fan ist, der muss ja am Pfingstsonntag ziemlich durch den Wind gewesen sein. Eine Gruppe sah man sogar johlend durch die Straßen ziehen. Sie trafen ein paar Touristen aus Australien, man verbrüdete sich, und alle zogen weiter zum nächsten Kiosk, um Bier zu kaufen. Da merkten sie, dass keine von ihnen Geld dabei hatte. Sie hatten ihre Handtaschen daheim liegen lassen. Kein Wunder, so betrunken, wie die Mädels nach dem verlorenen Pokalfinale waren.

An dieser Geschichte ist nach den Regeln der Grammatik alles in Ordnung. Aber was sehen Sie vor Ihrem inneren Auge? Waren Sie überrascht, dass die Fußballfans Frauen sind? Und handelt es sich bei den Leuten aus Australien um Frauen oder Männer? Sie können es nicht wissen, weil im Deutschen die männliche Wortform benutzt wird, sobald auch nur ein einziger Mann in einer Gruppe ist. Das Wort "verbrüden" ist auch nicht aufschlussreich, es gilt geschlechterübergreifend, auch wenn der Wortteil "Brüder" in die Irre führt.

Pardon, Sie haben gerade an einem kleinen Gedankenexperiment teilgenommen, das zeigt, warum es sinnvoll wäre, Sprache zu "gendern": Man versteht sie sonst nicht richtig, das Gesagte wird unklar oder schlimmstenfalls falsch. Deshalb ist es geraten, nach dem Geschlecht zu differenzieren, wenn von Personen die Rede ist. Wenn das nicht geht, etwa bei abstrakten Gruppen, empfiehlt es sich, irgendwie zu signalisieren, dass man über das Geschlecht gerade nichts Genaues aussagen möchte. Dazu eignen sich Partizipien ("der/die Studierende") oder neutralisierende Formen wie "Bürger*innen".

In unserer Geschichte hätte also von "Touristinnen und ihren Männern" die Rede sein können, dann hätten Sie es sich genau vorstellen können. Oder von "Tourist_innen" oder "Reisenden", dann wäre Ihnen bewusster geworden, dass Sie das Geschlecht nicht einordnen können. Mit den "FC-Bayern-Fans" wird es schwierig, denn "der Fan" ist zwar im Deutschen maskulin, im Plural neutralisiert sich das Genus aber, weil es keine weibliche Wortform gibt. Dazu ein weiterer Test: "Die *Bibi & Tina*-Fans" – was sehen Sie?

Wenn die Bedeutung des Wortes "Fans" hier in einem Fall in Richtung "Männer mit Schals" und im anderen zu "kleine Mädchen" tendiert, dann wegen des Kontextes. Dass wir Sprache benutzen können, hängt eben nicht nur davon ab, dass wir das Lexikon und die Grammatik abgespeichert haben. Menschen sind keine Computer, in die bloß ein regelkonformer Code eingegeben werden muss, damit der richtige Sinn in ihren Hirnen entsteht. Das scheinen nur die Verteidiger des sogenannten generischen Maskulinums zu glauben, die behaupten, mit der grammatisch männlichen Form seien Frauen "selbstverständlich mitgemeint".

So funktioniert Sprache nicht. Wir deuten Wörter und Sätze nicht danach, was der Sprecher "meint", wir können ja nicht in seinen Kopf gucken. Wir schließen dagegen viel aus dem Zusammenhang: Wer spricht? In welchem Ton? Mit welchem Wissenshorizont? Welche kulturellen Erwartungen bestehen? Der Trick der Geschichte zu Anfang war, dass das maskuline Genus des Wortes "Fan" gut zu der Erfahrung passt, dass 78 Prozent der Leute, die Fußballstadien besuchen, männlich sind. Gerade bei Personenbezeichnungen erzeugt das grammatische Geschlecht zusammen mit dem sozialen Geschlecht die Bedeutung.

Das grammatische Geschlecht wirkt stärker als das soziale Stereotyp

Das heißt, unser Sprachverstehen beruht auf inneren Bildern, Vorurteilen. Die sind oft beliebig. Zur Entspannung ein Beispiel jenseits des Geschlechterspektrums: die Nuss. Deutsche stellen sich unter diesem allgemeinen (generischen) Begriff spontan eine Haselnuss vor. Wenn Sie das entsprechende französische Wort *noix* googeln, erhalten Sie Bilder von Walnüssen. Das wird in Frankreich mit diesem Begriff assoziiert, das ist kulturel-

le Prägung. Wenn Sie in einer Bar "Nüsse" bestellen, bekommen Sie wahrscheinlich Erdnüsse, das ist eine Konvention im Kontext "Bar".

Wir können solche Muster nicht umgehen. Wörter sind abstrakt, sie bezeichnen Klassen von Dingen. Wir würden uns beim Sprechen heillos verzetteln, wenn wir unser Vorverständnis jedes Mal zur Diskussion stellen würden. Was die Nüsse betrifft, ist das kein Problem, solange die Mandeln sich nicht unterrepräsentiert fühlen und protestieren (und Sie nicht im Urlaub an der Côte d'Azur durch ein Nusstörtchen in Lebensgefahr geraten, weil Sie an einer Walnussallergie leiden). Manche Muster wirken allerdings stark störend für die Kommunikation. Wenn wir von und mit Menschen sprechen, ist deshalb Vorsicht vor unbedachten Verallgemeinerungen geboten. Der Höflichkeit halber müssen wir uns klarmachen, dass Sprache kein neutrales Medium für das ist, was wir gerade "meinen". Was das grammatische Genus betrifft, konnte die linguistische Forschung schon vor geraumer Zeit zeigen, dass es zusammen mit dem sozialen Geschlecht zu ungunsten Verallgemeinerungen führt.

Dazu gab es zum Beispiel Tests, die unserem Experiment zu Beginn ähnelten. Probandinnen und Probanden wurde der Anfang einer Geschichte im generischen Maskulinum erzählt, um zu messen, welche Fortsetzung sie wie schnell als plausibel erkannten: eine, in der sich die Figuren als männlich, oder eine, in der sie sich als (zum Teil) weiblich herausstellten. Die männliche "Lösung" fanden die Leute dabei häufiger und schneller richtig. So wurde nachgewiesen, dass das Maskulinum nicht generisch funktioniert. Das grammatische Geschlecht wirkt sogar stärker als das soziale Stereotyp. Das stellte sich heraus, als der Versuch mit Berufsbezeichnungen wiederholt wurde, die eigentlich weiblich belegt sind, wie "Kosmetiker". Auch diesen Begriff verstanden Deutschsprachige zuerst als "Männer". Englischsprachige assoziierten mit "*beauticians*" dem Vorurteil gemäß Frauen, da es im Englischen kein grammatisches Geschlecht gibt.

Das Abhängigkeitsverhältnis von Sprache und Vorstellungen besteht also in beide Richtungen: Unsere Vorstellungen bedingen, wie wir die Sprache verstehen, aber die Form unserer Sprache begrenzt zugleich, was wir uns vorstellen können. Deswegen ist das geschlechtsübergreifend verwendete Maskulinum mit schuld daran, dass Frauen sich

in bestimmten Situationen tatsächlich unterordnen, weil sie nicht genau wissen, ob sie gerade angesprochen werden oder nicht. Die Verfechter des generischen Maskulinums tun so, als könne man da trennen. Sie sagen, man lenke mit der Gendersprache von der "wirklichen" Ungerechtigkeit der sozialen Verhältnisse ab. Gegen die solle man kämpfen, dann brauche man an der Sprache nichts zu ändern. Sie machen es sich zu einfach. Man muss das eine tun, ohne das andere zu lassen, so eng hängen die beiden Dimensionen zusammen.

Das sind zwar weder neue noch esoterische Ideen, der Streit um die Sprache wird aber heftiger denn je, seit geschlechtergerechte Sprache vielfach (etwa in Stellenausschreibungen oder an Universitäten) erwünscht ist. Das schmerzt ihre Gegner, die die herkömmliche Sprache um ihrer gefühlten Natürlichkeit willen verteidigen. Wobei die Idee, dass es einen Urzustand der Sprache gebe, in der Frauen im Maskulinum "mitgemeint" seien, relativ jung ist. Sie tauchte erst in den 1960er Jahren in den Grammatiken auf, kurz bevor diese These von der feministischen Sprachwissenschaft wieder infrage gestellt wurde. Der Verdacht liegt nahe, dass die Grammatik-Fetischisten damit weniger die Sprache als die Vorurteile in ihren Köpfen beschützen wollten, dass sie das Neue also bis heute aus ideologischen Gründen bekämpfen. Sie argumentieren nur scheinbar rational und klammern sich wie wild an ihre Grammatikbücher.

Entsprechend urteilte gerade auch der Bundesgerichtshof, vor den die 80-jährige Feministin Marlies Krämer zog, die ihre Sparkasse verklagte. Sie wollte durchsetzen, dass in Formularen auch die weibliche Form ("Kundin") für sie stehen müsste. Das BGH prüfte das geschlechterübergreifende Maskulinum und erkannte an, dass es "als benachteiligend kritisiert und teilweise nicht mehr so selbstverständlich als verallgemeinernd empfunden wird". Trotzdem wies das Gericht die Klage ab, da die geltenden Gesetze ja auch im Maskulinum verfasst seien.

Wenn es Ihnen also ums Rechthaben nach dem Schema "Ist halt so" geht, dürfen Sie im generischen Maskulinum weiterplaudern. Wenn Sie darauf Wert legen, etwas auszusagen und verstanden zu werden, hilft Ihnen die geschlechtergerechte Sprache. Denn schneller als die Sprache (und die Gesetze) wandelt sich die Welt, von der wir sprechen.

Das betrifft nicht nur die öffentliche Wirkung von Frauen, sondern unser Verständnis von "Geschlecht" überhaupt. Die Möglichkeit dritter Geschlechter jenseits von Männlichkeit und Weiblichkeit wird immer öfter thematisiert und ist sogar vom Bundesverfassungsgericht anerkannt worden. In einer vielfältigen Gesellschaft, in der Menschen jeden Geschlechts verschiedenste Rollen bekleiden, steht eine Sprache, die nur Männer nennt, eben endgültig als ungerecht, ungenau und beschränkt da.

Wir kommen um Widersprüche in der Sprache nicht herum

Wenn Sprache sich ändert, müssen allerdings Regeln dran glauben. Es droht ein ziemliches Kuddelmuddel, wenn in jeder Seminarsitzung, in jedem Behördenschreiben neu überlegt werden muss, wie "man" jetzt spricht. Deshalb behelfen sich inzwischen viele Institutionen mit Leitfäden für geschlechtergerechte Sprache. Die Gefahr, dass eine einheitliche Lösung "von ganz oben" befohlen würde, besteht entgegen mancher Befürchtung aber nicht. Niemand wird zu irgendetwas gezwungen.

Das ginge gegen sämtliche Ideen der Gendersprache. Denn die kommt aus der Sprachphilosophie des Poststrukturalismus, deren zentrale Beobachtung lautet: Sprache bedeutet nicht dann besonders viel, wenn sie möglichst sklavisch irgendwelchen Regeln gehorcht. Bedeutung entsteht häufig, wenn die Verallgemeinerung der Sprache in Konflikt gerät mit konkreten Aussagen, also durch sogenannte performative Widersprüche. Viele Witze basieren darauf: Ein Norddeutscher fährt Aufzug. Steigt ein Bayer ein und sagt: "Grüß Gott!" Der Norddeutsche: "So hoch fahre ich aber nicht." Die Kommunikation dieser beiden misslingt hier, und uns wird klar: Der Sinn des Grußes ("Hallo") steht irgendwie quer zur wörtlichen Bedeutung.

Die neuere Sprachphilosophie ist nun zu der Erkenntnis gelangt, dass performative Widersprüche nicht nur als Sonderfälle vorkommen, sondern auch die Dynamik der "normalen" Sprache ausmachen. Ein gutes Beispiel dafür ist der Satz, mit dem oft der Unsinn gegenderter Sprache bewiesen werden soll: "Frauen sind die besseren Autofahrer." Diesen Satz könne man nicht gendern, ohne ihn seines Sinns zu berauben, heißt es. Die Pointe ist aber, dass schon der Ursprungssatz nur richtig wirkt, weil er falsch ist: Frauen sind keine Autofahrer, sondern streng genommen Autofahrerinnen. Der Witz des Satzes ist,

dass die konventionelle Funktion des generischen Maskulinums "Autofahrer" gegen das Wort "Frauen" ausgespielt wird.

Alles in allem sind die Vorwürfe gegen die geschlechtergerechte Sprache also wohlfeil: Ja, sie ist kompliziert und spielt mit Wörtern und Grammatik. Ja, sie ist moralisch, denn sie enthält eine Botschaft darüber, wie man die Welt und Gesellschaft haben möchte. Und ja, sie führt in Widersprüche. Aber all das gilt für die herkömmliche Sprache auch. Es fällt nur nicht so auf, wir haben uns daran gewöhnt. Und an geschlechtergerechte Sprache werden wir uns auch gewöhnen. Schön werde sie nie sein, sagen die Gegner. Aber rau und kantig ist Sprache eben bisweilen. Versuchen Sie mal, elegant das Wort "Schmetterling" zu sagen.

Während sich die Liebhaber des generischen Maskulinums noch verkämpfen, gendern die anderen jedenfalls heute munter drauflos. Wie genau Sie es damit halten, können Sie davon abhängig machen, wie Sie zu der Erkenntnis stehen, dass wir um Widersprüche in der Sprache nicht herumkommen. Wenn Sie denken, dass man solche Widersprüche nicht zu hoch hängen sollte, weil das Streit zwischen den Menschen begünstigt, neigen Sie eher der hermeneutischen Seite zu. Lesen Sie Jürgen Habermas, und formulieren Sie den Satz einfach um: Unter allen, die einen Führerschein haben, fahren Frauen am besten Auto. Freunde finden Sie unter Journalistinnen, Werbetreibenden und den Autorinnen des Ratgebers *Richtig gendern* aus dem Dudenverlag, der sich im Wesentlichen mit einer begütigenden Lösung aus Doppelnennungen (Bürgerinnen und Bürger) und neutralisierenden Verlaufsformen (Studierende) zufriedengibt.

Wenn Sie dagegen zum existenzialistisch-dekonstruktiven Weltbild tendieren und finden, dass man die Widersprüchlichkeit der Welt nicht verschleiern sollte, könnten Ihnen die Bücher von Jacques Derrida und Judith Butler gefallen. Sie mögen dann vielleicht lieber grafische Markierungen wie Unterstriche oder Sternchen, die wie Mahnmale in den Wörtern stehen, wo immer ihr Sinn nicht ganz festzulegen ist. Verbündete finden Sie unter Künstler*innen, Philosoph*innen und den Autor*innen der Broschüre *Was tun?* der AG Feministisch Sprachhandeln an der Humboldt-Universität Berlin. Die verfiicht Formen wie "Professor_innen", "Professor*innen" oder "Professx", in denen alle, die sich mit

den Kategorien weiblich und männlich nicht identifizieren können, in einer symbolischen Lücke Platz finden.

Noch eine Daumenregel: Höflich ist es, in der Auseinandersetzung mit anderen Menschen deren Wertvorstellungen zu achten. So geschehen auch in diesem Text. Von den Verteidigern des generischen Maskulinums war im generischen Maskulinum die Rede. Sollten Frauen darunter sein, fühlen sie sich ja mitgemeint. Sonst wurde eine gemäßigt gegenderte Sprache benutzt, die gelegentlich zur Abwechslung die feminine Form einstreut, vor allem aber unsachgemäße Geschlechterzuschreibung vermeidet, wo es geht: Dabei helfen die direkte Anrede in der ersten und die dritte Person Plural sowie Relativsätze, das Passiv und das eine oder andere Partizip, liebe Lesende. Über solche Verlaufsformen wird zwar auch viel gespottet. Aber soll man Reisende wegen grammatischer Bedenken aufhalten?

Wir waren wie Brüder

Unser Autor ist vor Neonazis weggelaufen und war mit Rechten befreundet. In den neunziger Jahren in Ostdeutschland ging das zusammen. Wenn er heute in Chemnitz Männer um die vierzig sieht, die Hitlergrüße zeigen, dann fragt er sich: Was habt ihr mit mir zu tun? Und ich mit euch?

Von Daniel Schulz, taz.die tageszeitung, 29.09.2018

Die eigene Hässlichkeit kann ein Rausch sein. Wenn man sie umarmt und das Grauen in den Gesichtern derer sieht, die einen beobachten und verachten, aber sich nicht an einen herantrauen, dann strömt Macht durch die Adern wie elektrischer Strom.

Als ich bei über hundert Kilometern pro Stunde einem BMW hinter uns auf die Motorhaube pisse, spüre ich diese Macht. Als ich da im Dachfenster stehe, die Hose bis zu den Oberschenkeln heruntergelassen, sehe ich das große weiße Gesicht des Fahrers: Die Augen geweitet, vor Schreck, Entsetzen, Empörung, bläht es sich auf wie ein Ballon, ich würde gern mit einer Nadel hineinstechen.

Ich bin neunzehn, ich bin zehn Meter groß und acht Meter breit, ich bin unverwundbar.

Als am 27. August 2018 Männer meiner Generation, so um die vierzig, in Chemnitz einen „Trauermarsch“ veranstalten und einige ihre nackten Hintern in die Kameras halten, wie man es bei YouTube sehen kann, denke ich an meine Autobahnfahrt. Als schwere Männer Hitlergrüße zeigen und Menschen angreifen, deren Hautfarbe ihnen nicht passt, als die Polizisten nicht einschreiten, bin ich paralysiert, als würde etwas Dunkles hochkommen, von dem ich dachte, ich hätte es hinter mir gelassen. Aber ich erinnere mich auch an diesen Machtausch, den Kick, wenn du jemandem klarmachst: Regeln? Und was, wenn ich auf deine Regeln scheiße, mein Freund? Was dann?

Ich sehe Chemnitz und frage mich: Was habt ihr mit mir zu tun? Was ich mit euch?

Zum Tag der Deutschen Einheit wird es wieder die geben, die erzählen, warum die Wiedervereinigung eine Erfolgsgeschichte ist. Schon das Wort „Wiedervereinigung“ ist eine Lüge, werden die anderen sagen, die vor allem sehen, was verloren ging: Betriebe, Selbstachtung, ganze Leben. Gerade sind die besonders gut zu hören, die sagen: Erkennt endlich die Leistungen derjenigen an, die sich eine neue Welt aufbauen mussten. Die auch oft sagen: Lasst mich in Ruhe mit den Opfergeschichten, wir sind stolz auf das, was wir geschafft haben, selbst wenn wir gescheitert sind.

Gerade, fast dreißig Jahre nach der Wende, erzählt die Generation meiner Eltern und Großeltern ihre Geschichten. Nicht das erste Mal, aber es scheint die richtige Zeit zu sein. Die sächsische Staatsministerin für Integration, Petra Köpping, hat einige dieser Geschichten aufgeschrieben in ihrem Buch „Integriert doch erst mal uns!“ und sie füllt in Ostdeutschland zur Zeit jedes Haus.

Es geht viel um verlorene Arbeitsplätze und ja, das klingt hübsch technisch, wie ein leicht lösbares Problem. Aber in diesem preußischen Vollbeschäftigungsstaat namens DDR, in dem Arbeit gleich Lebenssinn war und die wenigen, die keine Jobs hatten, „Assis“ gerufen wurden, bedeutete das eben auch: Kollegen, Brüder, Ehemänner, die sich erhängten, Geschwister und Cousins, die sich langsam zu Tode sofften, Familien, in denen es erst heiß aufwallte wie in einem Vulkan, weil einer jetzt mehr hatte als die anderen und dann erstarrte alles zu einer toten Landschaft kalter Schlacke. Frauen, die so sehr anpackten, um sich, ihre Männer und ihre Kinder durchzubringen, bis nichts mehr von ihnen übrig blieb als der Wille „es zu schaffen“.

Ist da noch Platz für die Erzählungen der 90er Jahre aus der Sicht derjenigen, die beim Fall der Mauer zu alt waren, um nichts von der Vergangenheit mitbekommen zu haben, aber zu jung um mitzureden, wie die Zukunft aussehen sollte? Über das Jahrzehnt, in dem auch die Menschen aufgewachsen sind, die heute Hitlergrüße zeigen und brüllen?

„Mit den 90er Jahren verbinde ich persönliche Erlebnisse, die derzeit wieder hochkommen“, sagt Manja Präkels, „und wenn ich im Land unterwegs bin, sehe ich jetzt

oft genau die Leute bei der AfD wieder, die sich als Sieger der Kämpfe der 90er Jahre begreifen.“

Präkels hat das Buch „Als ich mit Hitler Schnapskirschen aß“ geschrieben, über die letzten Tage der DDR und das barbarische Jahrzehnt, das Ostdeutschland danach erlebte. Präkels ist 1974 geboren und in Zehdenick aufgewachsen, einer Stadt nördlich von Berlin. Ihr Buch ist neben „Oder Florida“ von Christian Bangel der zweite Roman mit autobiografischen Zügen, der im vergangenen Jahr erschienen ist und vom Ostdeutschland der 90er Jahre handelt.

Ich habe sie angerufen, um sie zu fragen, ob auch sie sich an damals erinnert fühlt, wenn sie die Bilder aus Chemnitz und Köthen sieht. Sie sagt, wenn sie auf Lesereisen unterwegs sei oder bei Tagungen, dann treffe sie auf Rechtsextreme, die angetrieben sind von dem, was sie damals erreicht haben in Rostock-Lichtenhagen und bei den vielen kleineren Feuern, die kaum jemand sah. „Sie begreifen sich als Sieger dieser Kämpfe“, sagt Präkels, „weil nichtweiße Menschen damals aus Ostdeutschland abtransportiert worden sind. Das hat die Gewalt jener Jahre in ihren Augen nachträglich legitimiert.“

Wann fängt man also eine Geschichte über damals an? Für mich begann es nicht 1989. Für mich begann es in der DDR.

In der zweiten Klasse malt Ricardo mit dem Bleistift ein Hakenkreuz auf die Schulbank. An sich nichts Besonderes, auch ich habe das schon gemacht, einmal an einem Junitag 1987, während ich in mein Diktatheft krakele: „Heute kommt unsere Mutter spät nach Hause. Wir wollen helfen.“ Hakenkreuze malen ist das Verbotenste, was ich mir vorstellen kann. Jedes Mal brüllt ein kleines Tier in meinem Brustkasten seine Freude darüber hinaus, nicht erwischt worden zu sein. Die Kunst ist, aus dem Hakenkreuz gleich wieder ein kleines Fenster zu machen, bevor einen jemand sieht.

Aber Ricardo ist zu langsam gewesen oder vielleicht hat er vergessen, die Striche weiter zu ziehen, ich sehe es, zwei Freunde sehen es, wir nehmen ihn uns vor, als die Lehrerin nicht im Klassenzimmer ist. Es ihr zu sagen, geht nicht. Eine Petze zu sein, war schlimmer als alles andere. Wir müssen das unter uns regeln.

„Du weißt, dass das falsch war?“, frage ich.

Er heult. Er ist schwerer als ich und größer, aber er versucht nichts, zwei andere Jungs aus der Klasse stehen neben ihm. „Nimm die Brille ab“, sage ich. Ricardo heult noch ein bisschen mehr, er fleht mit großen Augen und ja, na klar, wohnen wir im gleichen Block und ja, wir wollen uns am Nachmittag wieder beim Sandkasten vor dem Haus treffen, aber erst einmal muss das hier erledigt werden.

Der im sozialistischen Jugoslawien geborene Schriftsteller Tijan Sila hat dieses Verhalten von Jungen in seinem Buch „Tierchen Unlimited“ so beschrieben: „Die Erziehung von Grundschulern sollte das Ethos der Partei spiegeln, und das erschloss sich mir damals nur in Gegensätzen: oben ein kaltes, appolinisches Gesicht, das Keuschheit, Nüchternheit und Leidenschaft forderte, und darunter ein triebhafter, dämonischer Torso, der Härte, Kampf, Rivalität oder Opfer gut fand.“ Vielleicht blieb dieser Torso übrig, als der Kopf mitsamt der DDR verging.

Ums Kämpfen ging es in der DDR oft, die größten Kämpfer waren die, die nicht mehr lebten: die kommunistischen Antifaschisten, die in den Lagern gestorben waren, damit wir es besser hatten. Von Wandbildern und aus unseren Schulbüchern blickten uns muskulöse weiße Männer an. Von den Juden erzählten unsere Lehrerinnen nur, dass die Nationalsozialisten sie umgebracht hatten. Gekämpft hatten sie jedenfalls nicht.

Auf dem Nachhauseweg von der Schule erzählen wir Jungs uns Judenwitze. Zu viert oder zu fünft laufen wir über Kopfsteinpflaster und schwarzen Sand nach Hause, am Friedhof und an der Kneipe vorbei hin zu den vier Neubaublöcken am Rande des Dorfes.

Einer fragt: „Was ist der Hauptgewinn in der KZ-Lotterie?“

Ich sage: „Kenn ich doch schon. Eine Platzkarte in der Gaskammer.“

Später habe ich unsere Witze in dem Buch „Das hat's bei uns nicht gegeben!“ wiedergefunden. Veröffentlicht hat es vor einigen Jahren die Amadeu Antonio Stiftung, benannt nach einem angolanischen Vertragsarbeiter, den junge Männer 1990 in Eberswalde so lange schlugen, bis er ins Koma fiel und später starb.

Woher wir unser Witze hatten, weiß ich nicht mehr. Es hätte sie gar nicht geben dürfen. In der Verfassung der DDR stand, der Faschismus sei besiegt. Und weil er nun

einmal besiegt war, durfte er nicht existieren. Die Staatssicherheit, das lässt sich in dem Buch der Stiftung ebenso nachlesen wie in den Berichten des Geheimdienstes selbst, nannte Hakenkreuze auf jüdischen Friedhöfen und Neonazis, die andere Menschen zusammenschlugen, „Rowdytum“ und tat so, als gäbe es keinen politischen Hintergrund. Punks und alle, die anders aussahen als sich die sozialistische Elite ihre Bürger vorstellte, verfolgten Geheimdienst und Polizei dagegen hart als Auswüchse einer Dekadenz, die nur aus dem Westen kommen konnte.

Daran knüpft die AfD heute an. Die Partei setzt wie keine andere darauf, eine ostdeutsche Identität zu feiern und zu fördern. In Wahlkämpfen und Reden umwerben ihre Politiker die Menschen damit, wie fein deutsch und wenig verfremdet es in Ostdeutschland so zugehe. Und die Erzählung vom unpolitischen Rowdytum scheint bei vielen Polizisten ebenfalls heute noch zu funktionieren.

War das in der Bundesrepublik denn besser? Klassische Frage, die immer kommt, wenn man etwas über die DDR schreibt. Vielleicht ließe sich sagen, es gab in Westdeutschland wenigstens die Chance auf ein öffentliches Gespräch. In der DDR lief so eine Serie wie „Holocaust“ nicht im Fernsehen, die Leute konnten danach nicht darüber reden, sich aufregen oder weinen – zu Hause, in der Kneipe, im Bus. Und bei allem Verständnis für den Willen, sich von Westdeutschen nicht mehr das eigene Leben ausdeuten zu lassen: Ist es wichtiger, das Andenken an die DDR zu retten oder sich Gedanken darüber zu machen, warum die eigenen Kinder von Nazis gejagt werden oder selbst andere jagen?

Nach dem Überfall von Neonazis auf ein Punk-Konzert in der Ostberliner Zionskirche 1987 wollte das Zentralkomitee der SED dann doch einmal die neonazistischen Umtriebe untersuchen. Die Forscher registrierten 1988 bis zu 500 Taten aus dem rechtsextremen Milieu pro Monat. Die Ergebnisse verschreckten die Machthaber so sehr, dass sie sie gleich wieder wegschlossen. Der Oberstleutnant der Kriminalpolizei, der das Team geleitet hatte, wurde ab da von der Stasi beobachtet.

Wir lesen „Pawel“ in der vierten Klasse. Wir haben das grüne Schulbuch vor uns auf dem Tisch liegen, wir lesen abwechselnd ein paar Sätze vor. Ein Leutnant der

Wehrmacht sitzt am Rande eines brennenden sowjetischen Dorfes und sieht einen spielenden Jungen. Er denkt: „Worin besteht der Unterschied zwischen diesem und einem deutschen Kind?“ Er rettet den Jungen vor dem heranrasenden Auto eines Feldwebels, sie fliehen zusammen zu sowjetischen Soldaten und der Leutnant kehrt an der Seite der Roten Armee nach Deutschland zurück. Fünfeinhalb Seiten dauert die Transformation des Nazi-Offiziers zum Kommunisten und sie beschreibt in ihrer kindgerechten Kürze recht gut den antifaschistischen Mythos der DDR. Der Staat musste ein paar Verführer bestrafen, den großen Teil seiner Bürger konnte er dann, ohne groß über die Vergangenheit zu reden, zum Aufbau des neuen Staates einsetzen.

Zugleich wussten wir wenig vom Fremden. Selbst unsere angeblichen Brüder kannten wir nicht. „Wir zeigen unsere freundschaftliche Verbundenheit mit dem Sowjetvolk“, schreibe ich am 8. Mai in meinen Heimatkundehefter. Aber wir sehen sie kaum, obwohl viele Kasernen gar nicht so weit weg sind. Manchmal marschiert ein Trupp mit Kalaschnikows auf dem Rücken an unserem Kindergarten vorbei und wir drücken uns an den Zaun und sehen ihnen nach. „Scheißrussen“, sagt ein Junge neben mir, und als ich ihn frage warum, sagt er: „Wenn der blöde Hitler unsere Wehrmacht nicht kaputt gemacht hätte, wären die jetzt nicht hier.“ Das hatte ihm jedenfalls sein Vater erzählt.

Wir wussten nicht, wer die Juden waren. Wir wussten nicht, wer die Russen waren. Wer die Nazis waren, wussten wir. Der Nazi war einer, der aus dem Westen kam. Der Kapitalismus galt als Vorstufe des Faschismus, und tatsächlich saßen ja noch alte Nazi-Eliten auf genügend Machtpositionen, um die als Beweis zu präsentieren. Als die Staatssicherheit 1960 im Bezirk Rostock eine „Aufstellung über Hakenkreuzschmierereien“ mit über fünfzig Delikten erstellte, sagte der Leiter der Bezirksverwaltung, diese seien „Teil der Provokation aus Westdeutschland“. In „Käuzchenkuhle“, einem der bekanntesten Jugendbücher der DDR, löst ein Junge zusammen mit seinen Freunden einen Kriminalfall, bei dem „der Fremde“, ein ehemaliger SS-Mann aus Westdeutschland, zurückkehrt, um alte Nazi-Raubkunst zu bergen. Noch 2006 erklärte mir der SPD-Innenminister eines ostdeutschen Bundeslandes vor einem Interview, das Naziproblem käme aus dem Westen und, nein, in der DDR habe es das nicht gegeben.

Der Fall der Mauer brach mir das Herz. Ich hatte Angst vor dem Westen, vor den Faschisten, einfach davor, dass alles, was ich kannte, kaputt gehen könnte.

Die Erwachsenen rührten keinen Finger. Sie saßen vor dem Fernseher und sahen sich Demonstrationen an. Sie unterrichteten uns weiter in der Schule, als sei alles völlig normal. Dass wir wirtschaftlich keine Chance hatten, war mir ja klar, jeder Junge, der wusste, wo die Matchboxautos herkamen, begriff das. Aber mein Vater war Oberstleutnant der verdammten Nationalen Volksarmee, er hatte mal dreißig Panzer kommandiert, wo waren die denn jetzt?

Ich wollte eine chinesische Lösung, ich wollte Tiananmen-Platz in Berlin und Leipzig. Als mein Vater, der Feigling, nicht loszog, um die Irren da draußen zu stoppen, überlegte ich, wie ich ihm seine Makarow-Dienstpistole klauen könnte. Mein Plan war, in Westberlin ein paar Leute zu erschießen und einen Krieg zu provozieren. Denn den, da war ich mir sicher, den würden wir gewinnen.

Wir fuhren mit dem Begrüßungsgeld nach Berlin-Spandau. Bei Karstadt kaufte ich mir ein Telespiel, einen kleinen blauen Computer, mit dem ich Eishockey zocken konnte.

Mit jedem neuen Level wurde der Puck schneller und schwieriger zu erreichen. Es fing mit Piep – piep – piep an und steigerte sich pieppiep pieppiep pieppiep bis zu pipipipipip. Wie hypnotisiert starrte ich auf die kleine blinkende Scheibe, bis die Welt um mich herum nur noch gedämpft zu hören war, wie hinter Watte. Die Erwachsenen hatten mich verraten, ich hatte mich für ein Computerspiel verkauft. Ich war wütend, aber ich hatte keine Ahnung auf wen.

„Du warst im HJ-Modus“, hat zwei Jahrzehnte später ein Freund zu mir gesagt, „wie die Hitlerjungen beim Volkssturm“. Da wohnte ich schon lange in Berlin. Er hatte in den Jugoslawien-Kriegen genügend Jungen gesehen, die für Wut, Angst und Ohnmacht ähnlich der meinen gestorben waren.

In der zweiten Klasse sangen wir: „Soldaten sind vorbeimarschiert, die ganze Kompanie. Und wenn wir groß sind, wollen wir Soldat sein so wie sie.“ In unserem Musikbuch standen Lieder über den Frieden auf der Welt und „Ein Männlein steht im

Walde ganz still und stumm.“ Aber eben auch: „Mein Bruder ist Soldat im großen Panzerwagen, und stolz darf ich es sagen: Mein Bruder schützt den Staat.“

Vor wem der große Bruder uns schützte, war klar: Vor dem Westen. Aber niemand schützte mich jetzt. Kämpfen wollte ich, aber gegen wen? Wohin fliegt eine Rakete mit einem Freund-Feind-Zielsystem, wenn die eigenen Eltern zum Gegner übergelaufen sind?

War ich der einzige, dem es so ging? Ich weiß es nicht, ich habe mich mit Freunden nie darüber unterhalten.

Der Zerfall beginnt im Fernsehen. Ich sehe weinende Menschen, starre Menschen, graue Menschen, meistens vor irgendwelchen Schornsteinen oder Werktoeren und immer macht irgendetwas zu. Dann zerfallen die Männer auf dem Dorf. Wenn ich von der Schule komme, sitzen sie an den Garagen. Sie haben früher Kräne gefahren, große russische Traktoren und Mähdrescher. Jetzt erzählen sie sich Witze über ihre Frauen, die mit irgendwelchen Putzjobs oder Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen versuchen, die Familien über Wasser zu halten. Sie sagen: „Die Alte nervt“. Dann trinken sie noch einen Schnaps. Oft reden sie gar nicht.

In den Zeitungen, im Radio, im Fernsehen lesen, sehen und hören wir die passenden Botschaften dazu. Ostdeutsche sind zu doof, sich in der neuen Welt zurecht zu finden. Ostdeutsche sind faul. Ostdeutsche sind betrunken. Erst schäme ich mich noch, dann schaue ich der geworfenen Scheiße belustigt beim Fliegen zu und noch später bin ich stolz darauf, dass „wir“ härter sind als die so leicht zu schockierenden Wessis, die ihr ganzes Leben als Kausalzusammenhang erzählen können, in dem es für alles einen guten Grund und keine dunklen Flecken gibt. Es kann auf eine dämonische Art befreiend sein, wenn von dir und den Leuten um dich herum nur noch das Schlechteste erwartet wird. Als Zwölf- oder Dreizehnjähriger sehe ich das noch nicht, ich sehe nur die Männer in ihren Garagen und ich sehe meine Zukunft.

Mein Vater trinkt dort nicht. Die Bundeswehr hat ihn übernommen. Im Frühjahr 1992 werden sie bei der Kontrolle eines sowjetischen Stützpunkts beschossen. Mein Vater verlässt die Armee und verkauft später Versicherungen. So wie viele andere

Männer aus der Polizei, dem Ministerium für Staatssicherheit und der Nationalen Volksarmee. Ein Abstieg war es, aber er war nicht so hart.

Im Fernsehen sieht man Häuser brennen, in denen vietnamesische Vertragsarbeiter leben. Man sieht Männer, die mit Gehwegplatten auf Menschen werfen. Ich sehe, wie die Polizisten verloren vor der Meute stehen. Ich sehe, wie sie zurückweichen.

„Offenbar ist vielen im Westen nicht klar, dass in Ostdeutschland zwei Generationenkohorten existieren, deren kollektive politische Erfahrung sich daraus speist, ein politisches System gestürzt und anschließend den neuen Staat in Hoyerswerda und Rostock gezwungen zu haben, vor ihrem rassistisch motivierten Willen zurückzuweichen.“ Das schreibt der Rechtsextremismus-Experte David Begrich nach den Märschen von Chemnitz in einem Text, den viele auf Facebook teilen. Begrich war damals in Rostock-Lichtenhagen, er war einer derjenigen, auf den die grölenden Männer Gehwegplatten warfen.

Bis Ende der 90er Jahre weicht dieser neue Staat zurück – in den Kleinstädten und Dörfern. Viele Menschen, die so alt sind wie ich, rechnen nicht mehr mit ihm. Wir sehen alle dasselbe: Es kommen keine Polizisten, wenn dreißig Kahlrasierte vor einem Jugendklub auftauchen und Leute vermöbeln oder sie kommen nur zu zweit und bleiben dann in ihren Autos sitzen. Was sollen sie machen? Selbst verdroschen werden? Das passiert manchmal auch.

Die große Macht der Volkspolizisten ist ebenso gebrochen wie die unserer Lehrerinnen. In der DDR konnten diese Autoritäten noch im Alleingang ganze Biografien versauen – du darfst studieren und du nicht – und jetzt lachen wir sie aus, wenn sie vor uns stehen. Wir lachen, bis sie heulen. Sie haben Angst vor der neuen freien deutschen Jugend.

Heute bin ich öfter in osteuropäischen Staaten unterwegs, die früher ebenfalls sozialistisch waren. Wenn ich dort mit Leuten meines Alters über die Brüche der Neunziger rede, die Barbarei, die Entgrenzungen, die sie oft härter und krasser beschreiben, weil es dort härter und krasser war als in Deutschland, dann finde ich bei

ihnen ein Verhältnis zur Polizei, was mich an meines damals erinnert: irgendetwas zwischen Furcht und Verachtung.

Und natürlich sind das heute nicht die 90er, der neue Staat hat sich konsolidiert. Aber wenn wie in Chemnitz dann doch zu wenige Polizisten dort stehen, wenn Beamte in Köthen eine rechtsextreme Rednerin bei ihren Vergasungs- und Mordfantasien nur filmen, statt sofort in die Demo zu gehen, dann bestärkt das Nazis wie ihre Gegner in dem, was sie gelernt haben: Der Staat weicht zurück.

Nach dem Mauerfall lernte ich noch etwas, in den folgenden Jahren, als die Liste der Toten immer länger wurde: Du kannst sterben, ganz leicht. Wenn in einer Horde von Nazis nur ein Psycho dabei ist, nur einer, dem deine Fresse nicht gefällt und der dann nicht aufhören kann, dann bist du tot. Manche Bekannte bildeten sich ein, sicher zu sein, weil sie weiß waren. Sie glaubten, sich verstecken zu können. Aber wer anders ist und wer nicht, das legst nicht du selbst fest, sondern der Nazi. Es starben Mahmud Azhar und Farid Guendoul ebenso wie Wolfgang Auch und Horst Hennersdorf.

Als ich dem Hass zum ersten Mal persönlich begegne, bin ich elf oder zwölf Jahre alt. Meine Mutter arbeitet noch immer als Agrochemikerin, sie berechnet, wie viel Dünger das gelbe Streuflugzeug auf die Felder um unser Dorf herunterfallen lässt. Der Pilot dieses Flugzeuges sitzt eines Tages bei uns im Wohnzimmer auf einem brauen Stoffsessel, er wartet auf meine Mutter und ich frage ihn, weil ich ihn mag, weil ich ihn cool finde, ich meine, er ist schließlich Pilot, jedenfalls frage ich ihn, wie es denn jetzt für ihn weitergeht. Und er erzählt von den „Wallstreetjuden“, die das alles zu verantworten hätten, er wird lauter, erregter, brennende Röte erst am Hals, dann im Gesicht. Ich weiß das noch so genau, weil ich mit dem Wort „Wallstreet“ nichts anfangen kann und Juden, denke ich, gibt es doch bei uns gar keine. Der Mann überrollt mich mit einer Wut, von der ich weder die Quelle kenne noch das Ziel.

Neue Regeln. Ich hätte sie gerne gelernt, wenn ich denn welche begriffen hätte. Ist es besser, den Bus zu nehmen, aus dem man nicht mehr rauskommt, wenn Glatzen einsteigen? Oder besser laufen oder Fahrrad, aber dann bist du zu langsam, wenn sie dich mit dem Auto jagen? Auch andere versuchten, die neue Welt zu ordnen: Die Kreisstadt ist

rechts, die Dörfer sind links. Aber diese Ordnung zerbröselte sofort wieder, wenn fünfzehn, zwanzig, dreißig Nazis ein Dorffest aufmischten.

Viele Glatzen kamen aus großen Familien, die lebten in ihren Häusern inmitten von Hitlerbüsten und Reichskriegsflaggen. Die Clan-Söhne mit den Namen, die man fürchten musste, waren vier bis acht Jahre älter als ich. Mit ihren tiefergelegten Golfs oder zu Fuß patrouillierten sie durch die Stadt. Wen sie verschonten und wen sie sich vornahmen, folgte einem Kodex, den vor allem sie selbst verstanden. Wenn sie jemanden aus DDR-Zeiten kannten, aus der Schule, konnte das gut sein. Oder eben besonders schlecht, wenn sie ihn schon damals nicht mochten. Bunte Haare waren scheiße, lange auch. Aber wer aus der Kreisstadt kam, die übrigens Mitte der Neunziger zur Kleinstadt degradiert wurde, der war auch mit langen Haaren an einem Abend okay, und man mischte lieber eine andere Nazi-Gang auf, weil die vom Dorf nebenan war und „sich hier breit gemacht hatte“.

In den 90er Jahren habe ich diese Zusammenhänge nur vage begriffen. Vieles habe ich erst bei Gesprächen für diesen Text erfahren. Ich kannte keinen der wichtigen Nazis, ich kam vom Dorf, ich war weit entfernt vom Zentrum der Macht. Ich konnte nicht zwischen denen unterscheiden, gegen die ich mich vielleicht hätte wehren können, ohne dass gleich fünf Mann auf die Suche gingen, und denen, die Lebensgefahr bedeuteten.

Mir passierten einfach Dinge.

Ich sitze im Bus, drei Glatzen steigen ein, ohne zu bezahlen. Sie laufen nach hinten durch, ich tue so, als würde ich lesen. Sie laufen an mir vorbei, plötzlich ist es nass in meinem Gesicht. Einer hat mir ins Gesicht gespuckt. Bevor ich das kapiere, drückt mir der kleinste der Typen seinen Daumen in die linke Wange und reibt kräftig, bis mir die Zähne wehtun. „Du musst dich doch saubermachen“, sagt er mit hoher Stimme. „Muss Mutti dir erst bis in den Bus nachlaufen, hm?“ Wahrscheinlich sehe ich aus wie ein Reh im Scheinwerferlicht eines Autos, die drei bepissen sich fast vor Lachen. Die Hand des Kleinen riecht nach altem Tabak.

Als ich die drei Kilometer von der Schule mal nach Hause laufe, hält ein Auto mit quietschenden Reifen neben mir. Ich renne sofort los, rein ins Feld. Hinter mir höre ich es

lachen. Ich laufe über zartes Frühlingsgrün, schwere Brocken Matsch kleben an meinen Schuhen und fallen wieder ab. Sie fahren auf der Straße nebenher, rauchen und schauen mir zu. Ein Kilometer vor dem Dorf geben sie Gas und verschwinden.

Der Junge, der in der DDR auf die „Scheißrussen“ geschimpft hat, erklärt mir die Bordbewaffnung seiner Karre. Er zeigt mir seinen Baseballschläger und wo er die Schreckschusspistole unter dem Beifahrersitz versteckt hat. „Ich fahr nicht mehr unbewaffnet raus“, sagt er, „ich bin doch nicht blöd.“

Wie durch die Milchglasscheibe eines Bahnhofsklos sehe ich die Zeit von 1991 bis 1998. Es fällt mir schwer, mich zu erinnern. Es geht nicht nur mir so. „Manchmal habe ich mich gefragt, ob ich mir die ganzen 90er nur eingebildet habe“, sagt Manja Präkels, als wir uns darüber unterhalten. Sie sagt: „Selbst Freunde, die dabei waren, konnten oder wollten sich nicht mehr erinnern.“

Als Kind war ich noch klein und dick, aber in der Pubertät schieße ich in die Höhe. Genetisch bin ich Nazi, fast 1,90 Meter groß, blond, graublaue Augen. Ich trainiere mit Hanteln. Aber mir fehlt das Schläger-Gen, die Lust am Blut der anderen, ich sehe den Hunger in den Augen der Clan-Söhne und ihrer Handlanger und ich weiß, ich bin Beute. Also versuche ich zu verschwinden, ich trage grau, ich bin ein Mäuschen. Gott, wenn ich doch nur kleiner wäre.

Hatte ich nicht erst gestern noch alles über Ernst Thälmann und seine Genossen gelesen? Wie sie gestorben waren im Kampf gegen den Faschismus? Ich will nicht sterben, ich will nur in Ruhe gelassen werden. Ich schäme mich. Wir schämen uns alle. „Die 90er Jahre sind in Ostdeutschland ein großes Tabu“, sagt Manja Präkels. „Diese Zeit ist mit großer Scham behaftet.“ Jeder hat seinen eigenen Grund dafür. Der eine wird gefeuert und findet nie wieder Arbeit, der nächste steht hinter der Gardine und freut sich heimlich, weil das Asylbewerberheim brennt und ich, ich bin eben ein Feigling.

Es wäre durchaus anders gegangen. Es gab die aufrechten Antifaschisten, die Punks, ich wusste von ihnen, ich sah sie allerdings nie auf der Straße. Frauen, die mit mir zur Schule gingen und mit denen ich für diesen Text gesprochen habe, sagten mir, sie hätten keine Angst gehabt. Eine erzählte mir, die Glatzen aus ihrem Dorf hätten meist

versucht, sie zu beeindrucken. Sie sagt auch, sie wüsste nicht, ob die schlimmsten Schläger wirklich Nazis waren. Es war und ist nicht ganz einfach, die Trennlinie zwischen denen zu ziehen, die schlagen wollten und sich dafür eine Rechtfertigung in „Mein Kampf“ suchten und denen, die schlugen, weil sie es politisch geboten fanden. Gewalt war normal und in dieser Normalität schwammen die Nazis wie Fische im Meer.

Meinen Eltern erzählte ich nichts. Das wäre petzen. Die Jungs haben die Dinge früher unter sich ausgemacht und das sollen sie jetzt auch. Außerdem war mir ja nichts passiert. Kein Zahn ausgeschlagen, alle Augen noch drin, tot war ich auch nicht. Andere haben ihren Vätern und Müttern etwas erzählt, Manja Präkels schreibt darüber in ihrem Buch und sie schreibt auch, was viele Eltern geantwortet haben: Provozier doch nicht!

Die Erwachsenen konnten sich nicht vorstellen, dass die lieben kleinen Ricardos, Michaels und Kais von früher zu Kampfmaschinen mutiert sein sollten. Ich hätte es ihnen auch nicht erklären können. Also beschworen sie eine Parallelwelt herauf. Es gibt kein Problem mit Rechtsextremismus, sagten die Bürgermeister, wenn wieder mal einer verpocht wurde oder starb. Ich fragte mich, wer verrückt ist, die oder ich?

„Über die Eltern brach die Katastrophe herein, die mussten überleben“, sagt Manja Präkels dazu, „und dabei gingen ihnen die Kinder oft verloren.“ Und wenn ständig nur geleugnet werde, wenn sich gegenseitig permanent bestätigt werde, es sei normal, wenn bei den Spielen der A-Jugend das Horst-Wessel-Lied gesungen werde, dann entstehe eine neue Normalität.

Und heute? Ein sächsischer Ministerpräsident, der erst einmal betonen möchte, in Chemnitz sei alles nicht so schlimm gewesen. Ein Verfassungsschutzchef, der in der *Bild* sagt, ein Video von einem Angriff sei veröffentlicht worden, um von einem Mord abzulenken. Welche Realität ist die richtige? Die meisten Menschen glauben einem Ministerpräsidenten mehr als einem Mann, der nicht weiß ist und erzählt, wie er verfolgt wurde.

Ab der siebten Klasse, im Herbst 1991, gehe ich aufs Gymnasium. Meine Freunde vom Dorf treffe ich nur noch selten, ich war jetzt etwas Besseres, zumindest sehen sie das so oder ich denke, dass sie es denken. Ich ziehe mich zurück. Ich habe früher schon gern

gelesen, jetzt lese ich eben noch mehr. Kurz vor der Wende sind wir in einen anderen Block gezogen, ich habe ein eigenes Zimmer und muss nicht mehr mit meinem Vater und meiner Mutter in einem Bett schlafen. Das macht es einfacher, mich zu verstecken. Als ich sechzehn Jahre alt bin, kaufen meine Eltern einen Computer und ich spiele Eishockeymanager. Diese Welten sind vom Draußen unberührt und kontrollierbar. Ab und an gehe ich raus, tauche auf wie ein U-Boot nach langer Fahrt. Die Nachrichten von der Oberfläche sind über Jahre die gleichen: Entweder es gibt Stress oder einer erzählt, wie es Stress gab.

„Der hat seine Freundin gezwungen, als Nutte zu arbeiten und die dann mit dem Kabel erwürgt.“

„Neulich haben sie den einen an der Havel fast kaltgemacht.“

„Die sind mit der Axt in den Jugendklub rein. Die hinter der Tür hat es gleich erwischt. Die Bullen waren wieder bloß zu zweit da.“

Freunde habe ich wenige. Ich bin ein Trottel vom Dorf. Meine Mutter hat mir zwar nach langer Bettelei eine Levis gekauft, aber an meinem dicken Hintern sieht die Jeans so aus, als versuchte jemand, meinen Arsch zu zwei dünnen Würsten zu kneten. Tragen muss ich sie trotzdem, die Hose war teuer. Im Schulbus lachen sie über mich. Ich bin oft alleine, also ein Ziel und deshalb gehe ich noch weniger raus.

Nach drei Jahren am Gymnasium finde ich andere Freunde.

Dabei sind: Ein kleiner Dünnler, der oft lächelt und der mich mit dem Auto nach Hause fährt, wenn es spät wird. Er sagt: Schon mein Vater war ein Rechter. Dafür hatte er Ärger mit den Scheißkommunisten.

Ein anderer aus der Clique schaut oft finster, aber kitzelt einen ab, wenn es in der Schule scheiße gelaufen ist. Er findet die NPD gut und hat Kontakte zu einem Fascho-Clan in einem größeren Dorf in der Nähe.

Außerdem: Der Sohn eines Polizisten, der immer laut ist, immer Faxen macht, großzügig mit allen teilt und der Kanaken scheiße findet.

Dann einer, der immer ganz ruhig ist, obwohl ihm seine Mutter Stress macht, er dürfe nicht absacken, nicht versagen, nicht untergehen in dieser neuen Welt. Er hört zu Hause CDs von Bands wie Zyklon B und Zillertaler Türkenjäger. Auf der Heckscheibe seines Autos prangt in Fraktur der Name der Band „Euthanasie“.

Wir durchstreifen das Land im Konvoi. Zum nächsten McDonald's an der Autobahn, an die Ostsee, nach Tschechien, nach Dänemark. Je mehr wir sind, desto mehr weitet sich unsere Landkarte.

Zwei Autos sind gut, vier Autos sind besser. Im Schwarm schrecken wir andere ab. Ich entdecke, wie geil es sein kann, jemandem Schiss zu machen statt selbst der Schisser zu sein. Ich pinkle einem Wessi auf die Motorhaube.

„Rechts“ und „links“, das ist eine Sache der Klamotten, der Frisur und der „inneren Einstellung“, wie wir das damals nennen. Die Mode der harten Nazis verbreitet sich in Molekülen auch an den Gymnasien, die grünen Bomberjacken mit dem orangefarbenen Innenfutter tragen viele. Ich habe lange Haare, ich habe „nichts gegen Ausländer“, ich finde es scheiße, sie zu jagen und zu verprügeln. Das sage ich manchmal auch und dann streiten wir uns. Ich muss vor Nazis wegrennen. Also bin ich links.

In der Nahrungskette der Junggruppen stehen wir nicht weit oben. Wenn die Tighthen aus der Muckibude anrücken, die tätowierten Riesenbrocken mit Kampfsport oder Knast im Lebenslauf und keiner der anderen hat irgendeine Beziehung zu jemandem, der jemanden kennt, dann machen wir uns hübsch klein oder lösen uns in Luft auf.

Stress gibt es immer noch, natürlich. Wir wollen zum Herrentag, wie das bei uns konsequent heißt, raus an einen See fahren. Zwei möchten da unbedingt mit dem Fahrrad hin. Scheißidee, sagen wir anderen, da kommt ihr alleine niemals an. Sie ziehen es durch. Wir sammeln sie später blutend von der Landstraße und lachen sie aus.

Der Soundtrack dieser Zeit kam von den Böhsen Onkelz. Ich hasste diese Band, bei ihren weinerlichen Liedern für gefallene Jungs dachte ich an die saufenden Männer in den Garagen. Ein Lied der Onkelz ist allerdings bis heute in meinem Kopf: „Wir waren mehr als Freunde/Wir war'n wie Brüder/Viele Jahre sangen wir/Die gleichen Lieder.“ Es heißt „Nur die Besten sterben jung“ und ich mochte es, vielleicht, weil ich die blöden

Jungpioniere vermisste, die Zeit, als wir lieber Papier und Flaschen gesammelt haben, als uns gegenseitig das Leben zur Hölle zu machen und weil ich dachte: Ja, sterben kannst du ja wirklich.

Sicher bin ich noch immer nicht. Eines Abends fahre ich zufälligerweise nicht zu dem Parkplatz am Netto-Markt, wo wir uns immer treffen. Es sind nur wenige da und sie sind leichte Beute für eine größere Gruppe Schläger, die aus einem Nachbarort anrückt. Einen erwischt es besonders schlimm. Er fährt noch mit dem Moped nach Hause, bekommt dann aber seinen Kopf nicht mehr aus dem Helm, Tritte und Schläge haben ihn zu sehr anschwellen lassen. Er landet auf der Intensivstation.

Manche Erinnerungen reißt man sich ein wie Splitter und sie schmerzen noch Jahre danach. Der türkische Freund, den ich erfunden habe, ist so ein Splitter. Wir sind nach Ungarn gefahren, das letzte Mal zusammen. Wir liegen am Balaton, spielen Fußball. Wir reißen die Türen unserer Klos auf und fotografieren uns gegenseitig beim Kacken, wir rasieren einander die Brusthaare. Und dann, wir sitzen in einem Café, ich lese Zeitung, vielleicht habe ich da etwas über einen Überfall gelesen, ich weiß es nicht mehr. Ein Freund sagt irgendetwas über „blöde Kanaken“ und dass sie es verdient hätten und ich bin sofort auf hundertachtzig. Ich schreie, ich hätte einen türkischen Freund und der läge in Berlin im Krankenhaus, „wegen Leuten wie dir.“ Es ist ein kurzer Moment, wenige Sekunden nur und sofort fühle ich mich mies.

Weil ich gelogen habe, ich habe keine türkischen Freunde und auch keine mit türkischen Namen, woher auch? Es gab an unserer Schule den Sohn eines Ingenieurs aus Angola oder Mosambik, der war nicht weiß. Selbst die Dönerfrauen, die ich kannte, waren in der Kreisstadt oder in einem der Dörfer geboren. Ich schäme mich auch, weil ich weiß: Es gibt Menschen, die sind wirklich verbrannt oder wurden zu Tode getreten. Und ich erfinde einen. Gleichzeitig habe ich Angst, dass jetzt unsere Freundschaft vorbei ist.

Das gehört auch zur Wahrheit jener Jahre, viele kannten die Rechten, die Rechtsradikalen, die Neonazis nicht nur von Weitem. Wir waren mit ihnen befreundet, wir mochten manche von ihnen, wir profitierten von ihrem Schutz. Im Buch von Manja Präkels hat der Obernazi der Protagonistin vielleicht das Leben gerettet. „Dass die Nazis

oft unsere früheren Freunde aus der Schule waren, unsere Brüder, unsere Cousinen, das machte die Auseinandersetzung damals so schwierig“, sagt Manja Präkels. „Und das macht sie auch heute schwierig.“

Sie sagt auch, sie habe damals manchmal das Gefühl gehabt, jemand halte eine schützende Hand über sie. „Vielleicht aus der Zärtlichkeit der kindlichen Erinnerungen aneinander. Aber derlei Zärtlichkeit gibt es für Fremde, für Menschen anderer Hautfarbe nicht.“

Heute haben dieses Dilemma nicht mehr nur Ostdeutsche, die AfD ist auch im Westen erfolgreich. Wenn man sich mit seinem Bruder oder einem Freund streiten muss, dann lässt sich der Nazi nicht mehr nach Sachsen auslagern, dann ist man mitten in einer deutschen Identitätskrise. Präkels sagt, das sei doch die große Frage: „Sitzen wir lieber mit einem uns vertrauten Rechtsextremen am Tisch und tun so, als wäre alles normal oder stellen wir ihn und damit auch uns selbst infrage, indem wir uns für die einsetzen, die für uns Fremde sind?“

„Hm, scheiße, ist der schwer verletzt?“, sagt der Freund. Ich murmle irgendwas von nicht ganz so schlimm, ich lüge weiter, wer damit einmal angefangen hat, kann nicht einfach aufhören. „Tut mir leid, habe ich nicht so gemeint“, sagt er.

Für meinen Zivildienst gehe ich nach Berlin. Ab 1999 studiere ich in Leipzig. Ich habe Glück und treffe gute Leute aus dem Westen und dem Osten. Wenn ich mich in den richtigen Bezirken aufhalte, treffe ich keine Männer mit Glatzen. Nur ab und an höre ich Echos aus der Vergangenheit. Anfang der Nullerjahre findet ein Freund ein Loch in der Heckscheibe seines Autos, das Kind der Familie über ihm hat eine Vase aus dem Fenster geworfen. Der Vater des Kindes, eine Glatze mit Glatzenkumpels, hat keinen Bock, für den Schaden aufzukommen und das macht er meinem Freund klar. Ich überlege, ob ich meine Leute in Brandenburg anrufen soll, aber der Nazi ist aus Leipzig und muss nicht 200 Kilometer weit fahren, um mit mehr Leuten zurückzuschlagen.

In der Kleinstadt, in der ich zur Schule ging, leben heute auch Frauen mit Kopftüchern, die ihren Söhnen auf Russisch hinterherbrüllen, sie sollen gefälligst auf sie warten. In den Kneipen und Cafés bedienen Menschen, deren Eltern aus Vietnam und der

Türkei kamen. Der Freund, der damals „Euthanasie“ auf seiner Heckscheibe stehen hatte, und den ich für diesen Text wiedergetroffen habe, sagt, er sei mit „Kurden, Türken, Russen, Vietnamesen“ befreundet. Er findet aber, man solle doch die Leute verstehen, die lieber nicht mit so vielen Ausländern zusammenleben wollen. Als ich ihn frage, ob er auch so leben will, sagt er: „Ach, ich weiß es doch auch nicht.“

Ich habe nicht gekämpft und schon gar nicht gewonnen. Ich bin einfach gegangen.

Die Zuckerkrieger

Ein CDU-Bundestagsabgeordneter und ein Cheflobbyist der Zuckerindustrie stehen im Zentrum eines erbitterten Streites. Dem einen geht es um fettleibige Kinder und Millionen diabetesranke Bürger, dem anderen um ein Milliardengeschäft. Alles dreht sich um eine Frage, die Ärzte, Wissenschaftler und Politiker umtreibt: Wie schädlich ist Zucker?

Von Marc Neller, Welt am Sonntag, 03.06.2018

Der Tag, an dem Günter Tissen die Schlacht um die Wahrheit in die deutsche Hauptstadt trägt, beginnt mit einem lauten Donnern draußen im Flur. Tissen steht in einem leeren Büro, in dem noch der schwere süßliche Geruch von Wandfarbe und Teppichkleber hängt, Blick auf den Berliner Gendarmenmarkt. Auf dem Flur laufen Männer mit Latzhosen und Akkuschaubern umher, die Regale montieren und Umzugskisten aufeinanderstapeln. Einer ihrer Kistentürme ist gerade eingestürzt. Tissen zuckt mit den Schultern und lächelt fein.

Er strahlt etwas Unerschütterliches aus. Er hat ein Gesicht, das man irgendwie zu kennen glaubt, dabei ist nichts an ihm auffällig. Er ist 50 Jahre alt, hat grau meliertes Haar, das er gescheitelt trägt, und eine Vorliebe für hellblaue Hemden und Anzüge in gedeckten Farben. Er ist nicht groß und nicht klein, nicht dünn und nicht dick. Er könnte in einer Versicherung arbeiten, Finanzbeamter sein oder Manager eines Unternehmens. Seine freundliche Unauffälligkeit ist eine seiner wirkungsvollsten Waffen.

Tissen, Hauptgeschäftsführer der Wirtschaftlichen Vereinigung Zucker, ist Deutschlands oberster Zuckerlobbyist. Er vertritt 30.000 deutsche Zuckerrübenbauern

und deutsche Zuckerhersteller, von denen einige zu den zehn größten der Welt gehören und die die Lebensmittelunternehmen beliefern, Bäcker und Konzerne wie Nestlé oder Coca-Cola. Tissens Aufgabe ist es, seriös aufzutreten, Allianzen zu schmieden und in vertraulichen Runden, in Gesprächen mit Ministern, Abteilungsleitern und Fachpolitikern in Berlin und Brüssel sicherzustellen, dass die Menschen möglichst viel Zucker zu sich nehmen.

Lange lief alles nach Plan, die Zuckerfirmen und die Lebensmittelkonzerne meldeten Jahr für Jahr Milliardenumsätze, doch in den vergangenen Monaten ist etwas passiert. Tissen steht nun im Zentrum eines Kampfes, in dem es um die Gesundheit von Zigmillionen Menschen in Deutschland und Europa geht und um die Milliardengeschäfte der Nahrungsmittelindustrie. Dieser Kampf dreht sich um eine Frage, die einfach klingt, aber nicht ganz so einfach zu beantworten ist: Macht Zucker krank?

Die Frage ist nicht neu, Forscher diskutieren sie seit Jahrzehnten. Was neu ist, sind die Antworten.

Jedes Jahr steigt die Zahl der Menschen, die krankhaft fettleibig sind oder an Diabetes leiden, weltweit. In Europa hat sie sich seit den Achtzigerjahren mehr als verdoppelt. Die Weltgesundheitsorganisation spricht längst von einer "Epidemie" und hält Zucker für eine der wesentlichen Ursachen. Wissenschaftler und Ärzte, Fachgesellschaften, Krankenkassen und Verbraucherschützer sehen Zucker als gefährlich an, Fernsehköche drehen Filmdokumentationen über die Gesundheitsgefahren, Politiker sorgen sich um die Zukunft ganzer Gesellschaften. Großbritannien, Frankreich, Mexiko und etliche andere Länder verlangen deshalb von den Herstellern stark gezuckerter Getränke neuerdings eine Sondersteuer.

Denn ständig gibt es neue Studien und Daten, die den Verdacht erhärten, dass Zucker viel mehr mit Fettleibigkeit, Bluthochdruck und Herz-Kreislaufkrankheiten, mit Leberschäden, Diabetes und Krebserkrankungen zu tun hat als lange angenommen.

Das bringt die gesamte Lebensmittelindustrie in Bedrängnis. Es erklärt, warum Tissens Zuckerlobbyverband seinen Sitz gerade von Bonn nach Berlin verlegt hat. Dort und in Brüssel werden Gesetze vorbereitet, werden Meinungen gemacht, die darüber entscheiden, ob eine der wichtigsten Industrien der Welt ihre Geschäfte weiterbetreiben kann wie bisher. Oder ob es ihr bald ergeht wie den Tabakkonzernen.

Die waren über viele Jahrzehnte so mächtig wie sonst vielleicht noch die großen Autohersteller und Energiefirmen. Dann aber kamen Rauchverbote, Steuern und Werbeverbote, so begann ihr schleichender Niedergang. Heute ist die Erinnerung daran, dass bis vor ein paar Jahren in allen Restaurants und Kneipen noch geraucht wurde, vergilbt wie ein altes Foto.

"Die Tabakindustrie ist ein gutes Beispiel", sagt Dietrich Monstadt. Seine dunkle Stimme dröhnt durch sein Bundestagsabgeordnetenbüro. Monstadt, ein Mann mit kahlem Schädel und großen Händen, Sohn eines Bauern, Gesundheitspolitiker der CDU, ist so ziemlich in jeder Hinsicht das Gegenteil von Tissen, kräftig, laut, manchmal ungeduldig. Sie sind sich ein paarmal persönlich begegnet, zuletzt auf einer Podiumsdiskussion. Spätestens da war beiden klar, dass sie nicht viel gemeinsam haben.

Sie sind Gegenspieler im Kampf um den Zucker, der mithilfe wissenschaftlicher Studien ausgetragen wird, aber auch mit Tricks und frisierten Fakten.

Monstadt glaubt, dass die Bundesregierung, also auch seine Partei, dringend handeln muss. Er will Gesetze, die die Menschen schützen und die Industrie verpflichten,

gesündere Lebensmittel anzubieten, mit weniger Zucker. Tissen war in den vergangenen Monaten sehr damit beschäftigt, genau das zu verhindern.

Monstadt ist kein Mediziner, der sich für jede wissenschaftliche Studie, für jedes noch so kleine wissenschaftliche Detail interessiert, das irgendwo auf der Welt ein Forscherteam über die Auswirkungen des Zuckerkonsums herausgefunden hat. Er hat Jura studiert und als Anwalt gearbeitet, ihn interessiert das Gesamtbild, das sich aus den wissenschaftlichen Erkenntnissen ergibt, den gut gesicherten.

Die Daten sind eindeutig. Menschen brauchen den Zucker nicht, der Essen oder Getränken beigemischt wird. Ihr Körper kann den Zucker, den ihr Gehirn benötigt, selbst herstellen, zum Beispiel aus den Kohlenhydraten, die in Brot oder Nudeln stecken. Trotzdem setzen die Hersteller 70 verschiedene Zuckerarten, Sirupe und Süßungsmittel ein, um Essen und Getränke herzustellen. Diese Stoffe sind unterschiedlich ungesund, gesund ist keiner. Wer zu viel zugesetzten Zucker isst und trinkt, kann leicht Karies bekommen, schädigt seine Zellen, Organe, das Herz und nimmt zu. Er riskiert auch, dass er einen Herzinfarkt erleidet, einen Schlaganfall oder schwer erkrankt.

Das ist inzwischen der wissenschaftliche Konsens. Die Mehrheit der Fachwelt sieht es so, Forscher und Mediziner in aller Welt, die britische Gesundheitsbehörde, die Gesundheitsbehörde der USA, die Weltgesundheitsorganisation. Allerdings gibt es, wie so oft in der Wissenschaft, keinen unwiderlegbaren Beweis.

Er legt die Hand auf seinen Bauch,

es ist Zeit für seine Geschichte

Monstadt sinkt in eine schwarze Ledercouch, die in seinem Büro steht. Er sagt: "Für mich besteht kein Zweifel mehr daran, dass zu viel Zucker krank macht." Es ist der Moment, in dem Monstadt die Hand auf den Bauch legt, der sich unter seinem Hemd wölbt. Es ist Zeit für seine Geschichte.

Er war mal sehr sportlich, hat Wasserball gespielt, hochklassig, und Handball. Er aß gern Nudeln, Pizza und italienisches Eis, große Portionen, er trank Cola, Limonade und Trinkjoghurts. Solange er viel trainierte und spielte, war das kein Problem. Als er Ende zwanzig war, kam das erste Kind, wenig später kamen die ersten Jobs als Anwalt, da blieb für den Sport keine Zeit mehr. Monstadt saß die meiste Zeit des Tages in seinem Büro, aß Mars, Schokolade und Gummibärchen. Wenn der Stress zunahm, wurden die Süßigkeiten mehr.

Vor gut zehn Jahren, inzwischen war Monstadt ein Anwalt, der aus dem Ruhrpott in den Osten rübergemacht und in Schwerin eine große Gemeinschaftskanzlei mitgegründet hatte, diagnostizierte ein Arzt einen Diabetes Typ 2. Und als ein Ernährungsberater ihm aufzählte, welches Essen und welche Getränke er ab sofort unbedingt meiden sollte, sah Monstadt sein bisheriges Leben an sich vorüberziehen. Seither spritzt er Insulin, bis zu fünfmal am Tag.

Wie Monstadt die Dinge sieht, ist er selbst der beste Beweis dafür, welchen Schaden zu viel Zucker im Essen anrichten kann.

Monstadt hat diese Geschichte wieder und wieder erzählt. Er setzt sie ein, um Wähler, Parteifreunde und den Koalitionspartner zu überzeugen, die SPD. Sie ist eines seiner wirkungsvollsten Argumente. Ein Grund, warum die Bundesregierung in ihren Koalitionsvertrag geschrieben hat, dass sie "gezielt Volkskrankheiten bekämpfen" will.

Monstadt hat den Vertrag mit ausgehandelt. Wenn er erklären soll, was die Regierung vorhat, klappt er nacheinander Daumen, Zeigefinger, Mittelfinger aus. Erstens "nationale Diabetesstrategie", zweitens "Aktionsplan", drittens "Reduktionsstrategie". Was nach viel gutem Willen und träger Bürokratie klingt, ist für den Zuckerlobbyisten Günter Tissen eine große Gefahr.

Denn die große Koalition denkt nun über Gesetze nach, die Unternehmen zwingen, ihren Kunden verständlicher zu erklären, was sie in ihr Essen mischen. Sie will nicht mehr, dass die Hersteller im Kinderfernsehen für ungesunde Lebensmittel werben dürfen. Außerdem wollen viele ihrer Abgeordneten, dass Deutschland von den Herstellern eine Steuer auf Limonaden und andere stark gezuckerte Getränke verlangt.

Tissen sitzt in seinem neuen Büro auf der Kante seines Schreibtischs, die Arme verschränkt, und macht ein skeptisches Gesicht. Manche der Pläne kommen ihm bekannt vor. Sie erinnern daran, wie es damals bei den Zigarettenkonzernen begann und bald darauf auch der Getränkeindustrie mit ihren Alkopops, Getränken, die halb Limonade, halb starker Alkohol waren. Reihenweise hatten sich Jugendliche damit an den Rand eines Komats gesoffen, bis die Bundesregierung eine Sondersteuer einführte. Schon nach wenigen Monaten war es, als hätte es Alkopops nie gegeben.

Andererseits liegen viereinhalb Jahre hinter ihm, in denen ein deutscher Minister für Landwirtschaft und Verbraucherschutz zwar Pläne und Strategien ausgerufen hat, aus denen dann aber nichts wurde.

Das hatte viel mit dem damaligen Minister zu tun, aber auch mit Tissen. Christian Schmidt, ein Mann der CSU, galt als schwach, selbst in der eigenen Partei. Und wenn es darauf ankam, wusste Tissen, was er zu tun hatte und was zu sagen.

Tissen kennt dieses Ministerium, das über die Zukunft der Lebensmittelindustrie maßgeblich entscheidet, wahrscheinlich besser als die Minister. Er hat dort 20 Jahre verbracht, erst als wissenschaftlicher Mitarbeiter, später als Regierungsdirektor. Eine Zeit lang hat er zudem Landesminister, Bundesminister und die EU beraten. Vor sechs Jahren wechselte er die Seiten und wurde Zuckerlobbyist. Sein ganzes bisheriges Berufsleben hatte sich Tissen damit beschäftigt, ob und wann der Staat in die Wirtschaft eingreifen muss. Nun kümmert er sich darum, dass sich der Staat aus seinen Geschäften raushält.

Vor gut drei Jahren fing der Minister Schmidt an zu überlegen, wie er Deutschland ein bisschen gesünder machen kann. Die EU drängte, es gab einen Beschluss des Bundestags, Schmidt sollte ihn umsetzen. Er sollte sicherstellen, dass die Hersteller künftig weniger Zucker, Fett und Salz in ihre Fertiglernmittel mischen, in Joghurts, Soßen, Tiefkühlpizzen und Hunderte andere Produkte. Doch schon wenig später konnte man das Gefühl haben, dass die Sache allein eine Angelegenheit zwischen Schmidt und der Zuckerlobby war.

Der Minister und seine Staatssekretäre trafen sich mit den Chefs der führenden Zuckerfirmen, des Süßwarenverbands und mit Tissens Verband der Zuckerhersteller. Innerhalb von zwei Jahren gab es 17 Termine, in den Teilnehmerlisten steht kaum ein Name so oft wie der Tissens. Und wenn der Minister dann in einer Fernsehtalkshow saß oder ein Interview gab und erklären sollte, für welche Politik er steht, dann klang er wie Tissen und die anderen Vertreter der Zuckerindustrie.

Es bringe nichts, sagte der Minister, wenn die Menschen plötzlich auf Zucker verzichteten. Sie äßen stattdessen dann Sachen mit mehr Fett oder Eiweiß, das sei schließlich auch nicht gut. Auch eine Steuer bewirke nichts. Außerdem sollten Politiker den Menschen nicht vorschreiben wollen, was sie essen dürften und was nicht.

"Es scheint gerade der Zeitgeist zu sein, Zucker für alle Probleme verantwortlich zu machen", sagt Tissen in seinem Büro. Zeitgeist, das Wort benutzt er oft. Wenn er es ausspricht, stößt er verächtlich Luft durch die Nase oder tupft mit Zeigefinger und Mittelfinger ironische Anführungszeichen in die Luft. Eigentlich, so sieht es Tissen, sei alles doch ganz einfach. Die Deutschen werden dick, weil sie sich zu wenig bewegen und zu viel essen. Das sagen ja schließlich auch die, die ständig behaupten, dass Zucker so gefährlich ist, sogar dieser Monstadt von der CDU. Warum, fragt Tissen deshalb, hat er trotzdem das Gefühl, dass niemand die Wahrheit hören will?

Wenn er durch die Fensterfront seines Büros nach draußen blickt, kann er das Landwirtschaftsministerium fast sehen. Er braucht etwas mehr als fünf Minuten, um dorthin zu laufen, zum Bundestag ist es nicht viel weiter. Trotzdem scheint es, als würde sich die Politik, als würde sich Deutschland immer weiter von ihm, seinem Verband und dem Zucker entfernen. Überall trifft Tissen nun auf Menschen, die von Zucker sprechen, als handelte es sich um eine verbotene Substanz.

Es gibt ja nicht nur Dietrich Monstadt, der die Industrie staatlich regulieren will, als wäre er nicht in der Union, sondern bei den Grünen oder den Sozialdemokraten. Im Landwirtschaftsministerium hat seit ein paar Wochen eine Ministerin das Sagen, Julia Klöckner von der CDU, eine Frau, von der Tissen noch nicht weiß, was sie vorhat. Sie scheint zwar eine Zuckersteuer abzulehnen, aber mit Monstadt im Gespräch zu sein, was nicht unbedingt ein gutes Zeichen ist. Es gibt außerdem die EU in Brüssel, die von ihren Mitgliedsstaaten Pläne verlangt, wie sie erreichen wollen, dass die Qualität von Lebensmitteln besser wird. Da sind, auch ungünstig, die Medien, die zunehmend kritisch berichten. Und da sind große Supermarktketten wie Rewe, Spar oder Lidl, die neuerdings Joghurt, Brot und Frühstücksflocken ihrer Eigenmarken mit deutlich weniger Zucker anbieten, offenbar mit großem Erfolg.

Tissen ist deshalb im Dauereinsatz. Er sucht das Gespräch mit Politikern. Er tritt im Fernsehen auf, Plasberg, "Mittagsmagazin" und wer sonst noch alles anruft. Er schreibt Gastbeiträge in großen deutschen Zeitungen und twittert. Es gab in den vergangenen Monaten kaum einen Medienbericht, der sich kritisch mit dem vielen Zucker in Nahrungsmitteln befasste, ohne dass Tissen öffentlich darauf antwortete. Manchmal, wenn es ihm geboten scheint, arbeitet Tissen auch mit Guerillamethoden.

Als die Grünen vor anderthalb Jahren im Bundestagswahlkampf steckten, fuhr Tissen zu ihrem Bundesparteitag nach Münster und baute dort einen Stand auf. Als eine Frau zu ihm kam und sagte, dass sie Zucker meide, sagte Tissen, dass es auf den Feldern deutscher Zuckerrübenbauern die höchsten Sozialstandards weltweit gebe, keine Kinderarbeit. Außerdem gebe es kaum ein natürlicheres Süßungsmittel aus heimischer Produktion als Rübenzucker.

*Er führt einen seiner tricks auf,
halb Aktivist, halb Zauberer*

Und als sich, im vergangenen Sommer, in Berlin-Mitte ein paar Hundert Menschen zu einem "Zuckerreduktionsgipfel" trafen, organisiert von Deutschlands größter Krankenkasse, hatte sich Tissen unauffällig ins Publikum gemischt. Er war ursprünglich nicht eingeladen, die Krankenkassen haben ein Interesse daran, dass die Menschen weniger Süßes essen, denn die Folgen kosten sie jedes Jahr Hunderte Millionen Euro. Tissen hatte im letzten Moment noch dafür gesorgt, dass er doch auftreten durfte.

Nun wartete er auf den richtigen Augenblick, stieg auf die Bühne, nahm sich das Mikrofon und erzählte seine Geschichte vom Marmorkuchen. In einen guten Marmorkuchen, sagte er, gehörten Butter, Eier, Mehl, Milch, Kakao und natürlich Zucker. Wenn man weniger Zucker benutze, brauche man dafür mehr von den anderen

Zutaten. Und dann rechnete Tissen vor, dass Mehl so viele Kalorien wie Zucker hat, Butter sogar noch mehr.

Tissen ist gut darin, eine Botschaft so zu vermitteln, dass jeder sie versteht. Der Marmorkuchen gehört zu seinem Standardrepertoire, Journalisten und Politiker kennen diese Geschichte. Je länger Tissen sie erzählt, desto unbedenklicher wird der Zucker im Kuchen und desto trügerischer der Schluss, ohne Zucker wären alle Menschen gesünder.

Als Tissen die Bühne wieder verließ, war es, als hätte er den Zucker und all die kritischen Studien der Wissenschaft beinahe zum Verschwinden gebracht, halb Greenpeace-Aktivist, halb Harry Houdini, der Zauberer.

Der Kampf um den Zucker, den Tissen und Monstadt führen, ist auch die Geschichte eines organisierten Verwirrspiels. Sie beginnt in den 60er-Jahren des vergangenen Jahrhunderts in den USA.

Damals suchten Wissenschaftler in Amerika und Europa nach einer Erklärung dafür, warum sich Herzkrankheiten, an denen Tausende Patienten starben, seit einiger Zeit in einer Geschwindigkeit ausbreiteten, als wären sie eine rätselhafte Seuche. Ernährungsforscher fanden zwei mögliche Erklärungen, daraus entwickelte sich eine Art Glaubenskrieg, angeführt von zwei Vorkämpfern.

Der eine, Ancel Keys, Amerikaner, glaubte, dass tierische Fette im Essen das Herz angriffen, schließlich ließen sie den Cholesterinspiegel steigen. Der andere, John Yudkin, Brite, hielt dagegen industriell hergestellten Zucker für das größere Problem. Die Menschen nahmen schließlich Fette auf, seit sie aßen, also seit Urzeiten. Der industriell hergestellte Zucker dagegen kam erst Mitte des 19. Jahrhunderts in ihr Essen.

Einige Zeit duellierten sich Keys und Yudkin mit Vorträgen auf Kongressen und mit Artikeln, die in renommierten Fachzeitschriften erschienen; Zeitungen, Magazine, Radio und Fernsehen berichteten über ihre Forschungsergebnisse. Irgendwann schien es, als könnte sich Yudkin mit seiner Ansicht durchsetzen.

Da sah die amerikanische Zuckerlobby den Moment gekommen, eine geheime Operation zu starten, Codename "Projekt 226", die sie seit einiger Zeit vorbereitete. Yudkin gefährdete ihre Geschäfte, jemand musste seine Ergebnisse unglaubwürdig machen. Also beauftragte die Sugar Research Foundation, eine von der Zuckerindustrie finanzierte Organisation, einen Ernährungswissenschaftler namens Mark Hegsted damit, Yudkins Forschung zu widerlegen. Die Studien, die er dafür auswerten sollte, suchte der Chef der Lobbyisten selbst aus. Der ließ auch durchblicken, welches Ergebnis er erwartete. Er bot Hegsted umgerechnet mehr als 40.000 Euro für seine Dienste.

Hegsted, Professor der amerikanischen Eliteuniversität Harvard, war der perfekte Kandidat für diesen Auftrag. Er hatte in der Wissenschaftswelt einen sehr guten Namen. Er hielt es eher mit Keys, erregte also keinen Verdacht. So kam es, dass "Projekt 226" die Wirkung entfaltete, die sich die Zuckerbosse vorgestellt hatten.

Das geheime "Projekt 226" erfüllte

die Hoffnungen der Zuckerbosse

Die Studie, die Hegsted mit ein paar Kollegen erstellt hatte, erschien im Jahr 1967. Zucker im Essen war demnach etwas, worüber sich die Menschen keine Sorgen machen mussten. Der Rest ist schnell erzählt.

Hegsted wurde wenig später Ernährungsbeauftragter der US-Regierung. Seine Ergebnisse, veröffentlicht in einem der angesehensten Wissenschaftsmagazine der Welt, bestimmten die wissenschaftlichen Debatten und beeinflussten die Ernährungsleitlinien, die Regierungen in den USA und Europa jahrzehntelang herausgaben. Sie sind der Grund, warum Ärzte und Fachgesellschaften weltweit mehr als 40 Jahre lang fettarme, dafür aber zuckerreichere Ernährung empfohlen haben. Sie erklären, warum Yudkin nicht mehr auf Kongresse eingeladen wurde und auch warum die Menschen bis heute in neun von zehn Fällen unterschätzen, wie viel Zucker sich in vielen Nahrungsmitteln verbirgt, und erst allmählich ein Bewusstsein dafür entwickeln, wie gefährlich das für sie sein kann.

Lange Zeit glaubte die Welt, es wäre alles zwangsläufig so gekommen, als hätte sich in einem wissenschaftlichen Streit eben die Seite mit den besseren Belegen durchgesetzt. Doch Keys gilt inzwischen als wissenschaftlicher Scharlatan, der Studienergebnisse manipulierte. Vor allem aber fanden Gesundheitsforscher aus den USA vor gut zwei Jahren in Archiven alte Briefe und andere Unterlagen, die das "Projekt 226" dokumentieren. Seither sieht der vermeintliche Lauf der Dinge eher wie eine große, folgenreiche Verschwörung einer mächtigen Industrie aus.

Fälle wie dieser nutzen Dietrich Monstadt, dem Gesundheitspolitiker der CDU, und machen es dem Zuckerlobbyisten Günter Tissen schwerer, mit seinen Argumenten zu Politikern und Medien durchzudringen. Denn sie zeigen, was in der Schlacht um den Zucker auf dem Spiel steht, welche Macht die Industrie hat und dass sie bei der Wahl ihrer Waffen nicht zimperlich ist.

Tissen hat einen Stapel Papier vor sich auf dem Tisch liegen, Hochglanzbroschüren, neuere Studien. Er legt großen Wert darauf, dass er und sein Verband sich auf die wissenschaftlichen Erkenntnisse namhafter Institute stützen. Er hält sich an die Fakten, soll das heißen.

"Zucker", sagt Tissen und formt mit seinen Händen eine Raute, eine Geste der Mächtigen, "macht an sich weder dick noch krank." Anders als es immer behauptet werde, nähmen die Menschen heute nicht mehr Kalorien und nicht mehr Zucker zu sich als früher.

Es ist eines seiner wichtigsten Argumente. Es ist seine Erklärung dafür, warum Zucker unmöglich an den zunehmenden Volkskrankheiten schuld sein kann. Denn wenn die Menschen nicht mehr Zucker essen und trinken als früher, dann kann er sie wohl kaum immer kranker machen.

Tissen und sein Verband fanden diese Information so wichtig, dass sie sie im vergangenen Jahr in einem Schreiben an Bundestagsabgeordnete verschickt haben. Sie haben außerdem eine Pressemitteilung verfasst, die sie an Dutzende Redaktionen gemailt und auf die Internetseite des Lobbyverbands gestellt haben. Natürlich nannten Tissen und sein Verband auch Institute und deren Untersuchungen, die angeblich alles belegen.

Die Sache ist nur, dass sie das nicht tun.

Jene Studie, die angeblich beweist, dass die Deutschen heute nicht mehr Kalorien aufnehmen als früher, bildet in Wahrheit nur die Veränderungen in der Zeit von 2006 bis 2012 ab, es geht also um sechs Jahre in der jüngeren Vergangenheit.

Das Bundesinstitut, auf das sich die Zuckerlobbyisten zudem bezogen, stellte klar, dass die die Daten falsch interpretiert hatten. Zudem besagen offizielle Zahlen der Vereinten Nationen, der EU und der Bundesregierung, dass die Deutschen heute deutlich mehr zugesetzten Zucker verbrauchen als in den 60er-Jahren.

Je länger man Tissen dazu befragt, desto unruhiger wird er. Er fängt an, auf seinem Stuhl herumzurutschen, ruft seine Sekretärin herein, steht auf, um in einem Büro nebenan um irgendetwas zu bitten.

Nach und nach stellt sich heraus, dass er nur den weißen Haushaltszucker meint, wenn er von Zucker spricht. So sieht alles viel harmloser aus. Es ist, als gäbe es all die anderen Zuckerarten und zuckerhaltigen Süßungsmittel nicht, die die Industrie ins Essen mischt, auf ihren Verpackungen aber nicht als Zucker führt.

Und wenn Tissen erwähnt, dass die angesehene Deutsche Gesellschaft für Ernährung die zuckerkritische Haltung der Weltgesundheitsorganisation übrigens mit Skepsis betrachte, dann sagt er das Wesentliche nicht. Diese Kritik bezieht sich auf Details, grundsätzlich sind sich beide Organisationen einig, dass Menschen so wenig wie möglich gezuckerte Sachen essen und trinken sollten, wenn sie gesund bleiben wollen.

So geht das eine ganze Weile.

Tissen und sein Verband hantieren gern mit Daten, die im Gewand wissenschaftlicher Genauigkeit daherkommen. Sie benutzen einen Ausschnitt der Wirklichkeit, der ihnen vorteilhaft erscheint, klein genug, um unliebsame Wahrheiten in ihr Gegenteil zu verkehren. Die anderen Verbandsvertreter und Unternehmensmanager der Nahrungsmittelwirtschaft machen es ähnlich, ihre Argumente sind die gleichen, oft klingen sogar ihre Sätze gleich.

"Früher", sagt Dietrich Monstadt in seinem Berliner Abgeordnetenbüro, "waren es die Tabakkonzerne, die teilweise mit falschen Zahlen und irreführenden Angaben

gearbeitet haben, sodass die Menschen nicht erfahren haben, wie schädlich ihre Produkte in Wahrheit sind. Heute ist es die Zuckerwirtschaft." Er glaubt deshalb nicht, dass die Wirtschaft von selbst etwas unternimmt, obwohl sie das gern beteuert. Sie hatte lange genug Zeit, findet er.

Ihm geht einer von Tissens Sätzen nicht mehr aus dem Kopf, den er neulich gelesen hat. Der Staat habe kein Recht vorzuschreiben, was schmecken darf und was nicht. Es war, als hätte er gesagt, dass Politiker wohl kaum Übergewicht verbieten können.

Monstadt lacht ein sarkastisches Lachen. Es sind ja nicht nur Männer wie Tissen, die so tun, als wolle er den Deutschen die Freiheit nehmen, zu essen, was sie wollen. In seiner Partei, der Union, gibt es Kollegen, die es ähnlich sehen. Trotzdem ist er guter Dinge. Er hat einen neuen Gesundheitsminister und eine neue Landwirtschaftsministerin, beides Parteifreunde, beide jung, beide aufgeschlossen, die Sache anzugehen.

Monstadt will Fakten schaffen. Tissen sät Zweifel. So lange es Zweifel gibt, kann er hoffen, dass alles bleibt, wie es ist.